

Wilhelm und Helga Strube

KEPLER

und der General



Historischer Roman

Wilhelm und Helga Strube

KEPLER
und der General

Historischer Roman

Verlag Neues Leben Berlin

ISBN 3-355-00456-1

© Verlag Neues Leben, Berlin 1985

2. Auflage, 1987

Lizenz Nr. 303 (305/213/87)

LSV 7001

Schutzumschlag und Einband: Christel Ruppin

Typografie: Christel Ruppin

Schrift: 10p Garamond

Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30

Bestell-Nr. 643 851 8

00920

Für Christiane

„Niemand ist für sich selbst in die Welt gestellt,
sondern ein jeder hat seine Gaben empfangen,
um damit auch anderen nützlich zu sein.“

Johannes Kepler

ERSTER TEIL

1

„Mögen sich andere zur Hypothese des Copernicus stellen, wie sie wollen. Ich erachte es ihr gegenüber als meine Pflicht und Aufgabe, sie, die ich in meinem Innern als wahr erkannt habe, auch nach außen hin mit allen Kräften zu verteidigen.“

Johannes Kepler

Der 25. November des Jahres 1627 stieg frostklar über dem Nebelrauch der Straßen und Plätze von Ulm herauf. Die Höhe des Michelsberges lag schon in dem milchigweißen Sonnenlicht, auch der Turm des mächtigen Münsters, dessen Mittelschiff alle Dächer der Stadt überragte.

Johannes Kepler war nicht wie gewöhnlich um fünf Uhr aufgestanden. Die Abreise mit dem Schiff war erst auf neun Uhr festgelegt. Aber schlafen konnte er nicht mehr.

Er hörte den Wind durch die Rabengasse streichen. Kalt würde die Fahrt auf der Donau werden, auch wenn die Schiffer heiße Steine in die Kajüte legten.

Es wurde höchste Zeit, daß er aufbrach. Die Temperatur konnte fallen, und Eisschollen fürchteten die Bootsleute mehr als den Wind.

Das Jahr war rasch vergangen, als lief die Zeit gegen Ende des Lebens — wie die Planeten in Sonnennähe — schneller.

Johannes blickte auf die Kerze, die halb heruntergebrannt war.

Zählten die Jahre allein? In gut vier Wochen wurde er sechsfünfzig. Den braunen Bart durchzogen grauweiße Fäden. Das gelockte Haar war dünner geworden, die Haut faltiger, die Furchen über der Nasenwurzel tiefer.

Aber er fühlte sich nicht mehr so abgespannt wie vor acht

Wochen, als das große Tafelwerk endlich gedruckt und gebunden war. Die Reise zur Buchmesse nach Frankfurt hatte ihm gutgetan, trotz des Ärgers mit dem kaiserlichen Bücherkommissar, der erst nach langwierigen Verhandlungen mit Buchhändlern und Jesuiten den Preis für das Tafelwerk festlegte, viel zu spät für den Verkauf am Ende der Messe.

Kepler griff nach dem stattlichen Folioband auf dem Schemel, „Tabulae Rudolphinae“ oder „Rudolfinische Tafeln“ genannt, rückte die Kerze näher heran und betrachtete das Frontispiz, das er selbst entworfen hatte.

Unter dem gewölbten, auf zehn Säulen ruhenden Dach des zehneitigen Tempels standen die Großen der 'Astronomie, ein alter Chaldäer – für die Namenlosen der Frühzeit –, dann Hipparch, Ptolemäus, Copernicus und Tycho Brahe, sein Gegner und Freund.

Johannes nickte dem stolzen Dänen zu und betrachtete sein eigenes Abbild auf einer der Seitenflächen des hohen Sokkels, der den Tempel trug. Georg Keller hatte ihn gut getroffen, ein in Kupfer gestochener Augenblick, der ihn überleben würde.

Der pelzbesetzte lange Mantel und die Zipfelmütze, der Tisch mit der brennenden Kerze im silbernen Leuchter, sie erinnerten an die kühlen, langen Nächte, in denen er die Planeten beobachtet hatte; die Wappen von Böhmen, Prag, Oberösterreich und Linz an die Stationen seines Schaffens; die Tafel über dem Tisch an seine wichtigsten Werke; der Adler und die ihm aus dem Schnabel fallenden Geldstücke an die Summe, die der Kaiser ihm schuldete.

„Ja“, sagte er zu seinem Konterfei, „wir können fröhlich sein. Die Theoretiker zwar werden lieber neunundneunzig Tatsachen opfern als eine ihrer Ideen; die Theologen werden eher den Himmel Lügen strafen als ihr Weltbild prüfen. Aber wer den Lauf der Planeten am genauesten darstellt, dem gehört der Sieg. Ihr Kalendermacher, die ihr den Stand der Planeten angeben wollt, ihr Seefahrer, die ihr geographische

Ortsbestimmungen machen müßt, und ihr Astronomen schließlich, ihr werdet nach unseren Tafeln greifen.“

Kepler hörte seine Stimme in der Kammer verklingen. Gedanken verloschen, wenn sie nicht aufgeschrieben wurden.

Liebevoll strichen seine Finger über den schönen Satz des Buches. Die wunderbare Folge der Buchstaben, Wörter, Zeilen besiegte den flüchtigen Augenblick. Die Freude war stark wie berauschender Wein.

Die Turmuhr des Münsters begann zu schlagen. Die Glocken der Barfüßerkirche und der Dreifaltigkeitskirche mischten sich unter. Unerbittlich drehte sich die Erde in den Morgen. Jeder neue Tag brachte ihn der Entscheidung näher.

Tiefes Geläut schwoh heran. Johannes fühlte das ganze Haus erbeben. Er liebte die Melodie der Glocken, das wuchtige Dröhnen, die Gewalt der schwingenden Luft, das sanfte Verklingen.

Ungern verließ er die freie Reichsstadt, ihre Sicherheit und Geborgenheit, die Freunde; ein Zipfel Heimat auch, Württemberg, das er so sehr liebte und das ihn verstoßen hatte.

Kepler legte das Buch auf den Schemel und sprang aus dem Bett. Das Wasser in der winzigen Schüssel war eisig. Vorsichtig tauchte er die Fingerspitzen hinein und rieb sich die Augen aus; die nächsten Tage würde er ohnehin genug Wasser um sich haben. Er mochte es nicht auf der Haut, nicht einmal an heißen Sommertagen.

Das Licht der Kerze verblaßte gegen das Tageslicht, das durch die Eisblumenfenster drang. Kepler zog dicke Wäsche an, warf sich den wollenen Mantel über und drückte die abgenutzte Reisetasche zu.

Geräusche drangen an sein Ohr, das Stochern eines Schür eisens im Herd, Schritte über ihm in der Dachkammer, das Knarren von Treppenstufen, das Öffnen und Schließen von Türen, Pferdegetrappel und das Rollen von Rädern.

Er öffnete das Fenster, sog die herbe Luft tief in die Lungen, sah einen Leiterwagen aus der Kohlgasse in die Rabengasse einbiegen und vor der Haustür halten.

Der Fuhrmann warf den Pferden eine Decke über den Rücken und hängte ihnen einen Hafersack vor. Er sprach zu ihnen wie zu Menschen, klopfte ihnen den Hals.

Die Pferde schnaubten Spelzen und weiße Wolken in die Luft, stampften unruhig und zerrten an den Zügeln.

„Nur Ruhe, nur Ruhe!“ erscholl die heisere Stimme des Fuhrmanns. Er schlug gegen die Tür. „Wann kommt denn das Gebackse, he?“ Er sprach nicht wie ein Ulmer, und die Knechte, die die Tür aufrissen, lachten über seinen Dialekt. „Morgen denn auch“, riefen sie, „Gebackse gibt's beim Bäcker, hier gibt's Kisten, Fässer, Säcke. Faß ruhig mit an, sie beißen nicht.“

„Märt nicht so“, krächzte der Fuhrmann. „Verdammt kalt für November. Das Futter ist knapp. Wie soll ich meine Tiere über den Winter bringen?“

„Mach's wie die Söldner“, antwortete ein Knecht. „Hol dir, was dir fehlt. Drauf und dran, Spieß voran, Geld oder 's Leben.“

Das Lachen klang unfroh. Der Krieg ging ins zehnte Jahr.

Kepler schloß das Fenster. Eine Stunde blieb ihm noch — Frühstück, Verabschiedung, der Weg zum Hafen.

Sehnsucht flammte in ihm auf. Zwölf Monate hatte er nichts hören wollen, keine Hand rühren außer für die Tafeln. Und nun drei Tage noch, und er war wieder bei Susanna.

Wie war sie ohne ihn zurechtgekommen?

In ihren Briefen ließ sich Susanna nicht anmerken, wie schwer ihr das Warten wurde. Nur zwischen den Zeilen klang etwas von ihrem Kummer durch. Sie trug die Sorge um die Kinder allein. Cordula wurde acht, Friedmar sechs und Hildebart drei Jahre alt. Sie würden ihn kaum wiedererkennen. Zwar waren sie in Regensburg bei Hallers gut aufgehoben, doch sie gehörten schließlich zusammen und brauchten dringend wieder ein eigenes Zuhause.

Nur, wohin sollten sie sich wenden? Nach Linz konnten sie nicht zurück. Dort wurden keine Evangelischen mehr geduldet.

Er war wieder heimatlos wie vor siebenundzwanzig Jahren, als er Graz verlassen mußte. Aber damals war noch kein Krieg, und er war jung und stolz auf sein Märtyrertum gewesen.

Ihm wurde wehmütig zumute. „Großer Gott, du hast mich in die Geheimnisse deines Weltbaues blicken lassen. Ich habe dir zum Ruhm und den Menschen zum Nutzen die Tafeln vollendet. Gib uns wieder ein Zuhause und allen Menschen den Frieden.“

Kepler fühlte noch mehr auf dem Herzen, aber es klopfte, und herein trat Gregor Horst, Freund und Stadtarzt von Ulm. Er überragte Kepler um einen Kopf. Die hochgezwirbelten Enden seines Schnauzbartes wippten über dem weißen Spitzenkragen, kräftige Brauen umwölbten melancholisch blickende Augen. Er strich die gewellten blonden Haare zurück und reichte Kepler die Hand. „Alle sind gekommen, Johannes“, verkündete er zufrieden, „sogar Jonas Saur.“

„Der Teufel soll ihn holen“, fluchte Kepler. „Er kommt doch nicht meinetwegen.“

„Er kann umsonst essen und trinken“, sagte Horst. „Aber zurückweisen wollte ich ihn nicht. Am liebsten würde ich ihm ein Abführmittel in den Wein geben.“

Johannes liebte deftige Worte und Späße. „Bei seiner Gier müßte er nachher lange sitzen. Der Hintern würde ihm einfrieren.“ Die Vorstellung ergötzte ihn so, daß er sich das Lachen verbeißen mußte, als er die Wendeltreppe hinunterging in die getäfelte Empfangshalle, wo sich an einer üppig gedeckten Tafel die Gäste drängten: der Bürgermeister, in dessen goldener Amtskette die Edelsteine blitzten, Festungsbaumeister Johannes Faulhaber im grünen Wams mit ziselierten Silberknöpfen; Baptist Hebenstreit, Rektor des Gymnasiums, und Pastor Wilhelm Bachmair in ihren schwarzwollenen Gewändern. Den letzteren fühlte sich Kepler besonders verbunden, denn sie hatten das Papier aufbewahrt, den Druck mit überwacht und unermüdlich Korrektur gelesen.

„Ohne euch wäre das Tafelwerk noch nicht fertig“, sagte er und schüttelte ihnen die Hände.

Aus dem Hintergrund trat der Jesuitenpater Keller. Kepler hatte ihn vor über dreißig Jahren in Graz kennengelernt. Keller war ein Verehrer der Astronomie und ein fanatischer Priester der Papstkirche.

Er verbeugte sich leicht. „Unser Orden hat Euer Werk stets wohlwollend verfolgt, Johannes. Der Kaiser wird Eure Tafeln gnädig aufnehmen. Ich wünschte von ganzem Herzen, daß Euch der Geist, der Euch bei der wissenschaftlichen Arbeit so tief erleuchtet hat, nun auch in den Glaubensdingen auf den richtigen Weg führe.“

Bevor Johannes antworten konnte, drängte sich der grobschlächtige Jonas Saur vor mit der Miene und den Gesten eines, der wußte, was er wert war.

Kepler reizte der selbstgefällige Blick, und er sagte: „Ihr hättet mich bald zur Verzweiflung getrieben, Jonas. Ihr seid ein Meister der Schwarzen Kunst, aber müßt Ihr anderer Leute Geldbeutel auspressen wie eine Zitrone?“

„Laßt Euch das Geld vom Kaiser wiedergeben“, antwortete Jonas Saur unbeeindruckt. „Ich habe den Krieg und die Teuerung nicht gemacht. Ihr solltet froh sein, daß ich nicht noch mehr verlangt habe. Hättet weit und breit keinen Besseren gefunden als mich.“

„Keinen Streit an diesem Tage!“ rief der Bürgermeister.

„Wohl gesprochen“, bestätigte Gregor Horst, „an die Tafel, Brüder. Auf einem vollen Magen sitzt ein fröhlicher Kopf.“

„Unser Stadtarzt muß es wissen“, sagte Baptist Hebenstreit, während seine schlanken Finger eine Schüssel mit heißer Wurstbrühe liebevoll umschlossen. Das kurze Haar und der blonde Vollbart über der schmalen hochgestellten Halskrause gaben dem Rektor ein jugendlich forsches Aussehen.

Im Kamin flammten und knackten Buchenscheite. Glühwein und Tee dampften in irdenen Krügen. Der Frostwind, der Duft frischgebackenen Brotes und die appetitlich ange-

richteten Fleisch- und Fischspezialitäten ließen den Gästen das Wasser im Mund zusammenlaufen.

„Die Heilkunst wirft mehr ab als blanke Dukaten“, meinte Pastor Bachmair zu seinem Nachbarn. „Da bringt einer eine Schlachtschüssel oder einen Schinken oder Würste und Speckseiten, eine Gans oder Pute für eine gelungene Behandlung; oder ein Schock Eier oder einen Hecht, frisch aus der Donau, oder einen Fasan oder Hasen – Leckerbissen allemal.“ Er holte tief Luft und schnitt sich ein Stück vom Knochenschinken ab, das er mit einer Scheibe Käse belegte.

„Wenn einer ein so guter Doktor ist wie unserer, mag es schon wahr sein“, antwortete Faulhaber. „Aber ihr Pastoren habt doch auch eure Tauf-, Hochzeits- und Sterbepäckchen nebenbei.“ Er deutete ungeniert auf die beachtliche Wölbung unter des Pastors Mantel.

Johannes aß gern und brauchte keine Rücksicht auf seine Figur zu nehmen, die zierlich und wohlproportioniert geblieben war. Er biß herzhaft in eine Rehkeule und ließ sich vom Glühwein erwärmen.

„Ein Jahr hast du mich bei dir wohnen lassen und verwöhnt“, sagte er zum Stadtarzt. „Wie soll ich dir’s vergelten?“

„Hast du schon. Ohne deine Warnung läge ich längst unter der Erde. Jeden Abend danke ich Gott, daß ich Prag verlassen habe, bevor die Verfolgung unserer Glaubensbrüder begann.“

Er hob den Becher. „Wir hätten deine Frau und deine Kinder auch gern hier gesehen“, fuhr er fort. „Es war freilich ein bißchen eng; der Umbau, der vor dem Winter nicht fertig wurde. Und du dachtest, der Druck ginge schneller voran. Aber wenn du willst“, er hob die Stimme, „die Stadt wird dich und deine Familie jederzeit aufnehmen, nicht wahr, Bürgermeister?“

Der Angesprochene geriet in Verlegenheit. „Sind wir undankbar?“ wandte er sich an seine Ratsherren. „Hat uns Kepler Ehre bereitet?“

Zufrieden hörte er zwischen den Eßgeräuschen das zustimmende Gemurmel.

„Meine Herren“, fuhr er gewichtig fort, „die besten Sterntafeln seit Menschengedenken sind in unserer Stadt gedruckt worden. Das wird uns für alle Zeiten mit dem erhabenen Himmel verbinden.“

„Mit den Sternen, würde ich sagen“, berichtigte Pastor Bachmair mit einem schnellen Blick auf den Jesuitenpater.

„Der Himmel ist allein des Herrn. Aber Ihr meint gewiß das Richtige.“

Der Bürgermeister ließ sich seinen Ärger nicht anmerken. „Richtig, Pastor, immer das treffende Wort an die passende Stelle. Trinken wir auf den Schöpfer der ‚Rudolfinischen Tafeln‘.“

„Auf Seine Majestät Ferdinand II. doch wohl auch“, warf Jesuitenpater Keller mit scharfer Stimme ein.

„In drei Teufels Namen auch!“ entgegnete der Bürgermeister schroff. „Aber sein Krieg, will sagen, gefällt uns Bürgern gar nicht. Wir wollen endlich in Frieden leben, unangefochten in unserer Freiheit – auch in Glaubensdingen. Prosit!“

Der Jesuitenpater deutete mit keiner Bewegung an, wie er die Worte des Bürgermeisters aufgenommen hatte. Er trank nur einen winzigen Schluck. Sein Gesicht wirkte asketisch durch die tiefliegenden Augen und die schmale Nase. Johannes würde mit ihm die Kajüte teilen müssen. Der Pater wollte nach Dillingen, das auf dem Weg nach Regensburg lag.

Obgleich er die Gelehrsamkeit Kellers schätzte, hätte Kepler sich doch einen weniger anstrengenden Reisebegleiter gewünscht. Er mußte aus der Not eine Tugend machen. Die Jesuiten waren bestens über die Lage am Hof unterrichtet. Vielleicht ließ sich aus dem Pater etwas über die Absichten des Kaisers herauslocken.

Faulhaber schob sich an die Seite des Bürgermeisters und hob den Arm. „Liebe Bürger, die ‚Rudolfinischen Tafeln‘ sind für alle Welt. Zuviel Ruhm für eine Stadt. Aber der Ulmer Metzen, den uns Kepler gab, der ist ganz und gar unser und sucht dennoch seinesgleichen. Wo auf der Welt gibt es einen

solchen Eichkessel, der das Volumen, das Gewicht und die Länge mißt.“

Faulhaber schneuzte sich und fuhr fort: „Welch ein Kunstwerk ist dieser Kessel zugleich, in Bronze gegossen, auf mächtigen Löwentatzen ruhend, umgürtet in kunstvollen Lettern mit den Versen, die Johannes gedichtet:

„Zween Schuh mein Tief; ein Ellen mein Quer;
ein geeichter Eimer macht mich leer;
dann sind mir vierthab Zentner blieben,
voll Donauwasser wieg ich sieben,
doch lieber mich mit Körnern eich
und vierundsechzimal abstreich
so bist du neunzig Ime reich.“

Beifall erklang, Kepler sichtlich zur Freude. Er liebte es, den Sinn eines Gedankens auf gefällige Weise auszudrücken, und bevorzugte die Versdichtung.

Zugleich war er belustigt. Form und Maß des Meßkessels hatte er in wenigen Wochen entworfen und berechnet. In den Sterntafeln aber steckte die Arbeit von Jahrzehnten. Trotzdem verstand er die Ulmer Bürger und war zufrieden, daß er mit dem Eichkessel ihre Gunst erworben hatte.

Er hörte den Baß des Bürgermeisters, der sich mit einer ausladenden Geste an die Versammlung wandte. „Für den Ulmer Eichkessel überreichen wir Euch, Johannes Kepler, Mathematiker dreier Kaiser und der Landstände von Oberösterreich, im Namen unserer ehrwürdigen Bürgerschaft diesen in Silber und Gold gearbeiteten Kelch, gut seine dreißig Dukaten wert.“

Er hielt ihn hoch und schwenkte ihn nach allen Seiten, bevor er ihn mit Glühwein füllte und Kepler zum Umtrunk reichte. Abschließend schenkte Kepler dem Bürgermeister ein Exemplar der Sterntafeln. „Euch und der Stadt als Dank, auf daß die Sterne immer über einer freien und glücklichen Bürgerschaft des schönen und gastfreundlichen Ulm leuchten mögen.“

Es wurde still. Jeder dachte an die furchtbaren Heere Tillys

und Wallensteins, die viele protestantische Länder erobert hatten. Nur die großen Städte widerstanden noch der kaiserlichen Macht.

„Was auch immer kommen mag“, entgegnete der Bürgermeister pathetisch, „unsere Heimat, lieber Johannes, soll auch stets die Eure sein.“

Schöne, gutgemeinte Worte, aber die Stadt brauchte keinen Astronomen. Die den Tisch plaudernd und schmausend umstanden, lebten in gesicherten Verhältnissen. Kepler dagegen war abhängig von seinem Schuldner. Ihm drängte sich das Gesicht Kaiser Ferdinands II. auf, dessen weiche Züge nicht Güte, sondern Indolenz verrieten.

Er besaß ein allzu offenes Ohr gegenüber den Jesuiten, die im Kolleg zu Ingolstadt seinen Geist geformt und ihn für den Kampf gegen den Protestantismus gerüstet hatten.

Die Papstkirche war unnachgiebiger denn je geworden. Vor einigen Jahren hatte sie Copernicus' Werk und Galileis „Sternenboten“ auf den Index gesetzt, dann sein eigenes Werk über die kopernikanische Astronomie. Galilei durfte Copernicus' Astronomie nicht mehr lehren. Sie würde auch ihm, wenn er ihr beitrug, Fesseln anlegen.

Das Getrappel vieler Schuhe riß Johannes aus seinen Gedanken. Die Tür wurde aufgerissen, die Stadtkapelle formierte sich in der Gasse. Das Lied „Innsbruck, ich muß dich lassen“ wurde angestimmt:

Der Augenblick des Abschieds ließ sich nicht mehr hinauschieben.

„Auch lege ich nicht alle Lenkung des menschlichen Schicksals dem Himmel zur Last. Ich bin überzeugt, daß die wissenschaftliche Begründung himmelweit von jener törichten Volksmeinung verschieden ist, die man nicht mit Unrecht als Wahnsinn bezeichnen darf.“

Johannes Kepler

Langsam verschwand die tiefstehende Sonne hinter dem steilen Dach des Fleischhauses, das den Hallerschen Hof mit seinen Nebengelassen überragte.

Susanna Kepler legte das Strickzeug ins Körbchen. Sie hörte den Windlaut im Schornstein, das Flüstern der Kinder in der Spielecke. Wieder bemächtigte sich ihrer die Unruhe, die Johannes' Brief in ihr geweckt hatte. Endlich sollte die trostlose Zeit ein Ende haben. Lange, viel zu lange hatte sie ohne den Mann auskommen müssen.

Aber sie fürchtete sich auch vor dem Wiedersehen. Etwas schien ihr unwiederbringlich verloren, seit Johannes sie nach ihrer Flucht aus Linz in Regensburg zurücklassen mußte.

Sie hatten gemeinsam nach Ulm gehen wollen, aber auf dem Schiff raubten Schneestürme ihnen die Wärme unter den Decken, so dicht sie auch aneinanderrückten. Eisschollen trieben im Strom, rammten das Boot; den Rudermännern erstarrten die Hände. Die Kinder wurden krank, und in Regensburg mußten sie die Fahrt abbrechen.

Ein paar Tage später, nachdem sie bei Hallers ein Unterkommen gefunden hatten, war Johannes allein weitergereist, einen Monat vor dem Christfest und seinem fünfundfünfzig-

sten Geburtstag. Um in Ulm den Druck der Sterntafeln zu überwachen.

Hätte er nicht bis zum Frühjahr warten und sie mitnehmen können?

Vielleicht tat sie ihm unrecht; er war versessen auf die Sterntafeln. Sie wünschte ihm auch den Triumph über die Feinde und Spötter. Doch seine Familie brauchte ihn, mehr als dieser von Gott verlassene Kaiser, der sie um ihre Heimat gebracht hatte.

Johannes hoffte, seinen Lohn zu erhalten, wenn er dem Kaiser das Tafelwerk überreichte, aber sie zweifelte daran. Der Kaiser verwandte das Geld seiner Untertanen lieber für seinen ehrgeizigen Krieg oder für seine Jagdhunde. Auch Johannes mußte das wissen. Aber er war zu gutgläubig; er vertraute immer wieder auch der Güte seiner Feinde, obgleich er mehr als genug Leid erfahren hatte.

Susanna erhob sich und öffnete das Fenster. Die Luft roch nach Rauch und Schnee. Die Dächer glänzten unter dem Reif. Gestern schon hätte das Schiff eintreffen sollen. Es hatte vor fünf Tagen Ulm verlassen, und länger dauerte die Fahrt stromab nur selten.

Johannes mutete seinem Körper zuviel zu, die langen Reisen nach Nürnberg und Memmingen, um die Zahlungsanweisungen des Kaisers einzulösen und Papier zu beschaffen; die harten Monate während der Belagerung in Linz; die Reise zur Buchmesse nach Frankfurt; alles neben der mühseligen Arbeit.

Susanna spürte die Wärme ihrer Tochter, die sich an ihre Seite drückte, und zog sie an sich.

„Kommt Vater noch?“ fragte Cordula leise.

„Ich gehe noch mal zum Hafen, bevor es dunkel wird. Sprich Friedmar und Hildebert ein Lied vor. Wenn ich zurückkomme, singen wir es.“

„Aber das vom Knecht Ruprecht“, rief Friedmar.

Susanna schlang sich ein wollenes Tuch um die Schultern. Ein matter Schein erhellte die steile Treppe, an die sie sich

nicht gewöhnen konnte. Im Landschaftshaus zu Linz hatten breite und sanft ansteigende Stufen zu ihrer Wohnung und in die Bibliothek geführt.

Immer wieder kehrten ihre Gedanken nach Linz zurück. Dort hatte sie Johannes nach dem Tode seiner ersten Frau kennengelernt.

Dreizehn Frauen bewarben sich damals um den Witwer, alle aus guter Familie und wohlhabend. Sie als arme Waise machte sich keine Hoffnungen.

Die meisten Männer suchten eine reiche Frau. Auch Johannes prüfte Stand und Vermögen, erwog Vorzüge und Nachteile jeder einzelnen. Doch am Ende folgte er der Stimme seines Herzens.

Aus der Hallerschen Küche drangen Geräusche. Ein würziger Duft hing in der Luft. Susanna öffnete die Tür.

Die Magd kniete vor dem Herd und blies in die Glut. Martha Haller, stattliche Hausfrau von fünfundvierzig Jahren, hatte die Ärmel hochgekrempt und knetete energisch Kuchenteig.

„Plätzchen für Knecht Ruprecht. Gehst du zum Hafen?“ Ihre Stimme klang mütterlich besorgt.

Bevor Susanna antworten konnte, fuhr Martha Haller fort: „Du machst dir jetzt zu viele Gedanken, Susanna. Er wird schon kommen.“

Sie strich den Teig von den Händen.

„Bleib nicht so lange in der Kälte. Ich seh inzwischen nach den Kindern.“

Susanna verließ das Haus. Der Wind schob sie vor sich her, riß an ihrem Tuch, blies ihr das Haar ins Gesicht. Sie zog das Tuch fester und lief zur Donau.

Die Gassen waren wie leer gefegt. Selbst die Bettler hatten sich ins Armenhaus verkrochen. Ein paar Halbwüchsige tollten um den Brunnen und verspotteten eine alte Frau, die zwei Eimer am Tragholz schleppte und bei jedem Schritt Wasser verschüttete. Als Susanna herankam, rannten sie lärmend davon.

Susanna lief durch das Halbdunkel des Mauttores bis dicht ans Ufer, von dem abschätzenden Blick des Torwächters gefolgt. Ein kaltes Violett schwebte über den langgezogenen Inseln, die den Fluß in zwei Arme teilten. Schneeflocken trieben vereinzelt über die dunkle Strömung, wirbelten über die Mauern und Türme der Stadt. Die Flußränder froren schon zu.

Wie konnte Johannes so lange allein zurechtkommen? Stets hatte sie ihn umsorgt, nicht gestört, wenn er in seiner Arbeit steckte, ganz anders als seine erste Frau, Barbara.

Die war schwerfällig; alle Dienstboten liefen ihr davon, bis auf eine krumme Magd. Nie durfte Johannes ihr Vermögen angreifen, lieber litt sie Not. Aber sie gab ihm zuliebe ihre Heimat in der Steiermark auf und teilte mit ihm die schweren Jahre in Prag.

Susanna wollte sie nicht herabsetzen, und Barbaras Kinder waren ihr so lieb wie ihre eigenen. Ludwig hatte sich ihr schnell anvertraut. Er war damals gerade sechs Jahre alt geworden. Jetzt studierte er in Tübingen und lebte gern auf großem Fuß, so daß Johannes einen Freund bitten mußte, auf ihn achtzugeben.

Barbaras Tochter aus erster Ehe war fast so alt wie sie selbst gewesen. Regina meinte, sie wäre zu jung für ihren Vater. Erst als Regina selbst heiratete, kamen sie sich näher.

Sie war viel zu früh gestorben.

Susanna wollte nicht an diese traurige Zeit denken. Sie mußte fröhlich sein, wenn Johannes kam.

Ihre Hochzeit in Eferding war schön gewesen, obgleich Johannes für die Trauung am 30. Oktober 1613 eine schlechte Konstellation der Planeten berechnet hatte. Wer konnte wissen, daß sie dreizehn Jahre später aus Linz vertrieben werden würden!

Herr und Frau von Starhemberg waren ihre vornehmsten Gäste bei der Hochzeit. Die Geschenke konnten sich sehen lassen; auch die Landstände gratulierten. Johannes wollte keine große, aber eine eindrucksvolle Feier. Schließlich mußte er es denen zeigen, die ob seiner Wahl die Nase rümpften.

Und den Feinden in ihrer Kirche, diesem Hauptpastor Daniel Hitzler, der ihn exkommuniziert und ihm die Trauung verweigert hatte. Ein Schandmaul vor dem Herrn, ein eifriger Diener des Stuttgarter Konsistoriums, der jeden beargwöhnte, der nicht seiner Meinung war. Ihm gönnte sie die Lehre, die ihm die Jesuiten später erteilten, jetzt war auch er ein Flüchtling.

Doch sie wollte nicht verzeihen wie Johannes, der ihm noch Zuflucht gewährt und weitergeholfen hatte.

Der Eiswind brannte auf ihrem Gesicht. Sie stand hier herum und wartete auf ein Boot. Wer wußte, wo Johannes sich aufhielt. Er ließ sich leicht ablenken und war zu willig, wenn andere ihn um etwas baten.

Aus dem Halbdunkel eines Mauervorsprungs trat ein bärtiger Fischer. „Heute kommt kein Kahn mehr, Frau. Bei diesem Wetter geht man beizeiten vor Anker.“ Er zog eine Flasche aus der Jackentasche. „Apfelkorn“, sagte er zufrieden und trank einen Schluck. Einladend hielt er Susanna die Flasche vor die Brust.

Susanna starrte über die mächtige Steinerne Brücke auf das gegenüberliegende Ufer zur Stadt am Hoff, wo die ersten Lichter aufflammten.

„Sie ist zu stolz“, hörte sie die Stimme des Fischers. „Sie wird krank werden.“

„Danke, nein“, sagte sie, „ich friere nicht.“ Sie vermied den Blick in die mausgrauen Augen des Mannes, der sie unverwandt fixierte.

Hinter sich vernahm sie feste Schritte. Der Fischer steckte die Flasche unter die Jacke und verschwand, während sich der Torwächter vor ihr aufbaute.

„Wir schließen jetzt.“ Er wischte sich einen Tropfen von der Nase. „Treibt sich viel Gesindel herum.“

Von der Spitze der oberen Insel tauchte ein dunkler Punkt auf, der rasch größer wurde. Es war ein Boot, hatte die Segel gerefft und trieb am Prepruner Tor vorbei. Schnell näherte es sich dem Weintor und dem Mauttor.

Die Glocke der Pfarrkirche schlug fünf Uhr. Sie war immer die erste. Ihr folgten die Kathedrale St. Johann und das Münster, die Klosterkirche und die anderen.

Susanna kannte sie alle, aber jetzt achtete sie nur auf das Boot, das die Rudermänner mit kräftigen Schlägen aus der Strömung in den Hafen trieben. Eine Leine wirbelte um eine Bohle. Das Wasser rauschte unter dem Kiel. Ein Schiffer sprang auf den Landungssteg.

Vergeblich suchten Susannas Augen das Schiff ab.

„Wir kommen aus Ingolstadt“, sagte der Kapitän. „Einen Kepler haben wir nicht an Bord.“

Susanna wandte sich ab.

„Wie wäre es mit einem Schwätzchen in der Wachstube?“ Der Torwächter zwinkerte einladend. „Wir machen uns einen Glühwein, Sternguckerin. Ich bin nicht zu verachten“, fuhr er selbstgefällig fort. Seine Bartenden zitterten.

„Sternguckerin?“ Susanna stieg das Blut in den Kopf. „Was bildet Er sich ein?“ rief sie.

Dieser dummdreiste Lackel wußte genau, wer sie war. Hatte sie gestern schon lüstern gemustert. Mehr Respekt vor der Frau des Kaiserlichen Mathematikers, bitte sehr.

In den Gassen war es dunkel. Kerzen und Öllampen flackerten hinter den Fensterscheiben. Der Wind klapperte mit Dachschindeln und Fensterläden.

Bald war Nikolaustag und erster Advent. Die Kinder brauchten Schuhe und warme Kleidung. Würden sie den Winter über in Regensburg bleiben? Einen kleinen Vorrat an Holz hatte sie vorsichtshalber gekauft. Im Winter wurde es teurer.

Aus einer Weinschenke drang wilder Gesang. Eine Schar Kinder rannte über den Domplatz. Auf dem Dach der Kathedrale lag der matte Glanz des hoch stehenden Mondes. Susanna öffnete die bronzebesetzte Tür des Doms. Große Kerzen brannten neben dem Altar. Leise Orgelmusik schwebte unter dem hohen Gewölbe. Sie faltete die Hände. „Der du die Mühseligen und Beladenen schützt, Herr, schau

auf mich herab. Gib mir meinen Mann und unseren Kindern ihren Vater wieder. Stürze uns nicht in Verzweiflung. Rette uns vor dem Verderben. Erhöre mich und sei mir gnädig. Amen.“

Sie empfand ihr Gebet als nicht inbrünstig genug, aber sie konnte nicht so schöne Worte finden wie Johannes, der Bücher über sein Glaubensbekenntnis geschrieben und selbst Gebete verfaßt hatte. Seine Gedanken waren viel tiefer und gewichtiger als ihre.

„Es gibt nichts“, hatte er gesagt, „was ich mit größerer Peinlichkeit zu erforschen und so sehr zu wissen verlange als dies: Kann ich wohl Gott, den ich bei der Betrachtung des Weltalls geradezu mit Händen greife, auch in mir selbst finden?“

Ob Gott in der Seele des Menschen wohnte? Die Calvinisten verurteilten jeden bis auf wenige Auserwählte zur ewigen Verdammnis. Wer daran glaubte, ging voller Angst in den Tod. Starhembergs waren Calvinisten, aber sie hielten sich für auserwählt.

Nein, sie vertraute wie Johannes auf die Gnade des Herrn und glaubte wie er, daß alle Menschen vor Gott gleich seien.

Die Orgel verstummte, ein Kirchendiener hantierte auf dem Altar; es wurde Zeit, daß sie zu den Kindern zurückkehrte. Der Wind fing sich im Portal. Ein Bettler streckte ihr die Hand entgegen, aber sie trug keine Münze bei sich und nahm seine Verwünschung mit auf den Weg.

Die Bettelei war zur Plage geworden. Der Krieg machte immer mehr Menschen obdachlos. Die Armenhäuser waren überfüllt; die Städte sperren die Tore, aber einige fanden immer wieder einen Durchschluß. Wo sollten sie auch hin, wenn ihnen Haus und Hof abgebrannt und das Vieh geraubt worden war?

Dagegen hatten sie's noch gut getroffen. Die Küche war geräumig, auch die Kammer reichte. Hallers waren großzügig. Johannes kannte sie von Graz, das auch sie hatten verlassen müssen. Sie vergaßen ihre eigene Flüchtlingsnot nicht und nutzten die anderer nicht durch wucherische Miete aus. Für

die Kinder schenkte ihr Hans Haller oft ein Stück Tuch aus seiner Gewandschneiderei, und seine Frau verwöhnte sie mit Leckereien.

Aber das war nichts für die Dauer. Sie brauchten wieder ein eigenes Heim. Johannes mußte ein Zimmer für sich allein haben, sonst konnte er nicht arbeiten und wurde unruhig.

Wohin würde er sich wenden? Nach Linz gab es kein Zurück. Auch Böhmen war katholisch. Seine Glaubensbrüder in Württemberg wiesen ihn ab, weil er Andersgläubigen Gerechtigkeit widerfahren ließ und die kopernikanische Astronomie verteidigte.

Das Konsistorium in Stuttgart wollte es nicht wahrhaben, daß die Bibel verschieden ausgelegt werden konnte, es maßte sich die einzig richtige Interpretation an. Dieses Recht aber konnte jede Partei für sich beanspruchen. So entstanden Feindschaften, Verfolgung, Krieg.

Wie oft hatte Johannes seine Glaubensbrüder gewarnt, daß die Prediger auf den Kanzeln zu hochfahrend seien, die Fürsten und Herren gegeneinanderhetzten, den Päpstlichen viele Dinge zu schlecht deuteten.

Die Kleinen mußten ohnehin die Suppe auslöffeln, die ihnen die Großen einbrockten. Wer konnte bei den Widerwärtigkeiten noch durchsehen? Das halbe Land war durch den Krieg um den wahren Glauben verwüstet.

Linz, ach Linz!

Glückliche Jahre hatte sie in dieser Stadt verbracht — trotz aller Bedrängnis und Schikanen. Bis auf das letzte halbe Jahr.

Susanna konnte sich noch gut an den Tag erinnern, an dem die aufständischen Bauern vor Linz erschienen. Sie hatten Klöster und Burgen gestürmt und große Teile des Landes in ihrer Hand. Aber die städtischen Truppen verschlossen vor ihnen die Tore und besetzten die Wehrgänge, Türme und Wälle.

Ihre Wohnung lag dicht hinter der Stadtmauer. Sie mußten alle Türen geöffnet lassen. Tag und Nacht rannten die Söld-

ner durch ihre Räume und verbreiteten einen Gestank von Pulver, Wein und fettigem Leder.

Immer wieder stürmte das Bauernheer gegen die Stadt. Brände flammten auf, Häuser stürzten ein, das Essen wurde knapp; viele mußten mit Pferdefleisch vorliebnehmen. Aber auch die Protestanten in der Stadt wollten sich dem Bauernheer nicht ergeben, obgleich es für die evangelische Freiheit focht.

Vierundzwanzig Wochen hielten sie stand, bis ein kaiserliches Ersatzheer die Bauernscharen vertrieb.

Den Blutgerichten folgte die Ausweisung aller Protestanten aus der Stadt. Nur Johannes durfte bleiben, weil er des Kaisers Mathematiker war. Allerdings sollte er seine Bücher abgeben, Ketzerbücher, wie die Jesuiten meinten. Doch er verteidigte jedes einzelne, denn er brauchte sie alle für seine Arbeit.

Unter dieser Bedrückung wollte er nicht leben. Er trotzte dem Kaiser die Einwilligung für den Druck der Sterntafeln außerhalb Österreichs ab.

Morgen würde Johannes kommen und ihr Mut machen. In seinen Armen würde sie sich geborgen fühlen. Alles würde gut werden, wenn er wieder bei ihr war.

Sie freute sich auf den Gesang der Kinder und eilte nach Hause.

„Das Füchlein Astrologie lauert um so heimlicher zu Hause auf, im Schlafzimmer, auf dem Lager, in der Seele, und gibt bisweilen Gedanken ein, die man dann, von ihm verleitet, vorbringt, ohne zu sagen, woher sie kommen.“

Johannes Kepler

Freiherr von Taxis zog die rote Samtjacke über den Harnisch und schritt forsch durch die mit Bildern und Skulpturen geschmückten Gänge des Wallensteinschen Schlosses zu Friedland. Ihn beeindruckten weder die Pracht noch die Stille, mit denen sich sein Herr umgab. Er sah über die aufgeputzten Diener hinweg, die wie lebendige Wegweiser an Treppen und Türen standen. Mochten sie zittern vor Albrecht von Wallenstein — Herzog von Friedland, Fürst von Sagan, Generaloberst-Feldhauptmann Kaiser Ferdinands II. —, sie und alle Hofschranzen dazu; er stand fest in der Gunst des Friedländers. Schon während des Feldzugs gegen Venedig kämpfte er an seiner Seite; zog Vorteile aus dessen Aufstieg vom Obersten zum Grafen, vom Gutsbesitzer zum Herrn über Friedland und Sagan.

Dennoch verlangsamte er die Schritte, als er die Postenkette vor dem Portal erreichte, zwei Dutzend Jünglinge in rotblauen Livreen, schwarzlackierten Stiefeln und turmartigen Hüten. Ihre Gesichter waren so ähnlich im Ausdruck, daß Taxis sich nicht die Mühe machte, auch nur zwei zu unterscheiden. Über einen dicken Teppich betrat er Wallensteins Empfangsraum und blieb in angemessener Entfernung stehen.

Die Fenster waren wie gewöhnlich verhüllt. Kaum zu er-

kennen war das mächtige Bild: ein Triumphator im Siegeswagen, den vier Pferde durch lichte Wolken zogen. Nur der Stern über dem Haupt des Siegers leuchtete, durch einen verdeckten Lichtschacht erhellt.

Wallenstein saß seitlich vor einem Spiegel, durch den er die Rückseite des Zimmers überblicken konnte. Taxis sah die große hagere Statur, das kantige Profil, die zerfurchte Stirn, den abweisenden Ernst des Grübelnden.

Wallenstein war in ein Schriftstück vertieft und ließ mit keiner Regung erkennen, ob er Taxis' Eintritt bemerkt hatte.

Taxis war das Gebaren seines Herrn gewohnt. Er nutzte die Zeit des Wartens zu weiteren Vermutungen, warum ihn der Fürst wohl sprechen wollte. Sein Sündenregister war er bereits durchgegangen und ziemlich beruhigt. Außerdem war Wallenstein so erfolgreich gewesen, daß er sich um kleinere Fische wenig kümmern würde. Die Zeichen wiesen in eine andere Richtung. Während der gestrigen Tafel hatte ihn Wallenstein zur Seite genommen und angedeutet, daß er ihn für einen besonderen Dienst benötigte.

Mit politischen Aufträgen hatte ihn Wallenstein bisher verschont. Er schätzte ihn mehr als Mann der Organisation, der Verwaltung. Der Fürst kannte die Vorzüge und Nachteile seiner Leute und würde seine Grundsätze kaum ändern. Entweder wollte er ihn auf zukünftige Geschäfte in Mecklenburg vorbereiten oder für eine ganz persönliche Angelegenheit verwenden.

Taxis wäre gern ein paar Schritte näher getreten, um einen Blick auf das Schriftstück zu werfen, aber er zog das Warten in unaufdringlicher Entfernung vor.

Der Gedanke an Mecklenburg gefiel ihm nicht. Das Wasser, die Sümpfe, Wald, wohin man sah, nur ein paar Hügel, klein wie Frauenbrüste, Maulwurfshaufen in den endlosen Ebenen. Dazu die Küste, nichts als Wind und Meer. Das war kein Land für einen Böhmen, der an die Berge gewöhnt war und an die Städte, in denen es lebhaft und geschwätzig zuging.

Wallenstein sollte es fahrenlassen; es lag weit von seinen böhmischen und schlesischen Besitzungen entfernt; sie waren Fremde dort, nicht vertraut mit dem Menschenschlag, den Sitten und dem Wetter. Selbst wenn es ihm der Kaiser übertragen sollte, würde er mehr in das Land hineinstecken als herausholen.

Das wollte er ihm zu bedenken geben, wenn es um Mecklenburg gehen sollte. Ökonomischen Überlegungen war Wallenstein am ehesten zugänglich.

Taxis' Blicke schweiften umher. Zum Glück war der verdammte Giovanni Battista Senno nicht zu sehen, die Schmeißfliege seines Herrn, die ihm ständig etwas ins Ohr summt. Er haßte diesen Sterndeuter und hätte ihm am liebsten einen Dolch in den Hals gestoßen. Stand meist wie ein Schatten hinter seinem Herrn, starrte düster in die Weite, als könnte er in die Zukunft sehen und wüßte alles, was einer auf dem Kerbholz hatte.

Sterndeuter waren Taxis ein Dorn im Auge. Er wollte nicht einmal wissen, was ihm der morgige Tag brachte. Warum sich über die Zukunft den Kopf zerbrechen und auch nur eine Sekunde zu früh Angst und Schrecken ausstehen. Man konnte ohnehin nichts abwenden. Wer war schon Herr über sein Schicksal?

Ganz anders der Fürst!

Er war geradezu versessen darauf, in die Zukunft zu sehen, und verbrachte selbst viele Stunden mit der Beobachtung der Planeten und der Berechnung ihrer Konstellation. Er glaubte an die Sterne, suchte ihre Botschaft zu erforschen und danach zu handeln.

Zweimal hatte er ihn deswegen sogar zu dem Kaiserlichen Mathematiker Johannes Kepler geschickt, einem verknorzten Kerl von der Statur eines zu klein geratenen Pagen, der lieber Belehrungen austeilte, anstatt den Leuten Gefallen zu erweisen. Taxis grinste, ein Narr wäre er gewesen, hätte er sich in Prag nicht ein paar lustige Tage gemacht. Er kannte bessere Verwendungen für blinkende Gulden als die, des Sternguckers

Wein zu bezahlen. Er verließ sich auf seine persönlichen Erfahrungen mit Wallenstein.

Bei wem konnte man sich schon in wenigen Jahren vom Leutnant zum Oberstleutnant und Landeshauptmann aufschwingen? Wer Wallensteins Gunst durch Tüchtigkeit erlang, der blieb nicht unbelohnt.

Niemand verstand die Zeichen der Zeit besser als sein Herr, erst Ubiquist, dann Katholik und Offizier des Kaisers im Feldzug gegen Venedig. Er war tüchtig, aber ohne Isabella von Harrach, seine ehrgeizige zweite Gemahlin, hätte er die engen Beziehungen zum Kaiserhof in Wien nicht knüpfen können. Ohne sie hätte er vielleicht auch den großen Sprung unter die Ersten des Reiches nicht gewagt.

Noch vor einigen Jahren hatten die Hofschranzen über ihn gelacht, den frischgebackenen Comes Palatinus oder Pfalzgrafen, der dem Kaiser auf eigene Kosten ein Heer von zwanzigtausend Mann aufzustellen sich erbot. Heute aber bewunderten oder fürchteten sie ihn. Hunderttausend Mann folgten seinen Fahnen.

Taxis wagte nicht, sich zu räuspern. Wallenstein konnte sehr ungehalten werden, wenn jemand in seine Gedanken hineintapste. Er konnte fluchen wie ein Roßkutscher. Selbst seine Generäle bekamen dann einiges zu hören.

Langsam wandelte sich das Licht hinter den Vorhängen und verriet nur schwach das Wechselspiel der Wolken und der Sonne.

Taxis wartete, er hatte es bei seinem Herrn gelernt und sich nie anmerken lassen, wie er es haßte. Der Fürst kannte sich aus in den Sternen, aber nicht in den Köpfen und Herzen. Mit goldenen Ketten und Ernennungen band er seine Freunde, aber persönlich schien er niemandem zugetan. Man verehrte und fürchtete ihn, aber man liebte ihn nicht.

Wallenstein saß noch immer unbeweglich in dem hohen Lehnstuhl seitlich neben dem Kamin. Die Flammen eines starken Feuers erhellten flackernd den Umkreis. Er fror leicht, litt an Podagra und trank neuerlich den Wein mit Sauerbrunnen

verdünnt, hielt sich auch beim Essen zurück. Aber seine große Tafel führte er zum Glück fort, die nicht unter hundert Gänge erlesener Speisen aufbot, sehr zum Vergnügen der Gäste, die wie Fliegen am Honigtopf saßen.

Dem Neid zum Trotz!

Kein Fürst sollte sich mit ihm messen, selbst der Kaiser nicht. Überall ließ er Paläste errichten. Kavaliere aus den edelsten Familien wetteiferten um die Ehre, ihm zu dienen. Hundert sechs- und vierspännige Wagen mit Personal und Gerät folgten ihm auf seinen Fahrten, dazu sechzig Karossen und fünfzig Handpferde.

Selbst seine Feinde konnten sich dem Eindruck nicht entziehen, den die Pracht der Livreen, der Glanz der Equipagen, der Schmuck in den Palästen hervorriefen.

Aber die Pracht gab den Gerüchten Nahrung.

Woher das Geld? Allein von den eigenen Besitzungen, die unbestreitbar gut bewirtschaftet wurden?

Nur wenige Eingeweihte wußten Genaueres. Hans de Witte, Bankier und Großkaufmann, verschaffte die Mittel.

Taxis war es gleich. Neugier rief nur das Mißtrauen Wallensteins hervor. Er ließ sich nicht gern in die Karten gucken. Allein den verfluchten Astrologen Senno betrachtete er ohne Arg. Er hatte ihn erhoben, mit sechs Pferden und Dienern prächtig ausgestattet wie einen Herrn. Leicht konnte er den Feinden zuarbeiten.

Wallenstein hob den Kopf und winkte.

Als wenn er meine Gedanken erraten hätte, dachte Taxis und näherte sich ihm.

„Ihr erinnert Euch an Kepler. Ihr wart bei ihm seinerzeit in Prag und Linz. Jetzt ist er auf dem Weg nach Regensburg. Dort müßt Ihr ihn erreichen. Mit Eurem Kopf bürgt Ihr mir für dieses Papier, das ich vor Euren Augen versiegeln werde. Kepler soll mir persönlich in Prag die Antwort überreichen, und zwar noch vor Ende dieses Jahres. Hier habt Ihr einen Beutel mit tausend Gulden — für Kepler.“

Taxis schob den schweren Beutel nachlässig in die lederne

Umhängetasche. Tausend Gulden, staunte er und wehrte sich gegen den Gedanken, wie viele er davon für sich abzweigen könnte.

„Ihr werdet meinen Auftrag zur Zufriedenheit ausführen und den Kaiserlichen Mathematiker nicht wieder um seinen Lohn prellen, Taxis.“

Die Stimme Wallensteins war einen Grad schärfer geworden.

„Gnädiger Herr, es soll nach Eurem Willen geschehen“, antwortete Taxis schuldbewußt.

„Ich will es Euch nachsehen, Taxis, auch daß Ihr mich in anderen Dingen betrogen habt. Glaubt ja nicht, daß ich die kleinen Dinge übersehe, weil ich mit Größerem beschäftigt bin.“

Taxis senkte das dunkel anlaufende Gesicht. Bewunderung mischte sich mit Entsetzen ob der dämonischen Kräfte seines Herrn. Auf natürlichem Wege konnte Wallenstein seine feingefädelten Unterschlagungen unmöglich bemerkt haben. Fast das ganze Jahr war er im Feld gewesen.

„Was erzählte man gestern an der Tafel?“ hörte er Wallenstein fragen. „Aber die Wahrheit.“

„Man lobte die Speisen. Wer hat bessere Köche und Lakaien, hieß es. Wo in der Welt ist das Geschirr so erlesen, wo sind die Weine so vortreff“

„Was sagt man noch?“ unterbrach ihn Wallenstein schroff.

„Daß Ihr sehr wenig Zeit für die Gäste habt.“

„Wie redet man über meinen Palast in Prag?“ Wallenstein beobachtete Taxis' Spiegelbild.

„Euer würdig, gnädiger Herr, wo gibt es seinesgleichen!“

„Das ist nicht alles, Taxis.“

„Es gibt Neider, gnädiger Herr. Hundert Häuser habt Ihr wegreißen lassen, die Leute.“

„Habe ich nicht für jedes Haus doppelt soviel bezahlt, wie es wert war.“

„Wo Schaden und Bosheit zusammentreffen. — Einige der Leute, sagt man, hätten ihr Haus lieber behalten. Das Geld habe an Wert verloren, und neu zu bauen sei teuer.“

Wallensteins gelbliches Gesicht rötete sich. „Einem davon werdet Ihr das Maul stopfen, Taxis, daß die andern mich ob meiner Güte preisen.“

Der Feldhauptmann verneigte sich.

„Was sagt man noch?“

Taxis witterte eine Chance. „Man zweifelt an der Lauterkeit Eures Astrologen Senno, gnädiger Herr.“

Wallenstein runzelte die Stirn. „Gibt es Beweise, daß er mir nicht ergeben ist?“

„Beweise nicht.“ Taxis biß sich auf die Lippen. „Allein manchmal ist auch Verdacht am Platz, Argwohn zumindest. Man befürchtet, daß Ihr Sennos Worte höher schätzt als die Eurer Generale.“

„Ich schicke Euch zu Kepler mit Wissen Sennos. Zweifelt Ihr, daß ich ein eigenes Urteil habe?“

„O nein, gnädiger Herr.“ Taxis fürchtete, daß er sich zu weit vorgewagt hatte. „Alles geschieht nach Eurem Willen.“

Wallensteins Stirn lag in Falten, das rötliche Haar trat an den Schläfen weit zurück. Über dem zwiebel förmigen Kinnbart wölbte sich seine breite Unterlippe.

„Wie redet man über den Krieg?“

„Daß Ihr sein Herr und Meister seid.“

Wallenstein ließ ein zufriedenes Knurren hören.

„Wie spricht man über meine weiteren Absichten? Gegnerische Stimmen will ich hören, schmeichlerische kenne ich genug.“

Taxis räusperte sich. „Ihr versucht die Gunst des Kaisers zu sehr, sagen manche, handeltet zu eigenmächtig. Den Befehl Ferdinands hättet Ihr mißachtet, als Ihr Euer Heer nicht mit Tillys Truppen vereinigtet. Die Jesuiten klagen, daß Ihr in religiösen Dingen lasch seid und eroberte Länder nur zögernd der Papstkirche öffnet. Argwöhnisch sind sie, weil Ihr Protestanten als Offiziere in der Armee duldet.“

Wallenstein erhob sich mit einem Ruck. „Fahrt nur fort, Taxis, ich bin mit Euch zufrieden, redet!“ stieß er grimmig hervor.

„Maximilian von Bayern neide Euch den Erfolg, heißt es. Auch andere Fürsten, sagt man, wühlten gegen Euch, wütend darüber, daß unsere Truppen nicht nur protestantische Länder heimgesucht haben. Sie fürchten Eure Macht und nennen Euch einen . . .“

Taxis unterbrach sich. Das Wort Emporkömmling wagte er nicht auszusprechen. Wallenstein schien es ohnehin erraten zu haben. Er blieb vor ihm stehen und blickte ihn wild an.

„Sie neiden Euch Eure Größe“, fuhr Taxis fort, „und können Euch nicht das Wasser reichen.“

Wallensteins Gesicht entspannte sich. Er stützte seinen Arm auf den Kaminsims und lachte trocken.

„Ihr habt gut berichtet“, entgegnete er. „Diese arroganten Dummköpfe. Hätte Tilly über den Dänen gesiegt, wenn ich ihm die Mansfelder nicht vom Hals gehalten und bis nach Ungarn gejagt hätte? Sorgt dafür, daß die Wahrheit bekannt wird.“

Er nahm seine Wanderung wieder auf. „Die Jesuiten verderben uns den Sieg. Jede gewaltsame Bekehrung schafft uns neue Feinde und bringt die neutralen protestantischen Fürsten und Städte gegen uns auf. Der Kaiser ist von ihnen schlecht beraten.“

Wallenstein ließ sich in den Lehnstuhl fallen und schlug die Beine übereinander. „Der Krieg muß den Krieg ernähren, Taxis. Freiwillig zahlt keiner einen Kreuzer. Der Kriegsmann ist verhaßt. Er frißt und säuft, er hurt und brandschatzt, aber er sät und erntet nicht. Nur die Gewalt preßt für ihn die Nahrung und das Geld heraus.“ Er schwieg und blickte traurig in die lodernen Flammen.

„Laßt den Norden Deutschlands fahren, Euer Gnaden“, erkühnte sich Taxis zu sagen. „Der Däne ist geschlagen; er wird Frieden wünschen.“

„Oder sich mit dem Schweden verbünden“, unterbrach ihn Wallenstein. „Solange wir nicht Stralsund besitzen, sind wir nicht Herr des Nordens. Stralsund muß fallen, und wenn es mit Ketten an den Himmel geschmiedet wäre.“

„Wer soll Euer Gnaden widerstehen, Generalissimus“, antwortete Taxis ergeben und erschrak. Ihm war der Spotname herausgerutscht.

„Generalissimus“, Wallenstein sprach das Wort leise vor sich hin. „Generalissimus, das klingt nicht schlecht“, er trat an den hochpolierten Tisch und versiegelte das Papier.

„Morgen brecht Ihr auf, schaut Euch gut in den Städten um, besonders in Regensburg. Noch haben wir Krieg.“ Er schwieg nachdenklich, bevor er fortfuhr: „Die Städte sind reich, und wir bluten aus. Kepler wird uns raten; niemand kennt die Sterne besser als er.“ Wallenstein blickte seinen Feldhauptmann beschwörend an und übergab ihm das Papier.

„Ich stehe mit meinem Leben dafür ein, gnädiger Herr und Fürst.“

Wallenstein setzte sich. Überempfindlich folgte sein Ohr den sich entfernenden Schritten. Endlich Stille, nur das Säusen des Feuers im Kamin.

Er brauchte diese Ruhe. Oft störte ihn der geringste Laut. Auf dem Schlachtfeld war es fürchterlich. Das Geknatter und Gebrüll, der Gestank, die Hast. Da halfen die Polster und Vorhänge wenig, da wurden seine Nerven gepeinigt.

Er war kein Kriegsmann; er wollte wirtschaften, prachtvolle Schlösser bauen, Gärten anlegen mit Wasserspielen und Pferdeställen. Pferde waren seine Leidenschaft, hochbeinige, starke Pferde. Er hatte die besten im ganzen Land, sechstausend und mehr, jedes wohlverzeichnet und in eigens entworfenen Ställen gepflegt, mit Quellwasser für jede Krippe. Bis dreitausend Gulden zahlte er für ein gutes Pferd.

Über allem aber regierten die Sterne.

Er spürte ihre magische Kraft in den Nächten, wenn Jupiter und Saturn erschienen, hell am schwarzen Himmel strahlend, und der kalte Mond verborgen blieb. Geheimnisvolle Zeichen, die tief nach innen wirkten, auf die Seele, dieses unruhig brennende Wesen in seiner Brust. Wohin trieben ihn die Kräfte? Welchem Ruf sollte er folgen?

Wer war er?

Immer wieder quälte ihn die Frage: Was bedeuteten Geburt, Stand, Vermögen?

So einer wie Ferdinands Sohn hatte es leicht – kraft seiner Abstammung wurde er König von Böhmen und damit Anwärter auf den Kaiserthron. Ein solcher Mann wollte etwas gelten, Schlachten schlagen, Ruhm erringen. Da war man schnell überfällig.

Zu niedrig geboren, ein Edelman einfachster Herkunft. Ohne Lucretia von Vičkov wäre er arm geblieben. Vermögend durch die Heirat einer Witwe. Das hatte Kepler prophezeit.

Lucretia war die richtige Frau für ihn gewesen. Zu alt, tuschelten damals die Neider.

Sie war darüber erhaben, war großzügig und erfahren und gab ihm ein Zuhause. Lange genug hatte er sich nach dem frühen Tod seiner Eltern herumtreiben müssen.

Lucretia war zu jung, um schon zu sterben. Wie hätte sie sich über seinen Aufstieg gefreut! Fürstin und Herzogin wäre sie durch ihn geworden, Herrin über Friedland und Sagan.

Sie wäre stolz gewesen, wie geschickt er die Güter der Rebellen aufgekauft und zu einem großen Herrschaftsgebiet verbunden hatte. Der böhmische Aufstand mußte scheitern. Das Haus Habsburg war zu mächtig. Er hielt sich an der Seite des Kaisers, der die Güter der Rebellen konfiszieren und zu Spottpreisen verkaufen ließ.

Fürst von Friedland und seit kurzem Herzog von Sagan! Ein Stachel war geblieben. Die Reichsfürsten verweigerten ihm die Anrede „Euer Liebden“, die ihm sogar der Kaiser gewährte. Besonders lieber Freund, auch gnädiger Fürst und Herr titulierten sie ihn wie einen Hundsbub. Er würde es ihnen noch beweisen!

Wie gut, daß Isabella von Harrach jetzt an seiner Seite stand. Sie wollte hoch mit ihm hinaus. Ihr Vater war Berater und Vertrauter des Kaisers – und sein bester Freund.

Ein Wink des Himmels?

Eine Fügung des Schicksals, der Sterne?

Kepler hatte ihm Erfolg prophezeit.

Aber standen die Sterne weiterhin gut für ihn? Ihre Konstellation sollte sich verschlechtern, in wenigen Jahren sogar unheilvoll für ihn werden. Schreckliche Verwirrungen, mit seiner Person verbunden, würden eintreten.

Beruhete Keplers düstere Prognostik vielleicht auf Ungenauigkeiten? Schließlich waren einige Begebenheiten nicht zum vorausgesagten Zeitpunkt eingetreten; seine Heirat sogar um ein Jahr zu spät.

Hatten seine Eltern seine Geburtsstunde wirklich genau festgehalten, oder mußte sie aufgrund der Verschiebung der Ereignisse korrigiert werden?

Kepler mochte er sich anvertrauen. Er war kein Schmeichler. Seine Horoskope und Prognosen waren zuverlässig. Deshalb hatte er sich vor fünfundzwanzig Jahren an ihn gewandt, inkognito natürlich.

Einmal hatte Kepler einen sehr kalten Winter, Bauernunruhen und Einfälle der Türken angekündigt. Es war so kalt geworden, daß den Leuten auf den Sennen die Nasen und Ohren erfroren. Die Bauern waren aufgestanden, und die Türken hatten bis unterhalb von Wien weite Landstriche verwüstet.

Wer so aus den Sternen lesen konnte, war Herr über die Geister! Deshalb mußte er Kepler haben. Dann würde der ihm die besten Horoskope anfertigen — über den Kaiser und dessen Sohn, über Maximilian von Bayern, über den Dänenkönig und Gustav von Schweden, den Löwen aus Mitternacht, und wissen, wer ihm freund oder feind war.

Beriefen ihn die Sterne nicht zum Höchsten?

Eine Konstellation zwischen Jupiter und Saturn bei seiner Geburt, wie sie selten vorkam, ähnlich der der englischen Königin Elisabeth.

Aber er war nicht königlichen Geblüts! Er sprang auf und reckte den Körper, zog die Schärpe straff und lief mit großen Schritten einen Kreis nach dem anderen.

Königliches Geblüt!

Wer hatte die Armee aus dem Boden gestampft, die Feinde übers Meer getrieben? Wessen Heer konnte sich mit seinem vergleichen?

Tilly war der General der Liga, er war der General des Kaisers, der Generalissimus.

Jupiter und Saturn standen im Aufgang, im ersten, dem beherrschenden Haus. Nur alle zwanzig Jahre kam es vor, daß sich diese beiden sonnenfernsten Planeten begegneten.

Schlecht stand es um den Mond, das Symbol des Weiblichen, der Freundschaft auch.

Freunde hatte er genug. Er hielt sie fest an den goldenen Ketten seiner Gunst. Geld und Ehrungen, danach gierten sie alle!

Er sparte sich die Mühe des Verstellens. Sein Naturell bannte, aber zog nicht an. Ihm genügten Furcht und Respekt. Wer Großes erstrebte, durfte seine Kraft nicht auf die Tändeleien der Freundschaft verschwenden.

Er legte die Arme auf den Rücken, beugte sich zurück und betrachtete das Deckenbild. Im Siegeswagen hatte er das Land unterworfen. Wenn der Kaiser die Herzöge von Mecklenburg verstieß und ihm das Land übergab, war er deutscher Reichsfürst, Anrainer des Baltischen Meeres, Herr über mächtige Seestädte, Lübeck, Wismar, Rostock.

Stralsund mußte Besatzung annehmen oder gestürmt werden. Die Hanseaten mußten ihm Schiffe liefern, auch der Herzog von Pommern. Er konnte Herr über das Meer werden, den Schweden entgegentreten, mit den Polen im Bunde, die König Adolf bedrängte.

Wallenstein fror und stellte sich vor den Kamin. Kepler bescheinigte ihm ein aufgemuntertes, emsiges, unruhiges Gemüt, daß ihm viele gewöhnliche Dinge nicht gefielen, an die andere ihre Kraft und Zeit verschwendeten. Ja, er trachtete nach neuen, unversuchten und auch seltsamen Mitteln, und er hatte viel mehr in Gedanken, als sein Mund verriet.

Saturn im Aufgang, daher seine Neigung zum Geheimnisvollen, sein Sinn für das Wirken außergewöhnlicher Mächte,

seine Verachtung menschlicher Gebote und Sitten, auch aller Religionen. Sein Argwohn gegenüber Menschen, sogar gegenüber Gott.

Der Mond stand ungünstig, so daß man ihn für einen einsamen, verachteten Unmenschen halten mußte, für unbarmherzig, brüderlicher und ehelicher Liebe unfähig, den Wollüsten ergeben, hart, geizig, betrügerisch, ungestüm, streitbar, aber auch unverzagt. Zugleich oft furchtsam, wenn auch meist grundlos.

Furcht!

Die Hintergründe seiner Seele. Jupiter folgte dem Mond. Im reifen Alter würden sich seine Untugenden abwetzen, die meisten jedenfalls. Seine ungewöhnliche Natur würde zu hohen, wichtigen Sachen fähig werden!

Nichts wetzte sich im Alter ab, man verstand nur besser, sich zu beherrschen, war geschickter, seine Absichten zu verbergen.

Durst nach Ehren, Streben nach Macht und zeitlichen Dignitäten.

Deshalb würde er gefährliche Feinde haben!

Aber er würde sie besiegen, meistens!

Wurde es Zeit, daß er sich auf seine Besitzungen zurückzog?

Stand ihm die freie Entscheidung denn noch zu?

War er nicht dem Kaiser verpflichtet? Und konnte dieser ihn nicht strafen, wenn er sich ihm verweigerte?

„Was ich nach außen bekenne, glaube ich in meinem Innern. Es gibt für mich kein größeres Kreuz, als meine innersten Einsichten und Empfindungen nicht aussprechen zu können.“

Johannes Kepler

Die Musik der Stadtpfeifer lockte viele Menschen an. Kepler freute sich darüber, dennoch war er erleichtert, als sie am Hafen anlangten. Er reichte dem Bürgermeister die Hand, umarmte Gregor Horst und stieg auf das mit Fässern, Kisten und Säcken vollgepackte etwa fünfzig Fuß lange Schiff. Der Pater folgte mit steifen Beinen. Gleich darauf lösten die Bootsleute die Leinen, und in einer sanften Drehung glitt das Schiff aus dem Hafen. Die Stadtpfeifer bliesen aus Leibeskräften, Frauen, Männer und Kinder schwenkten Arme, Tücher oder Hüte.

Das Schiff lag tief im Wasser der Blau, eines kleinen Flusses, der die Festungsgräben speiste und in einem schwungvollen Bogen den westlichen Teil der Stadt durchfloß. Kepler setzte sich auf einen Lederballen und beobachtete die Bootsleute, die den Mast umkippten, die Riemen ins Wasser tauchten und das Boot mit leichten Schlägen vorantrieben.

Die kleinen Häuser der Gerber und Färber glitten vorüber; die Fenster und Türen lagen hoch, die Treppen gingen bis ans Wasser. Moos wuchs zwischen den Steinen. Auf der anderen Seite lag eine flache, langgestreckte Insel, die die Blau in zwei Arme teilte.

Kepler freute sich auf Susanna und die Kinder. Aber er fürchtete auch ihre Enttäuschung, da er noch im Dezember weiter mußte nach Prag. Wie im vergangenen Jahr würden sie

das Christfest ohne ihn feiern müssen, auch seinen Geburtstag.

Flüchtlinge blieben sie, mitten in dem schlimmen Krieg, dessen Ende nicht abzusehen war.

Johannes griff nach seiner Pistole und dem Pulverhorn, deren Vorhandensein ihn mehr beruhigte als der Geleitbrief des Kaisers; denn es gab genug Söldnerhaufen, die den Krieg als Freibeuter führten und sich einen Dreck um Brief und Siegel kümmerten.

Das Schiff tauchte unter den dunklen Brückenbögen hindurch und näherte sich der Festungsmauer, die wie ein Felsen aus dem Wasser aufstieg. Die Torwächter wanden das Schleusentor hoch. Die Ketten knirschten, die starke Strömung der Donau riß das Schiff mit sich fort.

Kepler sah die Türme der Dreifaltigkeitskirche, die sich langsam vor das hohe Dach des Münsters schoben. Die Spitalkirche und das Genstor erschienen. Sie waren, wie das wieder auftauchende Münster und der Michelberg, trotz des Dunstes noch einige Zeit zu sehen.

Wenn man dem Augenschein traute, bewegten sich die Türme und Bäume; sie drehten sich wie auf einer gewaltigen Scheibe. Copernicus hatte daraus den unglaublichen Schluß gezogen, daß auch die Bewegungen der Sterne eine Täuschung sein konnten. Nicht alles, was man sah, war so, wie es den Augen erschien. Ein Prickeln lief über Keplers Haut. Immer wieder faszinierte ihn diese Idee, die größer war als alles, was Astronomen bisher an scharfsinnigen Theorien aufgestellt hatten.

Er sah einen Schatten neben sich und erblickte Pater Keller, der seine schmalen Lippen zu einem verbindlichen Lächeln verzog.

„So tief in Gedanken, Johannes? Was bewegt Euch? Ist es der Abschied oder die Zukunft?“

„Ach“, antwortete Kepler ausweichend, „das viele Wasser um uns läßt mich alle die bewundern, die sich dem offenen Meer anvertrauen. Wir folgen dem Lauf des Stroms, doch auf

dem Ozean, da sind nur das Wasser, der Wind, der Himmel und die Sterne.“

„Euch schreckt das Meer?“ rief Pater Keller. „Wolltet Ihr nicht gemeinsam mit Galilei sogar Karten für Himmelfahrer entwerfen? Habt Ihr nicht eine Fahrt zum Mond beschrieben?“

„Ihr seid wie immer gut unterrichtet, Pater“, antwortete Kepler und schlug den pelzbesetzten Mantelkragen hoch. „Aber ich würde nie auf das Meer hinausfahren. Es gibt andere Menschen, denen so etwas Freude macht.“

„Seid Ihr deshalb der Einladung des englischen Königs nicht gefolgt?“ fragte der Pater, bemüht, seiner Stimme einen gleichgültigen Klang zu geben.

Kepler räusperte sich. „Mir graute vor der Überfahrt und dem Leben auf dem Eiland.“

„Ihr entwaffnet durch Eure Offenheit“, sagte der Pater. „Ich für mein Teil finde eine Reise auf dem Schiff viel angenehmer als auf einem schwankenden Pferd oder rumpelnden Wagen.“

„Da seht Ihr die Unterschiede. Ich fühle mich auf dem Land wohler, wenn ich auch fast im Zeichen des Wassermanns geboren bin.“

Hinter ihnen erscholl dröhnendes Lachen. Der Kapitän war aus der Kajüte hervorgekommen. „Verzeihung, Pater, ich wurde unfreiwillig Zeuge der gelehrten Disputation.“ Er schneuzte lautstark über Bord, strich mit Daumen und Zeigefinger die Nase ab und fuhr mit leicht spöttischem Unterton fort: „Ihr habt übrigens völlig recht, Wasser hat keine Balken, doch solange wir noch Land sehen . . .“

Der Kapitän trug eine Fellmütze mit Ohrenklappen, die bis auf die Schulter hingen. Über seinen Augen wölbten sich buschige Brauen. Die Nase sprang knollenartig aus dem Vollbart, der Mund, Kinn und Hals überwucherte.

„Wir laufen gut“, fuhr er fort. „Die Donau führt viel Wasser, in den Bergen hat's tüchtig geregnet. Mittags werden wir Ofingen erreichen, und wenn der Wind weiter auffrischt, sind wir noch vor Einbruch der Dunkelheit in Dillingen.“

Er wandte sich dem Steuermann zu und rief: „Denk an die Sandbänke und paß auf die verdammten Flöße auf.“ Er hielt die Nase in den Wind und suchte die Wirkung seiner Worte im Gesicht des Paters und Keplers abzulesen. Ein wenig brummig fuhr er fort: „Eigentlich sollte man in dieser Jahreszeit im Hafen liegen. Man gefährdet nur sein Schiff und riskiert das Leben.“

„Keine erfreuliche Aussicht“, sagte Kepler und blickte auf die Wellen, die seitlich neben dem Boot herliefen. „Schließlich sind wir keine Enten. Aber einträglich ist solch eine Fracht schon, da sich nur wenige aufs Wasser wagen.“

„Kann es gebrauchen“, erwiderte der Kapitän. „Was die Welt jetzt kostet.“ Er trat einen Schritt näher. „Das Schiff muß überholt werden, da muß ich dreimal mehr als vor dem Krieg auf den Tisch legen. Alle wollen mehr Geld, und wir tragen unsere Haut zu Markte. Haben wir noch Schutz? Man sollte sich am besten hinter den Ofen verkriechen und warten, bis die großen Herren ihr Mütchen gekühlt haben.“ Er blickte den Pater prüfend an, ob er nicht zu weit gegangen war.

„Es geht um den wahren Glauben“, antwortete der Pater nachsichtig. „Ist Er katholisch?“

Der Kapitän trat unruhig von einem Bein auf das andere. Das Schaben seiner weiten Tuchhosen mischte sich unter das Gluckern der Wellen. „Die Donau fließt durch katholisches und evangelisches Gebiet“, sagte er. „Da kennt sich unsereins nicht mehr aus. Ich bin ein Christ, beten wir nicht alle zum selben Gott und zum selben Heiland?“

„Ich bin auch ein Christ“, unterstützte ihn Kepler, „aufgewachsen in der Augsburger Konfession, evangelisch-lutherisch, und bleibe dabei.“

Der Kapitän sah ungläubig von Kepler zum Pater und wieder zurück. Er hatte in Kepler den Begleiter des Jesuitenpater vermutet. Nun sah er sich zwei Kontrahenten gegenüber. Wollten die ihn nur aushorchen, ihn in einen Streit verwickeln? Da wußte er Besseres. In diesen Zeiten hielt man den Mund.

„Wir müssen den Mast aufrichten“, sagte er und rieb sich die großen Hände. „In der Kajüte liegen heiße Steine, es ist verdammt kalt.“ Er nickte dem Pater und Kepler zu, winkte den Bootsmännern und legte sich ins Zeug.

„Ich habe genug Wasser gesehen“, sagte Kepler, „meine Füße verwandeln sich in Eisklumpen, die heißen Steine sind das Richtige für sie.“

Der Pater folgte ihm in den niedrigen Aufbau, der eher ein Verschlag als eine Kajüte war. Er hätte auf Knien rutschen müssen, um Hals und Kopf aufrecht zu tragen. Selbst Kepler berührte die Decke mit dem Zipfel seiner Mütze. Ein Faß in der Mitte diente als Tisch, die Lederballen ringsum als Sitze.

„Wie in einer Hundehütte“, spottete Kepler. „Hoffentlich ohne Läuse. Auf der Fahrt nach Frankfurt mußte ich eine ganze Kompanie vernichten.“

„Um Gottes willen, Läuse!“ Der Pater schüttelte sich und suchte mißtrauisch die Ritzen ab. „Das Wort allein schon macht mich krank.“

„Bei der Kälte haben sie sich verkrochen“, beruhigte ihn Kepler. „Setzen wir uns, bevor der Wind in das Segel fällt.“

Der Pater rutschte noch eine Zeitlang unruhig hin und her. Schließlich beruhigte er sich, griff in den Mantelsack und holte ein Buch heraus, das Tafelwerk.

„Ich habe es auf der Buchmesse in Frankfurt erworben“, sagte er mit Besitzerstolz. „Über eine kleine Widmung würde ich mich sehr freuen.“ Er schob den Folioband über das Faß und dankte, nachdem Kepler seinen Namen in das Buch geschrieben hatte. „Die ‚Rudolfischen Tafeln‘ sind in aller Munde“, setzte er hinzu. „Ihr habt die Welt auch lange darauf warten lassen.“

Diesen Vorwurf hatte Kepler oft genug gehört, aber er ärgerte sich immer wieder darüber. „Habe ich“, entgegnete er, „aber vielleicht nicht einmal lange genug. Die Welt war den Tafeln gar nicht freundlich gesinnt, wie Ihr wißt. Das Pferd, das den Wagen zieht, bekommt die Peitsche, und wenn es nicht mehr kann, bekommt es der Abdecker.“

Die Erregung Keplers war dem Pater nur recht; er wollte die Stimmung und die weiteren Absichten des Kaiserlichen Mathematikers erkunden, denn viel hing davon für den Orden und die katholische Sache ab. „Ihr dürft nicht vergessen, daß Euch die Kaiser gnädig waren und unser Orden Euch oft ermuntert hat. Auch hattet Ihr die besten Beobachtungen vom Lauf der Planeten, wie Ihr selbst im Vorwort bekundet.“

„Tycho Brahe hat mir seine Beobachtungsdaten lange vor-enthalten“, widersprach Kepler, „seine Erben noch länger, fast sechs Jahre. Dann kamen die Söldner nach Prag und mit ihnen die Pest. Erst starb mein Sohn, dann meine Frau, ich stand allein mit meinen Kindern. Dann verfolgtet Ihr die Protestanten, und ich ging als Landschaftsmathematiker nach Linz, wo ich das Tafelwerk nur nebenher und ohne Gehilfen weiterführen konnte.“

Fünf Jahre mußte ich meine Mutter verteidigen, um sie vor dem Scheiterhaufen zu retten. Als ich trotz all dieser Widerwärtigkeiten das Tafelwerk ausgearbeitet hatte und den Druck begann, erhoben sich die Bauern wider den katholischen Zwang und belagerten Linz.

Brandpfeile trafen die Druckerei, im letzten Augenblick habe ich das Tafelwerk gerettet. Schließlich kamen die Truppen des Kaisers; sie vertrieben die Bauern und Euer Orden die Evangelischen. Vierzehn Jahre hatte ich in Linz gelebt, nun mußte ich die Stadt verlassen und mich von Frau und Kindern trennen.“

Der Pater zeigte Verlegenheit. Menschlich gab er Kepler recht. Aber das Prinzipielle hatte über dem Menschen zu stehen. Der Angriff gegen seinen Orden, den Orden Jesu, empörte ihn.

„Ihr habt vergessen, daß wir Euch im Gegensatz zu Euren eigenen Glaubensbrüdern im allgemeinen gut behandelt haben. Ja, wir achten Euer Werk, über das man in Tübingen den Kopf schüttelt.“

„Ihr habt kein Recht, über meinen Streit mit meiner Kirche

zu richten“, entgegnete Kepler scharf. Die Wunde war noch immer nicht vernarbt.

„Ihr solltet zu uns kommen“, sagte der Pater leise. „Ihr habt gute Freunde bei uns. Unser Orden weiß Euch zu schätzen; er ist mächtig, überall, in Kanada, Südamerika, in Afrika, in China, in Japan.“ Der Pater klopfte bei jedem Land hart auf das nachhallende Faß.

Er berief sich gern auf seinen Orden, besonders wenn sein Selbstgefühl gelitten hatte. Der einzelne war ein Nichts, nur dieser Kepler schien das Gegenteil beweisen zu wollen. Er würde seinen Irrtum begreifen oder untergehen. Der Orden bereitete ein Edikt vor, das der Kaiser bald verabschieden wollte. Die einzig wahre Kirche in Christo war jetzt mächtig genug, alle deutschen Fürsten zur Rückgabe der geraubten katholischen Besitztümer zu zwingen.

„Eure Kirche hat Galilei verurteilt“, antwortete Kepler. „Wie kann sie mich haben wollen, da ich weit bessere Beweise für das kopernikanische Weltbild erbracht habe als Galilei?“

„Galilei hat unsere Theologen, sogar den Papst, lächerlich gemacht, ihre Großmut mit Geschwätz beantwortet“, erwiderte der Pater. „Wehrt nicht ab, Ihr selbst habt ihn berichtigt. Ebbe und Flut als Beweis für die Drehung der Erde!“

„Ihr sucht nur das Falsche, Pater Keller. Galileis herrliche Beobachtungen am Himmel wollt Ihr damit vergessen machen und seinen Mut, Copernicus' Astronomie zu verteidigen.“

„Ihr könnt mich nicht beirren“, rief der Pater. „Ihr selbst habt Galilei widersprochen und seine Planeten als Monde des Jupiters erklärt. Ihr habt gesagt, daß Galilei die kopernikanische Astronomie zur Unzeit und am unrichtigen Ort vertreten hat.“

„Nichts könnt Ihr damit beweisen“, antwortete Kepler. „Wenn man nun Euch die peinliche Befragung androhen würde? Wißt Ihr nicht, daß man unter der Qual von Schmerzen sogar sich selbst verleugnen kann?“

„Galilei wurde von unserer Kirche nicht verstoßen wie Ihr

von Eurer. Er ist nicht heimatlos wie Ihr und wohnt gut versorgt in einer prächtigen Villa“, sagte der Pater.

„Ich verkenne Eure Großmütigkeit nicht“, antwortete Kepler. „Aber Galilei ist Euer Gefangener, Ihr bewacht ihn und überwacht jeden, der ihn besucht. Ihr habt ihn isoliert und mundtot gemacht. Wie könnte ich, ein freier Mann, mich einer solchen Willkür ausliefern?“

Pater Kellers Backenknochen traten hervor. Das Wort freireizte ihn. Tief in seinem Innern rührten sich weit zurückliegende Gedanken. Auch er hatte einmal ein freier Mann sein wollen, aber diesen Irrtum bald erkannt und bereut. Freiheit, das war die Bestie des Ungehorsams, die Versuchung des Teufels.

Selbstzucht und Gehorsam hatte er geübt; der Orden hatte sie ihn gelehrt, eine harte Schule: ungeheizte Schlafräume, dünne Decken, Exerzitionen, Schweigepflicht, tagelang; Strafen.

Er war stolz, allen Anfechtungen widerstanden zu haben. Er war ein treuer, zuverlässiger Diener der Kirche. In Kepler aber wirkte das Gift von der Freiheit des Christenmenschen, mit dem der verblendete Martin Luther viele Menschen verführt hatte.

Laute Rufe unterbrachen seine Gedanken. Das Schiff steuerte den Hafen von Offingen an, und der Kapitän gab Befehle.

„Vertreten wir uns die Beine“, schlug Kepler vor. Er verließ die Kajüte und hielt sich am Mast fest. Das Schiff stieß gegen die Brücke, die Bootsleute warfen die Leinen um die Bohlen und hieften Fässer und Ballen auf die Landungsbrücke. Fuhrleute hatten das Schiff erwartet; sie nahmen die Ladung entgegen.

Die Packen gingen von einer Hand in die andere, und Kepler wunderte sich, wie in dem Durcheinander jeder das Seine erhielt.

Die Zeit reichte gerade für die Verrichtung der Notdurft und ein paar Schritte am Ufer, dann schlug der Kapitän die Glocke, als wollte er sämtliche Mäuse verjagen. Die Sonne schwamm im

Dunst, die Luft war noch feucht und kalt. Der Kapitän ließ die Segel setzen, denn im Donauried, einer flachen Landschaft mit Sümpfen und Mooren, konnten sie den auffrischenden Nordwest gut einfangen.

Das Segeltuch entfaltete sich, unter der kräftigen Backstagbrise neigte sich das Schiff stark nach Steuerbord. Kepler und der Pater, die gerade in der Kajüte anlangten, verloren den Halt, Kepler konnte sich an einem Balken festhalten, während der Pater auf das Faß stürzte.

„Ein paar blaue Flecken werde ich kriegen“, schnaufte er. „Ich merke das Alter, die Glieder sind steif. Aber Ihr seid noch gewandt wie ein Jüngling.“

„Das gerade nicht“, antwortete Kepler, „aber ich habe weder Rheuma noch Podagra.“

„Beneidenswert.“ Der Pater krallte sich an seinem Sitz fest. „Ich habe beides und bin zwei Jahre jünger als Ihr. Gott hat die Freuden und Leiden sehr unterschiedlich verteilt.“ Er zog die Lippen in den Mund und griff nach den „Rudolfinischen Tafeln“. Langsam wandte er eine Seite nach der anderen um.

„Ich bewundere Euer Werk“, sagte er, „wenn ich auch Eure Voraussetzungen ablehne. Warum habt Ihr nicht das Weltbild von Tycho Brahe übernommen? Da bliebe die Erde in der Mitte und unbeweglich, da hätte unsere Kirche mit sich reden lassen. Da hättet Ihr die Autorität des großen Dänen hinter Euch gehabt, dessen Beobachtungen Ihr in den Tafeln verarbeitet habt. Mußtet Ihr wirklich an Copernicus anknüpfen, den selbst Euer Martin Luther einen Narren nannte?“

„Ihr wollt das Haus ohne Fundamente“, entgegnete Kepler. „Glaubt Ihr etwa, daß die Genauigkeit meiner Tafeln ohne die kopernikanische Astronomie denkbar wäre?“

Der Pater sah auf die Tabellen und astronomischen Zeichen. „Euer Weltbild ist nicht mehr das kopernikanische.“ Er lächelte. „Ihr habt die Kreisbewegung und die Gleichförmigkeit der Planetenbewegung aufgegeben. Eure Planetenbahnen sind Ellipsen, und wie Ihr sagt, bewegen sich die Planeten in Sonnennähe schneller als in Sonnenferne.“

Der Pater sprang plötzlich auf, stieß mit dem Kopf gegen die Decke, doch er achtete nicht auf den Schmerz.

„Ich hab's, ich hab's!“ rief er aufgeregt. „Ihr seid ein Tausendkünstler der Mathematik. Was Ptolemäus mit den Epizykeln, das habt Ihr mit den Ellipsen und der Ungleichförmigkeit der Bewegung erreicht. Offenbart Euer Geheimnis, und wir legen uns Euch zu Füßen.“ Er hielt die Hände flehend vor die Brust. Seine Augen glänzten wie nach einer großen Erleuchtung. Er konnte seiner Kirche einen unschätzbaren Dienst erweisen, der ihn nach Rom in den Vatikan bringen würde.

„Ihr irrt“, antwortete Kepler. „Ich habe den Lauf der Planeten tatsächlich entdeckt. Ich habe ihn nicht erfunden oder, wie Ptolemäus, konstruiert, um durch Konstruktion einer Theorie Genüge zu tun.“

Pater Keller schüttelte den Kopf.

„Euer System bleibt eine Hypothese. Solange es keinen wirklichen Beweis für eine Bewegung der Erde gibt, besteht kein Grund für die Aufgabe des ptolemäischen Weltbildes. Ich gebe zu, daß Eure Argumente schwerwiegender sind als die von Galilei und Eure Berechnungen alles Bisherige übertreffen. Aber die Wahrheit liegt allein bei Gott.“

„Bei Gott schon“, entgegnete Kepler, „aber Gott, der uns seine Werke nicht mit einem Male offenbarte, hat uns den Verstand gegeben, sie zu erforschen. Ich finde die Wege, die uns Menschen Einsichten in die Dinge des Himmels eröffneten, fast ebenso wunderbar wie die Dinge selbst.“

Am Anfang die Babylonier und die Ägypter, dann die Griechen, Eudoxos oder Aristoteles, Apollonius von Perga und der große Hipparch mit seinem Sternkatalog, schließlich Claudius Ptolemäus, der geniale Konstrukteur. Sie vertrauten dem Augenschein, wie anders auch. Ich bewundere sie nicht weniger als Philolaos von Kroton oder Aristarch von Samos, die lange verspottet wurden, auf die sich aber Copernicus berief, eintausendfünfhundert Jahre später. —

Viele haben die Astronomie vorangebracht, auch Regio-

montan und Peurbach, obgleich sie noch in den Kategorien von Ptolemäus dachten. Dann kamen Copernicus und Tycho Brahe, sie wiesen mir den Weg, das Geheimnis des Weltbaues zu enträtseln.“

Pater Keller wehrte sich gegen Keplers Gedanken. Der Orden Jesu war kein Feind wissenschaftlicher Erkenntnisse. Doch obenan stand der Glaube, das Vertrauen in den Papst, den Stellvertreter Gottes auf Erden. Ein Widerspruch zwischen Theologie und Wissen war immer nur ein Mangel an Wissen. Das Wissen hatte der Kirche zu dienen. Zum Weltbild der Kirche gehörte die Astronomie von Ptolemäus. Deshalb hatte der Papst Copernicus' Schriften und alle diejenigen, die sie verteidigten, auf den Index setzen lassen.

Viele Beratungen hochgelehrter Männer waren dieser schwerwiegenden Entscheidung voraufgegangen. Ein einzelner konnte irren, aber die Kirche nicht. Die kopernikanische Astronomie ist schriftwidrig und töricht, lautete das Urteil. Wie konnte Gott nur eine falsche Astronomie zulassen, die leistungsfähiger war als die bisherige? Und wie sollte man diesen verblendeten Astronomen und Lutheraner für die Papstkirche gewinnen?

„Feine Lebensart schätze ich sehr an den Nebenmenschen.“

Johannes Kepler

Wie eine Kupferscheibe hing die Sonne über dem Strom, als das Schiff in Dillingen anlegte. Der Pater und Kepler krochen steifbeinig aus der Kajüte; reckten sich und gingen über das Laufbrett zum Landungssteg.

„Ihr habt eine tüchtige Mannschaft“, Kepler reichte dem Kapitän die Hand. „Da werden wir wohl morgen Regensburg erreichen?“

Der Kapitän blickte auf den Himmel, den rotgelbe Streifen überzogen. „Wenn das Wetter so bleibt. Jedenfalls legen wir um acht Uhr ab. Euer Gepäck kann an Bord bleiben, wir stellen selbst die Wache.“

„Gott führe Euch in den rechten Hafen unserer Kirche“, verabschiedete sich Pater Keller. „Er wird es Euch lohnen.“ Er schlug ein Kreuz und hielt die Hände segnend gegen die Bootsleute, die das Segel einrollten.

Kepler ahmte den schwingenden Gang der Bootsleute nach, denn der Boden schien ihm unter den Füßen zu schwanken. Er folgte dem Pater, der ihn ins Gästehaus der Universität eingeladen hatte. Das war ihm sehr angenehm. In den Wirtshäusern wurde man oft von Trunkenen, üblen Ausdünstungen und Ungeziefer belästigt, und selten erhielt man ein Zimmer für sich allein.

Kepler kannte die Universität von Dillingen. Sie war vorzüglich ausgerüstet, verfügte über schöne Räume und eine wertvolle Bibliothek.

Der Bischof von Augsburg, Kardinal Otto Truchseß von

Aldbürg, hatte sie den Jesuiten geschenkt. Sie war neben dem Kolleg von Ingolstadt die bedeutendste unter den katholischen Lehrstätten. Seit über siebenzig Jahren bildete sie für die Päpstlichen — wie die Tübinger Universität für die Lutheraner — Jünger heran: Lehrer, Priester, Berater von Fürsten und Königen.

In den dämmrigen Gassen hing ein Duft von Holzfeuer und Rübensuppe. Hinter einigen Fenstern brannten Kien-späne. Aus einer Hufschmiede flackerte weißrotes Feuer, davor ein Pferd wie ein Schattenriß. Helle und dumpfe Hammerschläge wechselten im rhythmischen Gleichklang. Es zischte und roch nach verbranntem Horn.

Auf der Pfarrkirche leuchtete der Wetterhahn im Abendrot. Vor dem Portal lagen Balken und Steine. „Wir bauen jetzt das neunte Jahr“, sagte der Pater schnaufend. „Außen sind wir so gut wie fertig. Im nächsten Jahr soll die Weihe stattfinden.“

Kepler liebte schöne Formen, Eleganz und feine Lebensart, aber keine Verschwendung. Er zog das Einfache der Üppigkeit vor. Es gab zuviel Elend in den Hütten, als daß die Werke zum Lobe Gottes so hoch darüber hinaus hätten wachsen dürfen.

„Ihr baut mir zu kostspielig.“

Der Pater lachte. „Die Evangelischen können da nicht mithalten, wie? Haben unserer Kirche doch genug geraubt, Eure Barone und Fürsten, benutzen es nur für irdische Dinge.“

Kepler schwieg. Die Papstkirche war reicher als die protestantische, in der Tradition gefestigter und stärker durch ihre Einheit. Sie hatte viel Land und Macht zurückgewonnen, die Hälfte des Gebietes, das sie in der Reformation verloren hatte.

Die Protestanten dagegen waren uneins, hatten sich in Lutheraner, Calvinisten, Zwinglianer und andere Gruppen aufgespalten. Wie sollten sich die einfachen Gläubigen zurechtfinden, wenn sich die Theologen darüber stritten, ob beim

Abendmahl der Leib und das Blut Jesu Christi tatsächlich oder nur symbolisch vorhanden waren.

Die Gasse führte bergan. Die Häuser zeigten stattliche Fassaden und mit Schnitzwerk geschmückte Portale. Neben der Residenz der Augsburger Bischöfe erhob sich das Gebäude der Universität, überragt vom Turm der Jesuitenkirche, von der eine helle Glocke die fünfte Stunde schlug. „Wir haben sie übrigens vor genau zehn Jahren geweiht“, erklärte Pater Keller stolz. Er legte einem sich auf Krücken stützenden Bettler eine kleine Münze in die ausgestreckte Hand.

Kepler sah ein Mädchen hinter einem Pfeiler hervorblicken. Es mochte so alt wie seine Tochter Cordula sein. Die Hände waren rot vom Frost. Sie nahm das Geldstück und lief davon.

Ein Almosen geben war besser, als eins empfangen zu müssen. Noch litt seine Familie keine Not; aber er hatte Angst davor, denn Armut war wie Sklaverei.

Sie erreichten ein mit Blech beschlagenes Tor. Der Pater zog an einer Kette, und eine Glocke ertönte. Hinter einer Luke erschienen forschende Augen. Der Mönch war jung, seine runden Wangen waren wie mit Wachs überzogen. Er öffnete, verbeugte sich und ging, einen zarten Duft von Weihrauch hinter sich, voran in die Empfangshalle.

„Ihr werdet gleich eine Überraschung erleben“, sagte der Pater. „Entschuldigt mich bitte.“

Kepler trat an den Kamin. Er liebte Feuer, auch wenn er sich manchmal gegen die Vorstellung wehren mußte, seine Mutter in den Flammen zu sehen. Zu lange hatte er diese Gefahr vor Augen gehabt.

Leise Schritte rissen ihn aus seinen Gedanken. Er wandte sich um und sah Pater Curtius auf sich zukommen.

„Willkommen, Johannes, Ihr glaubt gar nicht, wie sehr ich mich auf Euch gefreut habe.“

Johannes hielt Curtius' Hand fest. „Mit soviel Glück hatte ich nicht gerechnet. Gleich bin ich wieder munter. Es war

nämlich eine anstrengende Fahrt. Noch immer ist mir, als schaukele ich.“

„Ich weiß ein gutes Mittel dagegen. Unsere Badestube ist gerüstet.“

„Verschont mich damit“, wehrte Kepler ab. „Einmal hat mich meine Frau in einen Zuber gesteckt. Hinterher war ich eine Woche wie tot. Mir genügt ein Schüsselchen für Hände und Gesicht.“

„Alles soll nach Eurem Willen geschehen, Johannes.“ Pater Curtius hob ein Glöckchen vom Kaminsims und läutete. „Bruder Thomas wird Euch auf Euer Zimmer führen. Ich lasse inzwischen etwas Wohlschmeckendes anrichten.“

Pater Curtius hier zu treffen war ein Geschenk des Himmels. Kepler mochte ihn von Herzen, von ihm durfte er Rat und Hilfe für die Zukunft erhoffen.

Das Gastzimmer war einfach und zweckmäßig eingerichtet, ein Bett mit überdeckter Strohschütte, ein Hocker, eine Kommode, ein Kandelaber mit zwei Kerzen.

Johannes legte seine Pistole ab und trat ans Fenster. Kahl und frostig reckten Eichen und Buchen ihre Äste in die Dämmerung. Der Mond warf kaltes Licht über das bereifte Laub und Gras. Dunkel standen Kiefern und Fichten im Hintergrund.

Erfrischt und frohgestimmt betrat Kepler das Zimmer Pater Curtius'. Auf einem Teppich mit orientalischem Muster standen mit Fellen bespannte Stühle um einen runden Tisch. An den Wänden hingen Bilder und Kupferstiche mit Motiven aus der Bibel von Leonardo und Raffael. Zu beiden Seiten des Kruzifixes brannte eine Kerze. Darunter hing ein Kupferstich von Wierx mit dem Bildnis von Ignatius von Loyola, dem Gründer des Jesuitenordens: ein seltsam abgewandter Blick aus kleinen Augen; eine kräftige Nase über dem Schnurrbart, eigenwillig das Kinn. Die hohe Stirn unter der eckigen Mütze gab dem einstigen spanischen Offizier und späteren Ordensgeneral ein strenges Aussehen.

Bruder Thomas stellte venezianische Gläser auf den Tisch, eine Karaffe mit Wein, ein Tablett mit erlesenen Speisen. Pater Curtius gehörte zum Glück nicht zu denen, die den Freuden des Lebens abhold waren.

Curtius schenkte bernsteinfarbenen Wein ein und hob das Glas. „Auf Euer Wohl und Glück zuerst und dann auf Euer hochlöbliches Tafelwerk, Bruder Johannes.“

„Auf den Frieden unter den Christen“, Johannes kostete den herbsüßen Trank.

„Laßt uns Gottes Speisen nicht verachten.“ Sie senkten den Kopf zum Gebet.

Kepler lobte das würzige Brot, dessen Kruste unter den Zähnen krachte. Er kostete die eingelegten Pilze, die in Dillsauce gegarten Weinbergschnecken, ein Stück Brust vom Fasan, Hasenläufchen in Weinsauce, Knochenschinken vom Wildschwein, Salzheringsfilet, Salate von Sellerie, Möhren, roten Beten.

Der Pater aß wenig, er setzte schnell an und fand seinen Bauch lästig. Aber er sah gern zu, wie es Kepler schmeckte, dessen Appetit sich mit dem eines Jünglings messen konnte.

„Der Kaiser wird Euch gern empfangen“, sagte Curtius. „Er ist stolz auf das Tafelwerk.“

Kepler steckte sich eine Olive in den Mund. „Mir würde es genügen, wenn der Kaiser seine Schuld begliche. Der Krieg kostet an einem Tag viel mehr als die sechzehntausend Gulden, die er mir schuldet. Ich fühle mich im Stich gelassen, seit Jahren.“

Curtius drehte den Stiel des Glases zwischen den Fingern. „Ihr tragt Euer Herz zu sehr auf der Zunge, Johannes. Eure Feinde nutzen das aus. Ihr müßt wissen, wo Eure Freunde sind. Wir warten auf Euch, Johannes. Bei uns seid Ihr geborgen, und in den Augen des Kaisers seid Ihr dann ein ganz anderer.“

Kepler trank sein Glas leer und lehnte sich zurück. „Vor dem Essen beteten wir zum selben Gott, Albertus. Ich bin überzeugt, er hat uns beide gehört.“

„Gewiß“, antwortete der Pater. „Ich liebe Euch wie meinen Bruder. Ich möchte nur Euer Bestes.“

Johannes starrte in die Flamme der Kerze. Er sah statt einer mehrere. Die Ärzte nannten es unokulare Polyopie, Vielsichtigkeit. Sie hatte ihm schon viel Kummer bereitet, besonders bei Sternbeobachtungen.

„Ich sehe eben alles mehrfach und von verschiedenen Seiten“, sagte er. „Ihr meint es gut, aber Ihr allein, lieber Pater, Ihr seid nicht die Papstkirche.“

Curtius nickte zustimmend. „Gerade deshalb brauchen wir tapfere Männer wie Euch, die Schärfen zu mildern. Unser Orden ist streitbar, gewiß, die Kirche hat viele Fehler begangen. Aber die Zeit hat sich geändert. In allem geht unsere Kirche voran, denkt an den Kalender. Der Fortschritt ist auf unserer Seite.“

Kepler wollte Curtius nicht verletzen. „Nichts fällt mir schwerer, als mit Euch zu streiten, denn Ihr sprecht mit der Stimme des Herzens.“

„Obgleich Euch Eure Kirche ausgeschlossen und als Letzköpfelein und verschlagenen Calvinisten beschimpft hat?“

Keplers Blick verdunkelte sich. „Ihr wißt so gut wie ich, daß ich den Frieden unter den Konfessionen will und niemanden wegen seines Glaubens verlache oder verurteile.“

„Wollt Ihr zwischen die Mühlsteine geraten, Johannes!“ Pater Curtius stützte sich schwer auf den Tisch. „Nach Württemberg könnt Ihr nicht zurück, es sei denn, Ihr unterwerft Euch Euren Feinden und bekundet gute lutherische Gesinnung, indem Ihr den Papst einen reißenden Wolf oder einen Antichristen schimpft. Bei uns verlangt von Euch niemand, andere zu kränken. Unterscheiden wir uns denn so sehr? Leben wir nicht wie Brüder in Christo? Ihr seid uns doch viel näher als den Irrenden in Tübingen.“

Kepler sah den Mond hinter den Scheiben. Er spürte den Luftzug vom Kamin und roch das mit Weihrauch versetzte Wachs.

„Auch Eure Kirche will bekehren, nicht dulden. Ich würde

mitschuldig an all dem Unglück, das aus dem Streit hervorgegangen ist. Ihr seid ein guter Mensch, Albertus, doch Ihr dient Eurem Orden. Für mich ist das Evangelium die Botschaft der Liebe und der Brüderlichkeit. Ich muß meinem Gewissen folgen oder meine Sinne verdunkeln und leugnen, was ich für wahr halte. Ihr, der Ihr mit dem Herzen sehen könnt, Ihr werdet mich verstehen.“

Der Pater faltete die Hände und stützte das Kinn darauf. „Ich habe Gott gebeten, mir zu verzeihen“, flüsterte er. „Ich spüre in meiner Seele, daß Ihr rein seid und Euer Glaube wahrhaftig ist. Möge der Herr Euch beschützen.“

Kepler preßte die Lippen aufeinander. Da waren sie nun eines Sinnes, achteten einander, glaubten an denselben Gott, aber ihre Kirchen bekämpften sich. Ganze Landstriche hatte der Krieg schon verwüstet.

„Zwischen unseren Konfessionen liegt ein künstlicher Graben“, sagte Kepler, „wir müssen ihn überbrücken.“

„Bis dahin wird noch viel Leid geschehen, Johannes.“

Umständlich zog der Pater einen Brief aus seinem Gewand. „Wir haben noch eine Bitte an Euch. Unser Bruder Johannes Terentius aus unserer Mission in China beschäftigt sich mit Astronomie. Wir haben ihn über Eure Arbeiten unterrichtet, und er bittet um nähere Auskünfte.“

Er reichte Kepler das umfangreiche Schreiben und fuhr fort: „Wer könnte sie besser als Ihr kurz und bündig erteilen? Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Ihr Euch bereit fändet. Ich verbinde damit den heißen Wunsch, Euch noch einige Tage als meinen Gast betrachten zu dürfen.“

Terentius' Fragen waren nicht über Nacht zu beantworten. „Meine Frau und meine Kinder erwarten mich, so gern ich auch noch bei Euch bleiben würde.“

Der Pater senkte den Blick. „In drei Tagen spätestens muß der Bote nach Lissabon aufbrechen, wenn der Brief das Schiff noch erreichen soll. Es ist einige Monate unterwegs, Terentius wird sehr enttäuscht sein. Selten geht ein Schiff nach China.“

Kepler war unschlüssig. Wieviel Eitelkeit steckt doch in allem, dachte er. Aber kam es auf drei Tage an? „Natürlich müßte meine Frau benachrichtigt werden“, sagte er schließlich. China war ein gewaltiges Land, größer als Europa und mit einer uralten hohen Kultur. Vielleicht würden ihn die Astronomen dort besser verstehen?

„Wenn Ihr Euch entschließen könntet“, sagte der Pater, „der Kapitän wird Eure liebe Frau benachrichtigen.“

Kepler erhob sich. „Ihr habt mich durch Güte besiegt.“

Der Pater geleitete Kepler bis zu seinem Zimmer. „Werdet Ihr an unserer Morgenandacht teilnehmen?“

„Wenn niemand daran Anstoß nimmt, daß ich mich still verhalte?“

„Dessen dürft Ihr sicher sein, Johannes.“

6

„Das Beste findet sich dort, wo sich Fleiß
mit Begabung verbindet.“

Johannes Kepler

Susanna Kepler hatte unruhig geschlafen und war mit dem Morgengrauen aufgestanden. Heute würde Johannes bestimmt ankommen. Sie betrachtete sich im Spiegel. Übermüdet sah sie aus. Waren die Fältchen tiefer geworden? Nach dem Waschen gefiel sie sich besser.

Sie schürte die Glut, setzte den Wasserkessel auf und überlegte, was sie noch tun konnte. Die Festkleider für die Kinder lagen auf dem Bett, das Essen war vorbereitet, der Wein in Karaffen abgefüllt. Sie wollte noch das Nähzeug vom Tisch räumen, damit Johannes Platz für sich hatte. Denn arbeiten mußte er können, möglichst ungestört. Das würde schwer werden, die Kinder konnten nicht nur still sein.

Heute war ein Festtag. Erst spät am Abend würde sie Johannes für sich allein haben. Wenn die Kinder im Bett waren, wollten Hallers und ein paar Nachbarn kommen.

Alle freuten sich auf Johannes und auf die Neuigkeiten, die er mitbrachte. Sie würde neben ihm sitzen und ihm zuhören. Er konnte gut erzählen; hatte einen klaren Blick für das, was in der Welt passierte, und er kannte die Menschen, er ließ sich nichts vormachen.

Mit den Kindern übte sie die Lieder, die sie Johannes vorsingen sollten. Unter Mittag holte sie frisches Wasser aus dem Brunnen. Alles war sauber, atmete Frische. Die Sitzbank glänzte von dem polierten Wachs. Das Öl in der Lampe war aufgefüllt, neue Kerzen waren in die Leuchter gesteckt. Neben dem Herd lag das Holz sorgfältig gestapelt. Ein Regal

hatte sie freigeräumt, Platz für Johannes' Bücher und Schriften.

Am Nachmittag ging sie zum Hafen. Sie hatte ihr schönstes Tuch umgelegt und fühlte sich beschwingt, grüßte mit leuchtenden Augen, lachte wie ein junges Mädchen. Die Befürchtung, es könnte im letzten Augenblick noch etwas dazwischenkommen, wies sie weit von sich. Fehlte noch, daß sie zweifelte. Sie brauchte sich nicht gegen Enttäuschung zu wappnen.

Sie mußte nicht lange warten. Ein Schiff näherte sich dem Hafen. Fuhrleute standen bereit mit Pferd und Wagen. Johannes wollte ganz vorn am Bug stehen und winken. Aber Susanna sah nur die Bootsleute, die das Segel refften und zu Schlingen gewundene Leinen in die Hände nahmen. Schon stieß das Schiff gegen die Bohlen. Das Wasser rauschte unter dem Kiel hervor. Ein bärtiger Mann sprang an Land und kam auf Susanna zu.

„Seid Ihr die Keplerin?“ fragte er.

Susanna nickte.

„Euer Mann läßt Euch grüßen, er ist in Dillingen geblieben und kommt etwas später. Aber sein Gepäck haben wir mitgebracht.“ Er kramte in seiner großen Tasche und zog einen Brief heraus. „Für Euch, Keplerin.“

Susanna nahm den Brief. Sie blickte über das Schiff hinweg stromaufwärts, als könnte sie bis Dillingen sehen. Dünne Silberstreifen flimmerten auf dem Wasser, die Sonne stand weiß gegen eine blauschwarze Wolke.

„Nicht gleich die Segel streichen“, sagte der Kapitän. „Euer Mann wird es Euch ja geschrieben haben. Er hatte einen Pater bei sich, einen ganz hageren, der wollte mich ausfragen, in welcher Kirche ich bin. Da hat Euer Mann es ihm aber gegeben, Augsburger Konfession und so. Klein, aber oho! Der wird jetzt die Jesuiten bekehren.“

Susanna zwang sich zu einem Lächeln.

„So ist es schon besser“, meinte der Kapitän. „Ihr müßt Euch um einen Fuhrmann kümmern, die Fässer mit den Büchern

sind schwer.“ Er blickte sich um und rief: „He, du da, du hast doch noch Platz auf deinem Wagen und ein paar stramme Pferde davor. Nimm das hier mit für den Kepler.“

Im Windschatten eines Mauervorsprungs öffnete Susanna den Brief. Sie überflog die Zeilen bis auf den letzten Satz, den sie gleich noch einmal las. „In drei Tagen habe ich es geschafft. Dann bin ich endlich wieder bei Dir. Dein Johannes.“

Endlich wieder bei Dir, Dein Johannes.

Susannas Blick glitt suchend über das Schiff, als könnte Johannes doch noch auftauchen. Sie hörte die anfeuernden Rufe der Kutscher, den Knall einer Peitsche. Hastig steckte sie den Brief ein und verließ den Hafen. Sie spürte die Kühle des tiefen Torbogens, sah die wichtiguerischen Wächter und ihre Rüstungen.

Mit einem Male bedrängte sie die ganze Last ihrer Einsamkeit von dreihundertsechzig Tagen. Umfallen, nicht noch einmal warten müssen. Drei Tage schlafen, aufwachen und in Johannes' Augen blicken. Sie spürte Stiche in der Seite und verlangsamte die Schritte.

Sie mußte sich beruhigen. Schließlich war Johannes ein ganzes Jahr nicht dagewesen, und eigentlich war sie es gewohnt, einige Wochen, auch Monate mit den Kindern allein zu sein. Manchmal hatte sie es sogar wie eine Erholung empfunden, denn Johannes war kleinlich in häuslichen Dingen und zu ängstlich auf Sparsamkeit bedacht. Schließlich konnte sie selbständig wirtschaften.

Aber was gingen ihn die Jesuiten an? Und der Pater in China? Der hätte ruhig noch ein halbes Jahr warten können.

Die Jesuiten umwarben Johannes nur, um ihn einzufangen. Er hätte sich mit ihnen überhaupt nicht einlassen sollen. Das nährte bloß den dummen Verdacht der eigenen Glaubensbrüder. Schließlich war er außer dem Kaiser niemandem verpflichtet.

Susanna stand plötzlich vor Hallers Haus. Die Tür war zum festlichen Empfang weit geöffnet. Auf der Treppe hockte Cordula und versuchte, an ihr vorbeizusehen.

„Wo ist Vater?“ fragte sie erstaunt.

„Heute noch nicht“, antwortete Susanna, bemüht, ihrer Stimme Festigkeit zu geben. Sie drückte ihre Tochter an sich.

„Noch ein paar Tage.“ Zärtlich strich sie Cordulas Locken zurück. „Unser Vater muß noch eine Arbeit schreiben.“

Frau Haller trat gewichtig aus der Tür. Als sie Susannas Gesicht sah, wußte sie Bescheid. „Diese Männer!“ rief sie. „Alles mögliche haben sie im Kopf. Man dürfte sie überhaupt nicht aus den Augen lassen.“ Sie legte ihren Arm um Susannas Schulter. „Ich koch uns einen Tee. Mein Mann wird sich um das Gepäck kümmern. Bring deine Kinder ins Bett, und du, Cordula, paß auf, daß alle schön brav sind.“

Der Tee, in den Frau Haller Kräuterlikör goß, erwärmte Susanna. Als Martha Haller nach dem Lesen des Briefes ausrief: „Kommen wir über den Hund, kommen wir auch über den Schwanz“, mußte sie sogar lachen.

„Hoffentlich wird es nicht noch kälter“, meinte Susanna besorgt. Sie horchte auf den Wind, der durch Fenster- und Türritzen drang und die Kerzenflamme bewegte.

„Zur Not kommt er mit dem Wagen. Die Jesuiten sind doch mit allem ausgerüstet.“ Frau Haller reichte Susanna ein Weidenkörbchen mit Honigkuchen. „Wenn die was von ihm wollen, werden sie sich schon um ihn kümmern.“

Plötzlich verstummte sie. Die Haustür war gegangen, von der Treppe klangen Schritte. Es waren nicht die eines Hausbewohners.

Besuch? Zu so später Stunde? Die Frauen sahen sich an, horchten. Vielleicht der Fuhrmann? Susanna öffnete die Tür.

„Bin ich hier recht beim Kaiserlichen Mathematiker?“

Susanna kam das Gesicht bekannt vor. War das nicht . . .

„Landeshauptmann Freiherr von Taxis, Ihr müßt mich doch kennen. Linz, nicht wahr!“ Er setzte sich. „Ich komme in einer äußerst wichtigen Angelegenheit, Keplerin. Ich muß mit Eurem Mann sprechen und habe wenig Zeit.“

„Ihr wollt die Schulden tilgen?“ fragte sie freundlich.

„Hoho, das nenn ich tüchtig.“ Taxis' Lachen klang är-

gerlich. „Das werden wir in Ordnung bringen, edle Frau“, fügte er hinzu, als er den abweisenden Blick Susannas bemerkte. „Ich habe einen äußerst wichtigen Auftrag für Euren Mann.“

„Nicht so stürmisch, der Herr“, mischte sich Frau Haller in das Gespräch. „Erst kommt Ihr äußerst spät, dann habt Ihr äußerst wenig Zeit in einer äußerst wichtigen Sache.“ Sie blickte den Freiherrn herausfordernd an.

„Mit Euch habe ich nicht zu reden“, entgegnete der Freiherr schroff. „Wo ist der Astronom?“ wandte er sich wieder an Susanna.

„In vier Tagen wird er zu sprechen sein. Das Geld aber könnt Ihr gleich dalassen. Und die Zinsen dazu.“

„Das könnte Euch so passen“, knurrte Taxis. „Spaß beiseite, ich komme direkt vom Feldherrn des Kaisers.“ Er blickte sich im Zimmer um, als könnte Kepler sich in einer Ecke verkrochen haben.

„Ihr habt es vernommen“, antwortete Frau Haller. „Ihr seid hier nicht der Herr. Wir leben in einer freien Reichsstadt, wie Ihr wohl wißt.“

„Noch“, entfuhr es Taxis. „Leider.“ Er stand auf. „Der Teufel hol euch Frauenzimmer. — In vier Tagen dann“, lenkte er ein. „Es soll nicht Euer Schade sein, Keplerin.“

„Aber erst am äußerst späten Nachmittag“, rief Susanna ihm nach.

„Einer von den hochgekommenen Herren.“ Frau Haller goß Tee nach. „Wollen sich nicht dreinfinden, daß sie mit uns Bürgern nicht machen können, was sie wollen.“

„Ja“, antwortete Susanna, „Ihr habt es gut getroffen. Ein tüchtiger Gewandschneider findet halt leichter Arbeit als ein Mathematiker. Wenn Johannes nur das Geld vom Kaiser bekäme.“

„Er hat doch große Beute gemacht, sein Feldherr Wallenstein. Ist vielleicht ein günstiger Zeitpunkt jetzt.“ Frau Haller blinzelte pfiffig.

„Möchte bloß wissen, was der Freiherr will.“

Susanna war müde, aber sie fand keinen Schlaf. Sie hörte die Atemzüge ihrer Kinder und dachte an Johannes.

Am nächsten Tag fühlte sie sich wie ausgelaugt. Mechanisch verrichtete sie ihre Hausarbeit. Zum Unterricht mit Cordula, der ihr sonst immer viel Freude machte, mußte sie sich aufraffen. Die Speisen, die sie zum Empfang vorbereitet hatte, schmeckten nur ihren Kindern und Hallers.

Am dritten Tag erwachte sie aus ihrer Lethargie. Auf dem Markt kaufte sie eine Ente, dazu knuspriges Brot, das Johannes gern aß. Sie garte Rotkraut und übergoß es mit gelbgeröstetem Speck. Rote Rüben, die Johannes als Salat bevorzugte, schnitt sie in eine Essigsauce und fügte feingehackte Zwiebeln und Meerrettich hinzu. Da Johannes gern Kuchen aß, backte sie einen mit Äpfeln, Nüssen und Mandeln. Der Duft von Braten und Backwerk drang durch das Haus bis in die Gasse.

Unter Mittag wirbelten Schneeflocken am Fenster vorüber. Es wurde immer dunkler, und Susanna blickte besorgt auf den Himmel. Die Kinder jubelten und wollten hinaus, aber Susanna zog ihnen die Festtagskleider an und ließ sie nicht aus dem Haus. Als die Turmuhr die vierte Stunde schlug, zog sie ihren Mantel an und trat in den Flur.

Im selben Augenblick wurde die Haustür geöffnet. Der Wind blies ihr staubfeinen Schnee ins Gesicht, doch Susanna achtete nur auf den Mann, der langsam auf sie zukam und sie in seine Arme zog.

Johannes.

Die Welt war mit einem Schlage wie verändert, das Jahr des Wartens wie weggeblasen, vergessen die Einsamkeit der langen Nächte.

Am Morgen das gemeinsame Frühstück, fröhlich knisterte das Holz im Herd.

Johannes saß neben ihr. Sie konnte ihre Hand auf die seine legen, ihm in die dunklen Augen sehen. Sie spürte seine Lippen in ihrem Nacken und die Wärme seines Atems.

Auch wenn er am Tisch saß und schrieb, er war da. Konnte es je anders gewesen sein?

Seltsam, wie schnell die Gegenwart über die Vergangenheit siegte. Selbst die Angst vor der Zukunft verflog, jedenfalls für die ersten Tage.

Ein bißchen mehr Zeit für sich und ihre Kinder hätte Susanna sich gewünscht. Aber sie wollte nicht hadern. Sollte er ruhig das kleine Buch schreiben, zu dem ihn der Jesuitenpater Terentius aus China angeregt hatte.

Wenn die Kinder im Bett lagen, las er ihr vor. Sie konnte alles verstehen, dieses Mal war der Text einfach, ohne komplizierte Formeln und mathematische Ableitungen. Genau das Richtige für sie. Eigentlich begriff sie die neue Astronomie erst jetzt. Johannes' andere Bücher waren mehr für Fachleute bestimmt gewesen.

Im Grunde war alles ganz einfach. Wenn die Sonne in der Mitte des Planetensystems stand, mußten alle Bewegungen am Himmel aus der Bewegung der Erde erklärt werden, aus ihrer Drehung um sich selbst und ihrem Lauf um die Sonne.

Sie bewunderte Johannes; er war der erste Mensch, der die wirklichen Bewegungen der Planeten und die Art ihres Umlaufs um die Sonne erkannt hatte. Sie verstand Johannes' Eifer, allen Menschen seine Erkenntnis zu vermitteln.

Einen besseren und klügeren Mann hätte sie nicht finden können, und in den gemeinsamen Stunden vergaß sie die Schwere der anderen. Aber wenn Johannes das Haus verließ oder jemanden besuchte, empfand sie Unruhe, als könne er jeden Tag wieder aufbrechen.

Zum ersten Male ergriff sie dieses Gefühl nach dem Besuch des Freiherrn von Taxis. Johannes war verändert und in seinen Gedanken abwesend. Sie mochte das Geld, das er von Taxis erhalten hatte, nicht anfassen, als ginge eine Gefahr davon aus. Doch Johannes lachte nur und sagte: „Dem knöpfe ich alles ab, was er mir schuldet. Solange muß er zappeln.“

„Was will er von dir, was ist es?“

„Das Übliche, ein Horoskop.“

„Er kam im Auftrag von Wallenstein?“

Johannes nickte. „Wallenstein hängt an den Sternen wie der Vogel an einer Leimrute. Fragt mich, ob er an Schlagfluß sterben wird.“ Johannes tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn.

„Wirst du sein Horoskop weiterführen?“

Johannes ging nachdenklich hin und her. „Taxis hat mich in Linz um das Honorar betrogen. Wahrscheinlich weiß Wallenstein davon nichts. Jetzt will ich erst das Geld haben, das er mir noch schuldet.“

Mitte Dezember lag eine dicke Decke von Schnee und Eis über dem Land. Die Sonne erhob sich nur eine Handbreit über die Dächer und warf lange Schatten. Susanna brachte die Kinder früh ins Bett und bereitete Glühwein. Sie wartete auf Johannes, der zum zweiten Male mit dem Freiherrn von Taxis verhandelte.

Sie hörte den Freiherrn laut werden und wäre am liebsten ins Nebenzimmer gegangen, aber Johannes' Stimme klang ruhig. Er verabschiedete Taxis und bestellte dem Generalobristen Wallenstein freundliche Grüße.

„Nun habe ich mich schadlos gehalten.“ Johannes warf einen Beutel auf den Tisch. „Die Herren verjubeln das Geld, das wir verdienen.“

Susanna hatte sich oft gewünscht, daß Johannes fest bliebe und nicht auf die Versprechungen reicher Auftraggeber hereinfiel. Fröhlich schloß sie ihn in die Arme. „Dann können wir zum Christfest schwelgen.“ Sie nahm ihn bei den Händen und tanzte mit ihm um den Tisch herum.

Plötzlich blieb sie stehen. „Du verschweigst mir etwas“, sagte sie, noch atemlos. „Ich spüre es.“

Johannes hob das Glas und stieß mit Susanna an. „Wir müssen an die Zukunft denken“, sagte er. „Lange können wir hier nicht mehr bleiben. Ich muß nach Prag.“ Er senkte den Blick. „Noch vor dem Christfest.“

Susanna stützte den Kopf in die Hände. Es wurde dunkel

im Zimmer. Sie wollte nicht weinen, aber die Tränen liefen an ihrer Nase entlang.

„Warum?“ fragte sie und schluckte.

„Es fällt mir schwer“, sagte er, „aber ich muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist. In Prag sind alle Großen versammelt. Ich muß die Gunst der Stunde nutzen, dem Kaiser die ‚Rudolfinischen Tafeln‘ übergeben. Wir müssen wissen, wo wir arbeiten und leben können, Susanna.“

ZWEITER TEIL

7

„Ich will zum Frieden gewiß mit Hand und Fuß helfen, allein Mecklenburg muß ich halten und dabei verbleiben, denn widrigenfalls begehre ich keinen Fried'“

Albrecht von Wallenstein

Besorgt sah Wallenstein vom Turmzimmer seines Schlosses in Friedland auf den wilden Flockenwirbel. Seit drei Tagen schneite es ununterbrochen, etwas zu früh für die Jahreszeit — nach dem Gregorianischen Kalender fast einen Monat vor Wintersanfang. Auf den Bergen lag der Schnee bereits meterdick, und die Pässe wurden immer unzugänglicher.

In einer Woche wollte er nach Jičín weiterreisen, denn bald würde Isabella ihm einen Sohn gebären, wie er sehnlichst wünschte. Dann würde sein Trachten endlich einen tieferen Sinn und sein Werk einen Erben bekommen, einen Nachfolger aus seinem Fleisch und Blut.

Wallenstein stöhnte vor Ungeduld; er rechnete sich aus, wann er seinem Sohn das neuerworbene Herzogtum Sagan und das noch zu erwerbende Herzogtum Mecklenburg übergeben wollte, damit er sich rechtzeitig im Regieren üben könne.

Von den Jesuiten würde er Carl Albrecht nicht erziehen lassen. Er hatte ihre Methoden genossen, lange genug, um sie zu durchschauen. Nur scheinbar hatte er sich ihnen ergeben, um sich zu behaupten und nicht ein Werkzeug ihres Willens zu werden.

Seinen Sohn sollten Gelehrte unterrichten, Männer wie Kepler oder Galilei, Rechtsgelehrte und Ökonomen, Techniker und Bergwerkskundige, Feldherren und Baumeister.

In allen Ländern würde er sie anwerben und ihnen eine Universität stiften, vielleicht in Jičín oder in Sagan. Die höchsten Gehälter wollte er zahlen, damit sein Sohn einen freien Geist erhielt, denn niemand brauchte ihn so sehr wie ein Regent. Albrecht sollte nicht werden wie Kaiser Ferdinand, dessen Abhängigkeit von seinen jesuitischen Ratgebern die Kriegführung mehr behinderte als alle Feinde zusammengekommen.

Immer dichter wehte der Wind den Schnee an den Fenstern vorüber. Die Wolken hingen schwer über dem Isergebirge und verschlangen das schwache Sonnenlicht. Hoffentlich trieb der Winter in den anderen Landesteilen nicht auch sein vorzeitiges Spiel. Noch waren nicht alle Regimenter in festen Quartieren untergebracht.

Erst im vergangenen Winter waren Tausende verhungert; es wäre noch viel schlimmer gekommen, wenn er nicht selbst aus seinen Besitzungen Getreide hätte beziehen können. Der Kaiser kümmerte sich um nichts.

Er hätte damals sein Amt niederlegen sollen, aber sein Ehrgeiz ließ das nicht zu. Er hatte seinen Gegnern am Kaiserhof zu Wien das Maul gestopft, eine neue Armee geschaffen, größer als zuvor, und in drei Monaten den Norden Deutschlands unterworfen.

Unruhig ging Wallenstein auf dem glänzenden, mit Intarsien geschmückten Parkett hin und her. Wenn ein Soldat im Kampf fiel, hatte er seinen Sold verdient, wenn er aber erfror oder verhungerte, war das Geld hinausgeworfen.

Er würde seinen Generalen Feuer unter dem Hintern anzünden. Er zahlte doch nicht den höchsten Sold, damit seine Truppen zum Feind überliefen oder als Marodeure die Bevölkerung terrorisierten. Seine Gegner sammelten ameiseneifrig Berichte von Übergriffen, um dem wankelmütigen Kaiser Greuelmärchen ins Ohr zu flüstern.

Aus den Briefen Ferdinands II. spürte er das Schwanken der Stimmung am Hof, über die er auch durch seine Spione und seinen Schwiegervater Harrach unterrichtet wurde.

Konnte er weiter auf Ferdinand bauen? Er blieb immer nur des Kaisers Knecht, wie es in einem Spottlied hieß.

Überall verfolgten ihn die verdammten Verleumder und Neidhammel, er konnte tun, was er wollte. Die Schuld lag beim Kaiser, der ihn wegen seiner religiösen Toleranz beargwöhnte.

Bedenklich stimmte ihn das Horoskop von Ferdinands Sohn, in dem die Abneigung gegen ihn überwog. Senno legte es günstiger aus, aber so sehr er ihn schätzte, hier mißtraute er seinen Fähigkeiten. Kepler mußte er zu Rate ziehen.

Der Wind warf sich heftig gegen das hohe Fenster, die schweren Vorhänge bewegten sich, der Luftzug sog die Wärme aus dem Raum. Wallenstein griff fröstelnd zur Klingel. Lautlos erschien der Kammerdiener, folgte dem Wink und türmte Buchenholzscheite über die Glut im Kamin.

„Wann geruht der Schneider sich zu melden?“ Wallenstein räusperte sich heftig.

„In einer knappen Stunde, gnädiger Herr.“ Der Kammerdiener verbeugte sich und verschwand. Wallenstein setzte sich an den Schreibtisch, hauchte in die Hände, bevor er die Feder ergriff. Wichtige Briefe schrieb er selbst, schließlich bezahlten auch seine Gegner Spione. Im nächsten Jahr brauchte er nicht weniger, sondern mehr Truppen; keine ausgehungerten und auf Raub versessenen, sondern kampfgeschulte und disziplinierte. Wie sonst sollte er Stralsund zur Rason bringen, den Dänenkönig zum Frieden zwingen, die Kontributionen eintreiben.

Endlich schien ihn der Kaiser zu begreifen. Je größer die Armee war, desto williger zahlten die reichen Städte, die Stifte und Stände, was die Armee und ihr Feldherr zur Kriegführung brauchten.

Die Kassen des Kaisers waren leer – wie immer. Er führte auf Kosten seines Feldherrn den Krieg und schuldete ihm Hunderttausende. Mit der Verleihung des Herzogtums Sagan hatte er nichts als eine Abzahlung geleistet. Er mußte ihm noch das Herzogtum Mecklenburg übereignen. Die Gelegen-

heit war günstig. Die Herzöge von Schwerin und Güstrow hatten mit dem Dänenkönig paktiert und sich damit gegen den Kaiser und das Reich gestellt.

Der Kaiser war gut dran, konnte mit dem Land zahlen, das ihm sein Feldherr eroberte. Wenn er ihn erhöhte, stärkte er auch seine eigene Macht. Als Herrscher über die Ostseestädte konnte er die kampfstarken Schweden in Schach halten. Sie hatten die Russen besiegt, führten gegen die Polen Krieg und blickten beutegierig nach Deutschland.

Wallenstein hielt Gustav Adolf für gefährlich. Er hatte bereits große Gebiete und wichtige Hansestädte an der Ostseeküste erobert. Ihm fehlte nur noch die Küste des Deutschen Reiches. Auf ihn mußte er achthaben, besonders als zukünftiger Regent von Mecklenburg, stärkte er doch den Herzögen von Schwerin und Güstrow den Nacken.

Wallenstein erhob sich und betrachtete die Karte. Die Elbe, der wichtigste Fluß für den Nachschub, befand sich unter seiner Kontrolle. Alle Seestädte hatten sich ihm unterworfen und kaiserliche Besatzung angenommen, nur Stralsund nicht.

Er mußte seinem General Arnim ein schärferes Vorgehen befehlen. Der Senat Stralsunds zögerte die Verhandlungen hinaus. Freiheiten wolle sich die Bürgerschaft bewahren, Freiheiten! Wallenstein knurrte ärgerlich. Er hatte den Seestädten Religionsfreiheit garantiert.

Wallenstein versiegelte die Briefe und übergab sie den Kurieren, deren Pferde gesattelt bereitstanden. Weit waren die Wege bis nach Jütland, nach Mecklenburg und den anderen über das Deutsche Reich verstreuten Winterquartieren der Armee.

Einen Augenblick betrachtete Wallenstein wohlgefällig die Schnitzereien seines aus Ebenholz, Elfenbein und Bernstein kunstvoll gefertigten Schreibtisches. Dann überflog sein Blick den weiten hohen Raum, glitt an den goldbedruckten Ledertapeten entlang, verweilte auf den in Nischen aufgestellten Skulpturen, die zwischen Gobelins wie eingerahmt erschie-

nen. Hans de Witte hatte sie aus den Niederlanden kommen lassen, während die Tapeten aus Venedig stammten.

De Wittes Faktoreien lagen in allen Ländern Europas; Bank- und Handelsverbindungen gingen bis nach Madrid, Neapel, Konstantinopel, Danzig, Schweden, Norwegen, England. Frankfurt am Main und Leipzig bildeten neben Augsburg, Mailand, Venedig, Wien seine wichtigsten Umschlagplätze.

Er lieferte ihm die Pferde, den Wein, die Stoffe, das Tafelsilber, alles von bestem Geschmack und jedes ein Vermögen wert. Er finanzierte den Krieg, die Bauten, die Bergwerke, seinen Hofstaat, der den des Kaisers übertraf.

Hans de Witte war ein Finanzgenie, und Wallenstein war bereit, ihm seine Bitte zu erfüllen und die Patenschaft für seinen Sohn zu übernehmen.

Der Sturm riß die Wolkendecke auseinander. Der blaßblaue Himmel erschien und an den zerfetzten Wolkenrändern das mattweiße Licht der Sonne. Vielleicht klarte das Wetter auf, und er konnte am Abend Zwiesprache mit den Sternen halten. Ihre Botschaft erschien ihm wichtiger denn je; im Dezember würde er mit dem Kaiser zusammentreffen.

Ein Jahr war seit ihrer letzten Begegnung vergangen, nur Briefe hatten sie über den Verlauf des Feldzugs gewechselt. Zum Glück wußte Graf Harrach den Sinn des Kaisers in die richtigen Bahnen zu lenken. Auf ihn hörte Ferdinand II. wie auf seinen Beichtvater Larmormain.

Hoffentlich blieb Harrach ihm noch lange erhalten. Er war erst Anfang Fünfzig, aber seit Monaten klagte er über das Nachlassen der Kräfte und allerlei körperliche Gebrechen.

Wallenstein spürte Schmerzen in den Zehen. In den Feldlagern hatte er sich die Gicht geholt. Die Anfälle kamen wie aus heiterem Himmel. Sie waren mit so reißenden Schmerzen verbunden, daß er hätte Wände hochlaufen können. Wehe dem, der dann einen falschen Ton von sich gab. „Schiefer“ nannten sie seine Stimmung, seine widerwärtige Laune, seinen unbere-

chenbaren Zorn. Er führte einen verzweifelten Kampf gegen die Qualen und war unfähig, sie geduldig zu ertragen.

Wallenstein ließ sich in den Lehnssessel fallen und legte seine Füße auf den lederbespannten Hocker, bewegte vorsichtig die Zehen. Es wurde Zeit, daß er eine Bäderkur nahm. Der Körper wollte nicht so recht wie der Geist. Die chronische Obstipation machte ihm zu schaffen, daß ihm seine Freude, das Reiten, verleidet wurde.

Graf Tilly erging es besser. Trotz seiner sechsunsechzig Jahre saß er tagelang im Sattel. Er mochte den alten Haudegen, hatte viel von ihm gelernt. Leider diente er dem Bayernherzog Maximilian mit hündischer Treue. Dabei holte er für sich so gut wie nichts aus den Siegen heraus. Er schund sich nur für seinen Herrn, der vorgab, dem Kaiser zu dienen, in Wahrheit aber seine eigennützigen Interessen verfolgte.

Wallenstein legte die Hand auf die Stirn. Warum schonte er sich nicht, sondern trieb Raubbau mit seinem Körper? War er machtlos gegen die Unmäßigkeit und das Ungestüm, das ihm schon als jungem Mann arg zu schaffen gemacht hatte?

Am 24. September hatte er seinen vierundvierzigsten Geburtstag gefeiert, wahrlich Zeit, an das Alter zu denken. Vor zwei Jahren war sein Haar noch dicht und voll gewesen, jetzt begann es sich zu lichten, und er mußte es färben. Zwischen den Zähnen klafften Lücken, und ihn graute vor dem Verfall, den Entzündungen, den Schmerzen, dem unvermeidlichen Zahnbrecher.

Einst konnte er jeden unter den Tisch trinken, nach Herzenslust essen, nun mußte er zusehen, wie andere sich auf seine Kosten amüsierten.

Den Spaß mit Frauen vermißte er nicht. Sie beanspruchten zuviel Zeit und langweilten ihn mit ihren Tändeleien.

Sieben Monate hatte er Isabella nicht gesehen. Ihre Briefe genügten ihm, und es bereitete ihm Freude, ihr zu antworten. Mit der Begierde konnte er anders fertig werden als seine Generale, Obersten und Landsknechte, die ihre Weiber mit ins Feld schleppten, eine Plage, die jeden Feldzug erschwerte.

Der Kammerdiener meldete den Schneider, der Wallenstein seine Kreation selbstbewußt vorführte. Wallenstein musterte die Kleidungsstücke mit unverhohlener Genugtuung. Er hatte gut getan, diesen Hofschneider aus Paris anzuwerben. „Gut“, sagte er anerkennend, „werden mir die Sachen passen?“

„Oui, oui, Monsieur, o ja, gnädiger Herr und Fürst.“ Der Schneider zwirbelte seinen schwarzen Schnurrbart, nahm Wallenstein den Mantel ab und rückte die Kleiderpuppe näher an den Kamin.

Erst als Wallenstein umgezogen war, riß der Schneider das Tuch vom Spiegel und rief aus: „Schaut selbst, wer auf der Welt sähe stattlicher aus als Ihr.“

Die Kleidung saß wie angegossen. Wallenstein genoß die Behaglichkeit des geschmeidigen Kollers aus Elchleder, das bis zum Schoß fiel, die bauschigen Hosen, die enganliegenden Beinkleider aus weichem Leder, die bequemen fellgepolsterten Schuhe. Die scharlachrote Schärpe, aus der in Hüfthöhe Griff und Korb des Degens hervorragten, gab dem Gewand ein imponierendes Gepräge. Statt der spanischen Halskrause hatte der Schneider den modernen Spitzenkragen gewählt, so daß der Kopf frei beweglich blieb. Die reichverzierten Handschuhe mit langen Schäften bildeten den markanten Abschluß der quergestreiften Ärmel. Auch in der Bewegung behielt das Gewand seinen Sitz.

„Ihr versteht Eure Kunst.“

„Wäre ich sonst in Eure Dienste getreten, gnädiger Herr.“

Wallenstein überreichte dem Schneider, der zwar gebührenden Eifer, aber keine Servilität zeigte, eine goldene Kette. „Als nächstes brauche ich ein Reisekostüm, das ich im Feld zu tragen beabsichtige. Es muß bequem und strapazierfähig sein. Die Kopfbedeckung macht aus Biberfell und steckt scharlachrote Federn auf. In Prag werdet Ihr Euch mit de Witte über Leder und Stoffe beraten.“

Wallenstein behielt das neue Gewand an. Darin wollte er dem Kaiser, der sich noch immer nach der spanischen Mode

kleidete, gegenübertreten: Sollte er sehen, daß sein Feldherr auch in der Mode ein eigenes Urteil besaß und nicht sklavisch überkommene Gewohnheiten nachahmte. Die dicke Halskrause, aus der der Kopf wie aus dem Loch eines Mühlrades hervorsah, war unbequem. Nichts gegen die spanische Linie des Hauses Habsburg, doch die allzu enge Verknüpfung von Madrid und Wien schadete der Politik im Deutschen Reich.

Der Kaiser sollte sich vor allem um Deutschland kümmern; dem Reich verdankte er die hohe Würde, den Rang und damit auch die Macht. Formell zumindest, denn bisher stand sie auf dem Papier, und die Reichsfürsten, allen voran die Kurfürsten, die evangelischen wie die katholischen, widersetzten sich ihr mit allen Mitteln.

Mit den Fürsten wollte er schon fertig werden, wenn der Kaiser zu ihm stand. Konnte Wallenstein sich aber auf ihn verlassen? Ferdinand II. dachte weniger an das Reich als an die Fortsetzung der habsburgischen Dynastie und die Wahl seines Sohnes zum römischen König.

Wolkenfetzen trieben über den Bergen. Die Nacht würde klar werden. Wallenstein befahl Senno, die astronomischen Geräte und das Fernrohr bereitzustellen, das nach den Anweisungen von Keplers Dioptrik gebaut worden war. Noch standen ihm Macht und Geld ins Haus, hatte Kepler prophezeit. Geld und Güter würde er weiterhin erwerben, zugleich aber durch vieler Leute Schaden neue Feinde bekommen. Das mußte sich auf seine neuen Erwerbungen beziehen, auf Mecklenburg besonders.

Was konnten die Herzöge von Schwerin und Güstrow gegen ihn ausrichten? Er würde sie des Landes verweisen, die Verwaltung des Landes wie in Friedland ordnen, die Macht der Stände und des Adels einschränken, Gewerbe und Handel fördern.

Aus dem immer dunkler werdenden Blau des Himmels traten die Sterne hervor, scharf und beschwörend. Sie hatten ihn auf seinen Feldzügen begleitet, zur Vorsicht und zum ent-

schlossenen Handeln gemahnt. Die Gunst der Stunde entschied über Erfolg oder Mißerfolg.

Nicht daß die Sterne dem Menschen das Denken abnahmen, aber sie lenkten sein Schicksal. Und nur wer die Zeichen der Sterne verstand, konnte den Lauf der Dinge beeinflussen, seine Feinde erkennen, ihren Absichten entgegenwirken.

Im nächsten Jahr veränderte sich die Stellung der seinen Lebenslauf bestimmenden Planeten zu seinen Ungunsten. Aber selbst wenn ihm dann noch alles glückte — er würde sich nicht vergnügen, sondern „sich selber fressen“, wie Kepler es bezeichnet hatte.

Dieser Satz regte ihn immer wieder auf. Er zielte auf sein Inneres, auf die Rastlosigkeit seines Wesens, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, sondern immer weitertrieb.

Warum konnte er sich nicht bescheiden, die Früchte seiner Besitzungen genießen, die Pracht seiner Schlösser, seine herrlichen Pferde?

Es bereitete ihm doch Freude, zu planen, zu wirtschaften, seine Ländereien und Bergwerke in Blüte zu bringen — mit Erfolg, was selbst seine Neider zugaben, die ihn heimlich des Paktes mit dem Teufel verdächtigten.

Gegen solche Narren mußte er sich wehren, die weder seine Anstrengungen noch Ausgaben für Saatgut, Zuchttiere, Werkzeuge, Anpflanzungen bemerkten. Aus welchen Ländern hätte er sonst so schnell und sicher der Armee Waffen, Kleidung, Schuhwerk, Pulver, Blei beschaffen können?

Senno war zwanzig Jahre jünger als sein Brotherr. Er konnte dessen Gemütszustand aus dem Mienenspiel ablesen, wußte das Zucken seiner Mundwinkel und die Bewegungen seiner Hände zu deuten. Er mochte den Alten. Manchmal tat er ihm sogar leid, ein Arbeitstier, unermüdlich im Schreiben, Berechnen, Befehlen.

Dagegen führte er ein süßes Leben, meistens jedenfalls, wenn Wallenstein nicht gerade einen seiner Wutanfälle ausstobte und er ihm unglücklicherweise in die Quere kam. Er

diente ihm treu, vergaß dennoch General Piccolomini nicht, der ihn dem Herzog empfohlen hatte.

Piccolomini verlangte wenig von ihm, eigentlich nur, was er so nebenbei den Gesprächen ablauschte. Das empfand Senno nicht als Vertrauensbruch, denn Piccolomini war ja einer von Wallensteins Generalen und ihm ergeben.

„Habt Ihr die Daten noch einmal überprüft?“ fragte Wallenstein seinen Astrologen.

„Gewiß, gnädiger Herr und Fürst.“ Senno verbeugte sich leicht, hob den von schwarzen Locken bedeckten Kopf, lächelte sanft, legte die Hände ineinander.

„Ich bin nicht überzeugt“, entgegnete Wallenstein. „Die Konstellation von Mars und Saturn gefällt mir nicht. Sie bedeutet Unheil. Oder wie wollt Ihr sie erklären?“

„Wir kennen die Geburtsstunde Eures Sohnes noch nicht. Wir können aber annehmen, daß sie – wie Euer Gnaden vermuten – nicht vor Januar erfolgt. Dann würde der Mars in das Sternbild des Steinbocks eintreten und die Gefahr mildern, wahrscheinlich ganz aufheben, da die Venus als Morgenstern eine Besserung bringt.“

„Und in bezug auf meine Begegnung mit dem Kaiser?“

„Es wird gut sein, wenn Euer Gnaden nicht vor dem zwanzigsten Dezember nach Brandeis reisen. Dann tritt der Jupiter in Euer Sternbild, damit der Erfolg in Euer Haus.“

Wallenstein prüfte die Karte, die Senno vor ihm ausbreitete. „Habt Ihr die Stellung der Gestirne genau berechnet?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, befahl er Senno, den Jakobsstab einzurichten.

Plötzlich fühlte Wallenstein sich todmüde. Er mußte sich sofort hinlegen, sonst war er am nächsten Tag reizbar und nervös. Die Migräne konnte ihn überfallen, schlimmer noch das Podagra.

„Fahrt fort in Euren Beobachtungen“, befahl er. Der Kammerdiener nahm ihm den Mantel ab, zog ihm die Schuhe aus, reichte ihm das Nachtgewand und löschte bis auf zwei alle Kerzen aus.

„Hochgeborener Fürst! Mein herzallerliebster Herr! Ich verlang' s wohl von Herzen, damit Er Seine Geschäfte bald richten könnt' und ich so glücklich wäre, ihn bald bei mir zu sehen.“

Isabella von Wallenstein

Isabella, Fürstin von Friedland, las den Brief ihres Herrn Gemahls zum wiederholten Male. Endlich, endlich nahte der Tag, an dem sie ihn wieder an ihrer Seite haben würde. Er war so unendlich weit von ihr fort gewesen, daß sie sich die Entfernung kaum vorstellen konnte. Jetzt aber weilte er nur noch eine Tagesreise entfernt, und wenn sie nicht im siebenten Monat gewesen wäre, hätte sie hier in Jičín nichts zurückhalten können.

Sie war stolz auf ihren Gemahl, Albrecht Eusebius von Wallenstein. Als sie ihn in Wien kennenlernte, war er ihr durch seine große Gestalt, seine hohe Stirn, vor allem aber durch seine gerade Art angenehm aufgefallen.

Gern dachte sie an die ersten Monate zurück, als sie sein Werben spürte und sich heimlich mit ihrer Schwester über die Unbeholfenheit amüsierte. Doch als er bei ihrem Vater um ihre Hand anhielt, wußte er, daß sie ihm zugetan war. Sie mochte das Verstellen und Tändeln nicht, obgleich es als vornehm galt und wie die Jagd zum Hofleben gehörte.

Dann war sie schon lieber ein *enfant terrible* gewesen. Ihr gütiger Vater, dem sie manchen Verdruß bereitet hatte, trug ihr nie etwas nach. Dabei begriff sie erst sehr spät, welch eine große Persönlichkeit er war und was für eine einflußreiche Rolle er am Kaiserhof spielte.

Nun mußte sie sich ernstlich auch um ihn sorgen, denn er

war viel kränker, als er zugeben wollte. Das würde auch Albrecht sehr betrüben, denn ihr Vater unterstützte ihn wie kein anderer am Kaiserhof. Wenn er sein Amt nicht mehr ausüben konnte, dann konnten die Feinde ihres Gemahls die Oberhand gewinnen und seine guten Absichten ins Gegenteil umdeuten.

Es gab zu viele, die ihm seine Erfolge mißgönnten. Sie konnten ihm nicht das Wasser reichen und suchten ihre fehlenden Talente durch Liebedienerei und Intrigen wettzumachen.

Albrecht zeigte ihnen seine Verachtung zu deutlich, um sie nicht gegen sich aufzubringen. All seine Erfolge und Siege könnten zunichte gemacht werden, wenn die Hofkamarilla obsiegt.

Eine Kammerzofe betrat den Raum und überreichte ihr ein Päckchen. Isabella genoß das Öffnen der Riemen, das Auseinanderklappen des Leders und den Anblick des Tonkrugs, in dem sich Hasenpastete befand. „Meiner lieben Gemahlin und Fürstin aus der friedländischen Küche, Ihr getreuer Albrecht Eusebius.“

Ein goldener Löffel lag daneben, Isabella entdeckte die Gravur, das Wappen Friedlands mit ihren Initialen. Sie kostete die Speise und fand sie überaus delikate. Immer sorgte Albrecht sich um sie und verwöhnte sie mit Aufmerksamkeiten.

Hoffentlich gebar sie einen Knaben. Albrecht wünschte sich einen Erben. Sie wollte gern alle Leiden willig ertragen, wenn sie ihn nur glücklich sah. Von ihren Beschwerden brauchte er nichts zu wissen.

Sie freute sich darauf, wieder an seinem Bett sitzen und alles tun zu können, daß er gesund würde. Denn das Podagra quälte ihn sehr, und nichts war schädlicher für einen Feldherrn, als leidend zu sein.

Sie wollte ihn überreden, sich einer Bäderkur zu unterziehen. Die Zeit mußte er sich nehmen. Seine Gesundheit durfte er für den Kaiser nicht opfern.

Isabella setzte sich an ihren Schreibtisch und stellte sich vor, wie sich sein sorgenzerfurchtes Gesicht aufhellen würde, wenn er ihre Zeilen las. Sie konnten nur wenige Tage zusammen verbringen, denn er mußte am 19. Dezember zum Kaiser nach Brandeis weiterreisen.

Es wurde Zeit, daß Albrecht mit ihm sprach. Ferdinand sah nicht, daß er mit der Unterdrückung der Protestanten im Reich den protestantischen Mächten im Ausland einen idealen Vorwand zum Eingreifen in die Hand gab. Weiß Gott, sie hätte Albrecht einen weitsichtigeren Kaiser gewünscht, und manchmal beschlich sie das Gefühl, daß Albrecht seine Talente einem Unverständigen opferte.

Isabella versiegelte den Brief und befahl einen der Boten zu sich, denen die private Post anvertraut wurde, ließ ihm zehn Gulden auszahlen und drängte ihn zur Eile.

Nun mußte sie die Vorbereitungen für einen würdigen Empfang treffen, ohne Hast, aber zielstrebig, denn Albrecht sollte sich wohl fühlen in seinem Lieblingsschloß, auch wenn die Bauarbeiten noch nicht abgeschlossen waren.

Die Unruhe, die froher Erwartung entspringt, setzte sie in Tätigkeit um, traf Anordnungen, überprüfte die Arbeit des Verwalters, Gärtners, Keller- und Küchenmeisters, befahl ihre Schneiderin zu sich, um die letzte Anprobe ihres malvenfarbenen Umstandsgewandes über sich ergehen zu lassen, für das de Witte Spitzen aus Brabant besorgt hatte.

Sie ließ sämtliche Kamine und Öfen Tag und Nacht beheizen, bestellte eine Sänfte und besichtigte das Gestüt, ermahnte die Roßknechte, des Fürsten Pferde wie ihre eigenen Kinder zu pflegen.

Trotz der Kälte floß das Quellwasser durch die marmornen Rinnen, und das Futter in den Raufen roch frisch nach Sommer und Reife. Täglich mußte die Streu gewechselt werden; die Stallungen boten über tausend Pferden Platz. Trompetensignale geboten den Roßknechten, die Tiere zu striegeln, zu füttern, auszureiten.

Wenn Isabella auch das meiste in guter Ordnung vorfand,

überall gab es noch dies oder jenes zu verbessern. Albrecht war ein strenger, aber gerechter Herr. Seine Anordnung, den Armen in Notzeiten Brotgetreide zu geben, milderte viel Elend. Wer gut und ehrlich arbeitete, sollte nicht darben.

Von überallher kamen tüchtige Handwerker nach Friedland. Allein in Jičín lebten jetzt viermal mehr Leute als früher, Maurer, Zimmerleute, Stukkateure, Waffen- und Hufschmiede, Tuchmacher, Weber, Schneider, Stellmacher, Drechsler. Nicht nur das Schloß wurde großartig erneuert und erweitert, sondern auch die Stadt. Denn Albrecht hatte Jičín zum Zentrum seines Herzogtums erhoben.

In den wenigen Jahren seiner Herrschaft war Friedland aufgeblüht. Die Güter warfen hohe Erträge ab, auch die Glashütten, die Bergwerke und Gewerbe. Albrecht hatte tüchtige Forst- und Fischmeister angestellt, die das Wild hegten und Karpfen aufzogen. Er hatte Maulbeerbäume anpflanzen lassen, damit Seidenraupen gezüchtet werden konnten.

„Je mehr wir im eigenen Land erzeugen, desto mehr Waren können wir exportieren“, hatte er seinen Verwaltern erklärt. „Wir werden die besten Pferde, Schafe und Rinder züchten, daß alle Welt bei uns káufen will.“

Ja, sie war stolz auf ihren Mann. Schade, daß Winter war, die zwölfhundert Lindenbäume entlang der Allee vom Stadtrand zum Park hatten im letzten Jahr so schön geblüht. Etwas wehmütig blickte sie auf die schneegepolsterten Zweige. Die Sonne tauchte aus den Wolken hervor, und die Eiskristalle funkelten wie unzählige Brillanten.

Sie beugte sich aus der Sänfte, befahl den Trägern zu halten und lauschte in die Stille. Ach, daß Albrecht so wenig Zeit hatte, mit ihr die Schönheit des Landes zu genießen.

Sie spürte die Kindsbewegung und legte ihre Hand auf den Leib. Gedulde dich noch ein wenig, mein Bub. Die Hebamme meinte, es könnte ein Junge werden. Albrecht würde sich mehr Zeit für seine Familie nehmen müssen. Auch ihr Töchterchen mußte endlich merken, daß es einen Vater hatte. Dieser unglückselige Krieg! Nie hätte sie gedacht, daß er so lange

dauern würde. Und ein Ende war noch immer nicht abzusehen.

Ob es gut war, wenn ihr Gemahl das Herzogtum Mecklenburg übernahm? Es lag so weit entfernt. Seit zwei Monaten war er unterwegs; hatte allerdings lange Station in Frankfurt an der Oder, in Sagan und in Friedland machen müssen. Zwei Wochen dauerte die Reise bis ans Meer, wenn man sie nicht unterbrach.

Die Sonne verschwand wieder, Isabella begann zu frieren. Die Träger und Lakaien traten sich die Füße warm. Sie befahl die Rückkehr.

Den Marktplatz hatte Albrecht fast neu gestalten lassen, Häuser mit schönen Arkaden und die Fassade des Schlosses im modernen Stil. Der Baumeister aus Prag sollte noch eine Kirche errichten; er hatte die Pläne schon geschickt.

Nichts konnte Albrecht gut und schön genug sein. Sie bewunderte seinen Unternehmungsgeist. Nur manchmal schwindelte ihr bei den riesigen Summen. Auch seine Freigebigkeit erschien ihr übertrieben, die vielen Geschenke, keines unter tausend Gulden wert. Wer alles besaß nicht schon eine goldene Kette mit dem herzoglichen Wappen: Generale, Oberste, Hauptleute, Kaufherren. Zuviel Gunst verdarb die Leute, entfachte ihre Gier, die schließlich durch nichts mehr zu befriedigen war.

Als Isabella ihre Gemächer erreichte, zitterte sie vor Kälte. Die Kammerzofen hüllten sie in angewärmte Tücher, ließen Wärmflaschen mit heißem Wasser füllen und legten sie ihr ins Bett. Der Arzt verordnete Tee aus Kamille und Pfefferminze, fügte einen Löffel Honig und einen Schuß Branntwein hinzu. „Ihr werdet gleich Besserung empfinden, gnädige Fürstin.“

Langsam verlosch das Licht des Tages. Die Kerzen erhellten das Kruzifix, und Isabella dachte an die Geburt ihres ersten Kindes, die schwer gewesen war. Aber solche Schmerzen wie in der letzten Zeit waren ihr erspart geblieben. Sie durfte nicht krank werden! Manchmal quälte sie Angst, sie könne die Geburt nicht überleben, dann wieder bedrückte sie die

Sorge, dem Ungeborenen könne etwas zustoßen oder es könne zu früh auf die Welt kommen und Schaden nehmen. Gott mußte ihr beistehen, Mutter Maria Fürbitte tun. Sie faltete die Hände und sprach leise ein Gebet.

Die Kinderfrau brachte ihr Töchterchen herein. Isabella legte ihre Hand auf den Kopf der kleinen Maria-Elisabeth. „Wirst bald ein Brüderchen bekommen“, flüsterte sie. Sie zog sie an sich, bat die Kinderfrau, das Bett Marias herzuholen. Diese Nacht mochte sie nicht allein sein. Die leisen Atemzüge ihrer Tochter beruhigten die Herzogin. Auch ließen die Schmerzen nach. Sie hörte das Sausen des Frostwindes und genoß die Wärme in dem breiten Florentiner Bett.

Ein wenig graute ihr vor dem großen Gefolge, das den Herzog stets begleitete, vor der Unruhe in den ersten Stunden nach der Ankunft, bis jeder Mann und jedes Pferd seinen Platz gefunden hatte. An der Tafel werde ich nur zur Eröffnung teilnehmen, dachte sie einschlafend, dann werde ich Albrecht zu mir bitten und ganz allein mit ihm plaudern, seine Hand halten und auf meinen Leib legen.

Am nächsten Morgen fühlte sich Isabella erholt, und auch die folgenden Tage blieb sie frei von Schmerzen. Nur einmal spürte sie ein so heftiges Ziehen, daß sie fürchtete, die Wehen könnten beginnen, doch als sie eine Stunde ruhig gelegen hatte, ging es ihr wieder gut.

„Hoheit dürfen sich nicht aufregen“, ermahnte sie der Arzt, „Hoheit müssen sich schonen und auch freudigen Ereignissen gelassen entgegensehen.“

Endlich meldete ein Bote, daß ihr Herr Gemahl bereits in Turnau angelangt war; morgen unter Mittag würde er hier sein.

Isabella umarmte ihre Tochter, probierte das neue Kleid, das ihre Schwangerschaft völlig verdeckte. Sie genoß den weichen wallenden Stoff, der bis auf ihre Schuhspitzen fiel. Ihre Finger strichen über den hüftlangen Spitzenschal. Das golddurchwirkte Stirnband mit den Edelsteinen unterstrich das Hoheitsvolle ihrer Erscheinung. Zufrieden betrachtete sie die

Kette, die sie aus den in Jičín geprägten Goldstücken mit dem Bildnis Albrechts hatte anfertigen lassen. Damit wollte sie ihm eine besondere Freude bereiten, denn er war stolz auf die ihm verliehene Münzhoheit.

Prüfend ging sie vor den drei großen Spiegeln auf und ab. Ihr Herr Gemahl hatte sie aus Venedig kommen lassen. Dort hatte er vor vielen Jahren die Niederlage der kaiserlichen Truppen verhindert, worauf er von Ferdinand zum Obersten befördert worden war.

Gern würde sie einmal mit Albrecht nach Venedig reisen; die Stadt sollte gar prächtige Gebäude haben und statt der Straßen Kanäle, so daß man viele Häuser nur mit Booten erreichen konnte, die man Gondeln nannte und mit langen Rudern über das Wasser trieb.

Venedig galt noch immer als eine reiche Stadtrepublik, obgleich sie seit der Entdeckung Amerikas und den Eroberungen von Mittel- und Südamerika an Bedeutung verlor. Nunging der Handel über Spanien, Portugal, Holland und England; deshalb wollte Albrecht die Hansestädte im Deutschen Reich gewinnen und sie am Handel Spaniens beteiligen. Ach, er hatte so große Projekte; ob ihm da je etwas mehr Zeit für die Familie bleiben würde?

Dauernd gingen die Gedanken mit ihr durch. Sie schlief unruhig, wenn auch ohne Beschwerden, und war froh, als der Tag begann. Sie mußte sich zur Ruhe zwingen, um etwas essen zu können. Immer wieder zählte sie die Schläge der Turmuhr. Endlich sah sie die Vorreiter den Marktplatz umstellen und den Schlitten, in dem der Herzog sitzen mußte. Da sprang er schon heraus, es schien ihm gut zu gehen, er stieg in die Sänfte und ließ sich ins Schloß tragen.

Sie ging ihm entgegen, gemessenen Schrittes, wie es die Etikette vorschrieb, wartete im Empfangssaal, neben und hinter sich die Hofdamen und Würdenträger von Jičín.

Albrechts dunkle Augen waren umschattet, aber sie blitzten vor Freude, stachen ab von seiner bleichen Haut. Sie reichte ihm die Hand, die er umfaßte, als wäre sonst niemand im

Raum. Isabella beachtete die kostbaren Geschenke nicht, die zwei Grafen im Rang von Offizieren vor ihr ausbreiteten, sie war froh, als Albrecht sie all den neugierigen Blicken entführte.

Früher hatten die feierlichen Auftritte ihr gefallen, wenn sie und ihr Fürst im Mittelpunkt der Bewunderung standen; nun aber, während der zweiten Schwangerschaft, ertrug sie nur mühsam den Pomp und die vielen Menschen.

Isabella fühlte sich schwach, spürte wieder die Schmerzen im Leib. „Ihr müßt ruhen, meine Liebe, und ich will bei Euch bleiben, bis Ihr schlaft. Ich bin sehr glücklich, daß ich wieder Eure Hand halten darf. Ich hätte eher zurückkommen sollen.“

„Ihr seid sehr gütig, Albrecht. Ach, wenn ich Euch doch einen gesunden Knaben gebären könnte. Fühlt die Stelle, wo ich die Schmerzen habe, die mich so oft heimsuchen.“

„Ich werde sofort einen Arzt aus Prag holen lassen. Er soll bei Euch bleiben, bis unser Kind geboren ist.“

Der Arzt kam, doch die Arzneien, die er ihr gab, linderten die Schmerzen nur wenig. Isabella ertrug sie, ohne zu klagen. Plötzlich setzten heftige Wehen ein, einen Monat zu früh.

Ärzte und Hebammen bemühten sich um Isabella, die sich erschöpft fühlte. Endlich, endlich hörten die Qualen auf, und sie hörte die Hebamme sagen: „Es ist ein Junge, ein Junge.“

Carl Albrecht war geboren, ihr Sohn, Albrechts Sohn.

Ihre Augen glänzten vor Glück, als ihr Gemahl ins Zimmer trat. Er war so bewegt, wie sie ihn selten erlebt hatte, ergriff ihre Hände und küßte sie.

„Ein größeres Geschenk hätte mir niemand machen können.“

„Unser kleiner Thronfolger hatte es sehr eilig“, flüsterte sie. „Er wollte Euch sicher gratulieren ob Eurer großen Siege.“

„Auch Mecklenburg soll ihm zu Füßen liegen“, antwortete Wallenstein. „Fortuna hält uns ganz in Atem. Dein Vater schreibt, der Kaiser sei fest entschlossen.“

„Oh, mein allerliebster Herr und Fürst!“ Isabella atmete

schwer. „Soviel Glück ängstigt mich. Wie geht es unserem Vater?“

„Ich werde ihn in Brandeis sehen. Er wird stolz auf seinen Enkel sein und gesund werden.“

Isabella nahm Wallensteins Hand. „Er darf nicht sterben, auf ihn hört Ferdinand. Ich fürchte manchmal, der Kaiser schätzt Euch nur, solange er Euch braucht.“

Wallensteins Gesicht verfinsterte sich. „Habt keine Sorge, Isabella. Das Heer bin ich. Außer mir kann es niemand führen. Das weiß der Kaiser.“

„Ihr habt viele Feinde, Albrecht. Ihr seid im Feld, die anderen können den Kaiser täglich gegen Euch aufbringen, tropfenweise. Ihr müßt ihn öfter sprechen. Werdet Ihr an den Feiern zur Krönung seines Sohnes teilnehmen?“

„Ich werde einen guten Grund finden, mich zu entschuldigen. Ferdinand der Jüngere ist mir feind. Sein Horoskop steht dem meinen entgegen. Wir gehen uns aus dem Weg. Aber das darf mich nicht beirren. Der Kaiser weiß, daß ich ihm treu ergeben bin und sein Sohn mich nicht ersetzen kann.“

„Manchmal wünsche ich“, antwortete Isabella, „Ihr würdet mehr an Euch und an uns denken. Dann wieder finde ich, Ihr seid zu größeren Dingen geboren, und schelte mich kleinstütig. Könntet Ihr Euch mit dem Gewonnenen bescheiden? frage ich Euch. Antwortet mir aufrichtig, liebster Herr und Gemahl.“

Wallenstein erhob sich vom Bettrand und ging gedankenschwer auf und ab. Wie oft hatte er sich diese Frage schon selbst gestellt, ohne sie beantworten zu können.

„Ich wünschte mir Ruhe und Frieden“, sprach er nachdenklich. „Und manchmal möchte ich mich zurückziehen. Allein wenn ich sehe, wie die Fürsten und Kurfürsten ihre Interessen dem Reichsinteresse überordnen, dann muß ich handeln. Je mächtiger ich bin, desto mehr gilt mein Wort, ob man will oder nicht.“

Außerdem ist unsere Sache zu eng mit der des Kaiser verknüpft, als daß ich mich von ihm lösen könnte. Es gibt zu

viele, die ihre Güter an uns verloren haben und zurückgewinnen wollen. Sie trachten danach, des Kaisers Macht zu brechen, um sich an uns schadlos zu halten. Wir sind auf Gedeih und Verderb dem Hause Habsburg verschrieben.“

Isabella blickte ihn lange an. „Ihr müßt es tun“, sagte sie schließlich leise. „Begegnet dem Kaiser aber nicht zu stolz, Albrecht, auch wenn Ihr Euch ihm überlegen wißt. Und schont Eure Gesundheit, bitte. Ich werde für Euch beten.“

„Die Fürsten muß man fortschicken, denn zween Hahnen auf einem Mist taugen nicht zusammen.“

Albrecht von Wallenstein

Kaiser Ferdinand erwartete seinen Feldherrn Herzog von Wallenstein mit zwiespältigen Gefühlen. Als erfolgreichen General schätzte er ihn, aber in seiner Eigenmächtigkeit sah er eine Gefahr.

Die einen rieten ihm, Wallenstein freie Hand zu lassen, wie Graf Harrach und Graf Eggenberg, andere, wie Graf Khevenhüller, warnten ihn; Wallenstein verfolge nur seine eigenen Interessen.

Einen Tag vor der Ankunft seines Feldherrn empfing der Kaiser im Schloß Brandeis drei seiner engsten Ratgeber: die Grafen Khevenhüller, Eggenberg und den Bankier Hans de Witte.

Graf Harrach, der wegen einer Erkrankung in Prag bleiben mußte, hatte sich bereits entschieden für die Belehnung Wallensteins mit Mecklenburg ausgesprochen.

„Majestät“, begann Khevenhüller, „ich erkenne die Verdienste Wallensteins an. Die mecklenburgischen Herzöge aber zu vertreiben ist, mit Verlaub zu sagen, schlimmer als bedenklich. Ihre Familien besitzen das Land seit achthundert Jahren, und sie waren dem Reich stets treu verbunden. Auch die Reichsfürsten, selbst die katholischen, sehen darin einen Rechtsbruch. Majestät brächten sie gegen sich auf. Ihre Beschwerden über die Willkür des wallensteinschen Regiments sollten uns genügen. Außerdem würde ein Friede mit Dänemark verhindert. Schließlich könnte Schwedens König in den Krieg gezogen werden: Gustav Adolf wird sich als Verteidi-

ger der evangelischen Pest aufspielen und den Protestanten zu Hilfe kommen.“

Graf Eggenberg aber sagte: „Majestät wissen, daß die Herzöge beider Mecklenburg mit den Dänen paktiert und sich damit gegen Eure Majestät und das Reich gestellt haben. Ihre Bestrafung wird wankelmütigen Fürsten zur Festigkeit verhelfen. Dieses erscheint um so notwendiger, als das Restitutionsedikt zum Abfall verleiten wird.“

König Christian von Dänemark wurde von Wallenstein besiegt. Der Feldherr wird ihn zum Frieden zwingen. Damit wären wir einen schlimmen Feind im Norden los. Und Gustav Adolf wird sich nicht trauen, mit offener Flanke ins Reich einzudringen. Wallensteins Verdienste sind unbestritten. Er ist unersetzbar, die Offiziere und Soldaten gehen für ihn durchs Feuer. Wer sonst auch sollte die Ziele Eurer Majestät verwirklichen: die kaiserliche Herrschaft über das Baltische Meer, die Gründung der spanisch-deutschen Handelsgesellschaft, die Verbreitung der katholischen Religion, und wer das Geld dafür beschaffen?“

„Wir wollen noch Hans de Witte hören“, verlangte Ferdinand II.

Der Bankier stammte aus Amsterdam und sprach mit Akzent. Er lebte seit Jahren in Prag und hatte Verbindung mit allen wichtigen Kredit- und Handelsunternehmen. Seinem kalvinistischen Glauben war er treu geblieben, der Kaiser ließ ihn darin unbehelligt.

„Nach Eurer Kaiserlichen Majestät ist Wallenstein mein bester Kunde, zuverlässig, umsichtig, korrekt“, sagte de Witte. „Majestät wissen besser als ich, daß Wallenstein Krieg zu führen versteht. Für mich aber ist besonders wichtig, er weiß auch zu wirtschaften und Geld in Umlauf zu bringen. Ich habe viel in seinen Besitzungen angelegt. Wallensteins Bergwerke und Güter bringen hohe Gewinne, sie liefern einen großen Teil dessen, wessen das Heer bedarf.“

Wallenstein denkt in gewaltigen Maßstäben, Majestät. Allein für seine Meiereien hat er fünfzigtausend Gulden zum

Ankauf von Ochsen, Kühen und Schafen vorgestreckt. Er bezog ein halbes Tausend Ellen karmesinroten Filosel aus Neapel, ein halbes Tausend Ellen blauen und roten Taffet aus Mailand, zweihundert Stück Goldledertapeten, vierhundert Ellen blauen Rasetti für Matratzen, fünfhundert Ellen blauen Samt, achthundert Ellen blauen und zweihundert Ellen roten Damast für Betten und Baldachine, sechzig Großrollen feines Linnen, achtundzwanzig Stück Großobelins mit Bildern von weltgeschichtlichen Ereignissen, dann Teppiche aus Venedig, eintausend Ellen lichtblaues Tuch aus England, einhundert Paar rote Strümpfe aus Amsterdam, schließlich Tischsilber aus Genua im Wert von dreißigtausend Reichstälern.“

De Witte, in Zahlen vernarrt, kannte die Daten auswendig.

„Schätzt Ihr den Gewinn hoch ein, wenn Wir den Handel mit Spanien über die mecklenburgischen Seestädte in die Hand nehmen?“ fragte der Kaiser.

„Gewiß, Majestät, der Dänenkönig verlangt gepfefferte Gebühren für die Durchfahrt durch den Sund. Das macht die Waren teuer.“

Der Kaiser schob die Unterlippe vor wie immer, wenn er angestrengt nachdachte. Schließlich entließ er die Ratgeber und bat seinen Beichtvater zu sich.

Der Pater hörte dem Kaiser mit gefalteten Händen zu. Nach kurzem Nachdenken antwortete er: „Eure Majestät haben alles in der Hand. Warum solltet Ihr Eurem Feldherrn nicht den Gefallen tun? Er sieht, daß Ihr ihm gnädig gesinnt seid, und wenn, wie zu erwarten, die Reichsfürsten nicht zustimmen, ist es nicht Eure Schuld. Nur solltet Ihr darauf dringen, daß Wallenstein die evangelische Kirche durch unsere rechtmäßige ersetzen läßt, damit wir unsere Herrschaft mit Gottes Hilfe festigen können. Wenn er Kontributionen einzieht, ist er unerbittlich, doch in religiösen Dingen ist er zu lasch, Majestät.“

Diese Härte in unserem Glaubenskampf ist er Eurer Majestät schuldig.“

Der Kaiser sah Wallenstein, dessen riesiges Gefolge vom Schloß bis zum Markt reichte, die Schloßstreppe heraufkommen. Forschend betrachtete er den prächtig gekleideten Feldherrn, dem es nicht schwerzufallen schien, ein freundliches Gesicht zu zeigen, obgleich ihn viele für einen finsternen Mann hielten. Wallenstein sollte allerdings ein Meister der Verstellung sein und sein Verhalten ganz nach Belieben ändern können.

Plötzlich glaubte der Kaiser etwas Drohendes in den tiefliegenden Augen zu entdecken, als könne der Herzog jeden Moment sein Schwert ziehen und ihn durchbohren wie vor Jahren den Offizier, der seinen Befehl nicht ausgeführt hatte.

Ferdinand fröstelte. Was würden dann seine Hofräte und seine Leibwächter unternehmen? In Windeseile könnten Wallensteins Soldaten das Schloß besetzen und jeden niederhauen, der sich widersetzte. Nur, was hätte der Herzog gewonnen? Die Kurfürsten würden ihn ächten und für vogelfrei erklären.

Ein Kaisermord war Selbstmord.

Der Kaiser verdrängte die Vision. Nichts war geschehen. Wallenstein stand noch auf demselben Platz und blickte abwartend. Was mochte jetzt in seinem Kopf vorgehen?

Ein Kaiser müßte Gedanken lesen können. Ferdinand strich seinen spitz zulaufenden Kinnbart.

Eigentlich war der Herzog ein guter, wenn auch gefährlicher Diener. Er konnte mehr als andere, war ein Herr, weniger von Geburt als durch seine Natur. Es fiel ihm schwer, sich unterzuordnen. Er bat nicht, er forderte, und selbst seine Empfehlungen klangen mehr wie Befehle. Hoch hinaus wollte er, und wer hoch hinauswollte, diente nicht aus Unterwürfigkeit, sondern um zu gewinnen.

An Reichtum und Macht fehlte es Wallenstein nicht, wohl aber an dem sich auf Geburt und Stand gründenden Ansehen. Würde ihm Mecklenburg genügen?

Der Kaiser faltete die Hände. Einige behaupteten, Wallenstein wäre maßlos, und die geheime Denkschrift, die Pater

Alexander über den Friedländer verfaßt hatte, ließ den gleichen Schluß zu. Wallenstein wäre zuzutrauen, daß er die Macht, die er jetzt für den Kaiser erringe, eines Tages gegen ihn richte, um sich selbst die Krone aufzusetzen.

Ferdinand versuchte, Antworten aus der Haltung, dem Gesichtsausdruck und dem Blick Wallensteins herauszulesen. Zweifellos hatte er ihm große Dienste erwiesen, Ferdinand sah nicht ein, warum er ihm nicht gewogen bleiben sollte.

Ohne seinen Kaiser konnte Wallenstein überhaupt nichts erreichen, auch wenn man ihm Mecklenburg übereignete, schrittweise. Er würde es erst ganz erhalten, wenn er die kaiserliche Herrschaft im Norden des Reiches behauptete. Im übrigen war Wallenstein ihm als Herzog von Mecklenburg lieber als die mit den Seekönigen verschwägerten Mecklenburger, Wallenstein würde viel mehr aus dem Land herausholen als diese, auch für des Kaisers Kasse.

Schließlich blieb der Feldherr auf des Kaisers guten Willen angewiesen, so lange wenigstens, bis die Kurfürsten ihn als Herzog von Mecklenburg anerkennen würden – falls überhaupt. Ferdinands Mund verzog sich zu einem wohlwollenden Lächeln.

„Ihr versteht Euch gar prächtig zu kleiden“, sagte er und räusperte sich.

„Eurer Majestät zu Ehren.“ Wallenstein hob den Kopf und zwang sich zur Geduld. Er liebte das Angaffen nicht, hielt aber dem Blick des Kaisers stand, dessen vorgewölbte Augen ihn zudringlich musterten.

Er traut mir nicht, er betrachtet mich wie einen Knecht. Wie lange würde er hinter ihm stehen? Allzuoft lieb er sein Ohr dem Herzog von Bayern, der behauptete, das Heer der Liga wäre allein stark genug, des Kaisers Rechte zu sichern. Aber das Heer der Liga wäre vernichtet worden, wenn er ihm nicht mit seiner Armee beigesprungen wäre. Das wußte Tilly und zum Glück auch der Kaiser.

Maximilian von Bayern wurmte sein Aufstieg, dabei war er selbst gerade erst auf Kosten des Pfälzers zum Kurfürsten er-

nannt und mit der Oberpfalz belehnt worden. Die Kurfürsten herrschten im Reich, wo doch nur ein Wille herrschen sollte, der des Kaisers und seines Feldherrn.

Zwei junge Grafen reichten dem Kaiser eine silberne Schüssel, ein dritter hielt Wallenstein das Handtuch hin. Ferdinand tauchte die Finger ins Wasser, nahm das Tuch aus Wallensteins Hand.

„Bedeckt Euch, mein Fürst“, sagte der Kaiser.

Wallenstein war auf das Ritual vorbereitet. „Es steht mir nicht zu, Majestät.“

Nach der dritten Aufforderung aber setzte er die Pelzmütze auf, daß die roten Federn wippten.

Er hatte gesiegt, jetzt genoß er das Vorrecht eines Reichsfürsten, durfte in Gegenwart des Kaisers den Kopf bedecken.

Damit erkannte der Kaiser seinen Anspruch auf das Reichslehen Mecklenburg an. Noch heute wollte er seine ersten Befehle als zukünftiger Landesherr seinem Obersten San Julian erteilen, der Mecklenburg besetzt hielt.

Der Kaiser erhob sich. „Wir wollen gemeinsam zur Tafel gehen. Ihr werdet neben mir sitzen.“

„Wie Eure Majestät befehlen.“ Wallenstein folgte ihm erhobenen Hauptes, nickte den Hofräten zu, deren unterschiedliche Mienen ihn amüsierten, ohne daß er es sich anmerken ließ.

Er brauchte seine Aufmerksamkeit, um der hohen Ehre zu genügen, den Kaiser nach der Etikette zu bedienen. Nur in jungen Jahren und nicht gern hatte er Höhergestellten aufgewartet. Es war ihm auch jetzt mehr lästig als angenehm, denn seit langem war er gewohnt, bedient zu werden. Doch er gab sich so zuvorkommend wie möglich, fragte regelmäßig, wie Seiner Majestät das Wild, die Sauce, die Knödel, der Wein, die Süßspeise und die Früchte mundeten, und zeigte je nach der Antwort eine erfreute oder betrübte Miene, lächelte aber im stillen über die im Vergleich zur friedländischen Tafel geringe Auswahl. Auch der Wein verriet nicht den Kenner, und

Wallenstein erlaubte sich, zu bemerken, daß ihm der Tiroler Veltliner am besten bekomme.

Der Kaiser ließ sich nicht gern daran erinnern, daß sein Haushalt weniger aufwendig war als der des Friedländers. Mehr als drei Sorten Wein wollte er nicht zu einer Mahlzeit angeboten wissen.

„Ihr kommt doch morgen mit zur Jagd?“ fragte er und trank Wallenstein zu, der nur ein wenig nippte und, als der Kaiser das Glas abgestellt hatte, seine angegriffene Gesundheit vor-schützte, um dankend abzulehnen.

„Euer Liebden haben wenig Freude am Jagen“, bemerkte Ferdinand. „Wir wissen, daß Ihr die frühen Morgenstunden nicht so schätzt wie Wir.“

Wallenstein begegnete dem Blick Ferdinands so gelassen wie möglich. Die Würfel waren gefallen. Eggenberg freute sichtlich der Erfolg. Er hob das Glas, trank Wallenstein zu, als Ferdinand ihn noch einmal vernehmlich für alle mit der nur den Reichsfürsten gewährten Anrede „Euer Liebden“ be-dachte und sich nach dem Befinden seines Sohnes und seiner Frau Gemahlin erkundigte.

Wallenstein verbarg seine Sorge um Carl Albrecht und Isa-bella. Dankend nahm er die guten Wünsche des Kaisers ent-gegen und wartete auf das Ende der Zeremonie, die ihn lang-weilte.

Endlich hob Ferdinand die Tafel auf. Er ließ sich bis zu sei-nem Schlafgemach begleiten und sagte: „Euer Liebden wer-den doch in Prag weilen, wenn die Feierlichkeiten zur Krö-nung meines Sohnes stattfinden?“

„Gewiß, Majestät, und ich hoffe sehr, daß meine Sorge um das Heer mir nicht meine ganze Zeit rauben wird.“

Er wird sich also fernhalten, dachte Ferdinand II. Der Her-zog kann außer dem Kaiser niemanden über sich ertragen.

„Gehabt Euch wohl, Euer Liebden“, sagte der Kaiser, schenkte ihm ein huldvolles Kopfnicken und genoß das Er-staunen Wallensteins, der nicht recht wußte, wie er den Ab-schied deuten sollte.

Wallenstein dankte Eggenberg für seine Fürsprache und befahl die Rückkehr. Er stieg in den rotgepolsterten Schlitten, zufrieden mit seinem Erfolg, doch ohne Freude.

Nichts hatte er mit dem Kaiser ernsthaft besprechen können, die weitere Kriegführung ebensowenig wie die sie begleitenden oder ergänzenden diplomatischen Schritte, ohne die alle Siege sinnlos werden konnten; nichts über die schädlichen Forderungen der Jesuiten. Solange die kaiserliche Macht nicht als eine absolute im Reich anerkannt war, würde die Unterdrückung Andersgläubiger zum gefährlichen Widerstand führen. Die Offiziere und die Soldaten der Armee kämpften für den Kaiser, nicht für die katholische Kirche.

Die Protestanten würden das Heer verlassen, wenn der Krieg nicht zur Wiederherstellung der Autorität des Kaisers im Reich, sondern zur Unterdrückung ihrer Glaubensbrüder geführt werden sollte.

Wallenstein spürte Schmerzen im Kopf und befahl ein schnelleres Tempo. Er würde seine Auffassung schriftlich darlegen, zugleich auch seine Forderungen betreffs Mecklenburgs präzisieren und mehr Rechte bei der Auswahl und Ernennung der Obersten im Heer fordern.

Je weiter er sich vom Kaiserhof entfernte, desto mehr beschäftigten ihn die Gedanken an die bevorstehende Taufe seines Sohnes. Ein großes Fest sollte es werden, das war er sich und seinem Erben schuldig. Zwei Herzogtümer neu erworben, das verpflichtete, das mußte schnell bekanntgemacht werden. Fünfzigtausend Gulden sollte de Witte für das Fest vorstrecken. Generationen sollten sich daran erinnern. Mit einer großen Weihnachtsmesse im Dom sollten die Feiern eröffnet werden. Die besten Weine, die erlesensten Gerichte, die kostbarsten Garderoben, alles mußte in Fülle und mit Geschmack dargeboten werden. Eine Woche sollte die Welt auf Jičín blicken.

Als Wallenstein sein Schloß erreichte, fand er Isabella in schwermütiger Stimmung. Der Säugling trank nicht, wie er sollte, auch bei der Amme nicht, die über reichlich Milch ver-

fügte. Er hatte abgenommen, und der Arzt war besorgter, als er sich anmerken ließ.

„Alles, was die ärztliche Kunst vermag, wird geschehen, gnädiger Fürst und Herr, aber es gibt einen Stärkeren.“

„Ihr werdet Tag und Nacht auf der Hut sein, Ihr werdet alle Hilfsmittel bekommen und königlich belohnt werden wie noch kein Mensch zuvor, Medikus. Ihr werdet meinen Sohn retten.“

„Mit Gottes Hilfe, ja.“

Wallenstein befahl Senno zu sich, der eine glückliche Geburt, ein gesundes Kind prophezeit, sich inzwischen aber eine andere Deutung zurechtgelegt hatte.

„Ich beachtete die Bedeutung des Mondes zuwenig, gnädiger Fürst, glaube aber weiterhin, daß sie nicht überhandnimmt, es besteht Grund zur Hoffnung, gnädiger Herr.“

Seine einschmeichelnde Stimme bekam einen beschwörenden Klang. Verdammt noch einmal, das erste Kind der Fürstin war doch auch gesund. Fehlte noch, daß der Herzog über ihn herfiel, gar an seinen astrologischen Fähigkeiten zweifelte.

Der Friedländer senkte den Kopf. Da war also Hoffnung! Die Taufe würde gefeiert werden, auch wenn sein Sohn nicht gesund war. Er lebte, er mußte leben, er würde leben!

Wallenstein befahl die Priester seines Herzogtums zu sich. „Ihr werdet jeden Tag für Carl Albrecht eine Messe lesen.“ Jedem schenkte er tausend Gulden und eine goldene Kette. Den Franziskanermönchen stiftete er ein Kloster mit reichem Landbesitz. „Betet stündlich für meinen Sohn, auf daß er es Euch eines Tages vergelten kann.“

Das konnte ihm Gott nicht antun, daß er jetzt, auf des Lebens und Erfolges Höhe, den verlor, der sein Werk fortsetzen sollte.

Allmählich schien sich das Befinden des Säuglings zu bessern, und Wallenstein empfand Genugtuung ob der vielen Gäste, Geschenke und Glückwünsche aus nah und fern. Er genoß die Pracht, die er zu entfalten vermochte, und hörte

zufrieden die Bewunderung der Besucher. Auch Isabella ließ sich im Rausch der Feste hin und wieder von ihrer Sorge um ihren Sohn ablenken, aber ihre Angst dauerte fort.

Als Wallenstein am 8. Januar zum Aufbruch nach Prag rüstete, waren sie beide voller Zuversicht. Sein Sohn genas. Isabella stand an der Seite ihres Gemahls, der an die Wiege getreten war und zum wiederholten Male das winzige Gesicht und die kleinen Hände bewunderte, die schwarzen Haare besonders, die wie die Nase vom Vater stammten. Am liebsten hätte er den kleinen Kerl an seine Brust gedrückt. Aber er legte ihm nur den Zeigefinger auf die Wange.

Carl Albrecht mußte es schaffen.

„Schreibt mir bitte jeden Tag, wie es ihm und Euch geht, liebste Gemahlin. Ich werde derweil Eure Zimmer in Prag einrichten, schöner als alles Bisherige. Sobald es wärmer wird, kommt Ihr nachgereist. Ich muß in der Nähe des Kaisers sein, noch ist nicht alles unter Dach und Fach.“

Gleich nach seiner Ankunft in Prag suchte der Friedländer seinen Schwiegervater auf, der im Hradschin einige Zimmer bewohnte. Wallenstein mußte sich zusammenehmen, um sein Erschrecken zu verbergen. Harrachs Augen waren verschleiert, seine Haut spannte sich greisenhaft um Wangen und Schläfen.

„Ihr braucht Euch nicht zu verstellen“, sagte der Graf mit leiser Stimme. „Ich weiß es, mein Lebenslicht ist bald abgebrannt. Gebe Gott, daß ich es für meinen Enkel hingeben kann.“

Er wehrte Wallenstein's Einspruch ab, berichtete ihm über die Stimmung am Kaiserhof und mahnte den Feldherrn zur Vorsicht.

„Der Kaiser ist von dem Gedanken der Universalkirche besessen und glaubt, alles, was seit der lutherischen Reformation geschehen ist, rückgängig machen zu können. Das ist die Autorität, die er im Reich sucht, nicht die politisch-militärische, die Ihr ihm schaffen wollt. Die Kurfürsten, die katholi-

schen mehr noch als die evangelischen, Maximilian von Bayern insbesondere, sehen in Euch eine Gefahr für ihre Stellung im Reich. Seid auf der Hut. Manchmal denke ich, Ihr solltet Euch mit Friedland und Sagan bescheiden. Aber welcher Löwe ließe sich mit Zucker abspeisen.“ Er versuchte ein Lächeln, als müßte er sich für seine Schwäche entschuldigen.

Wallenstein kaute nachdenklich auf seiner Unterlippe. „Eure Bedenken teile ich, mein Graf. Aber einhunderttausend Mann unter Waffen, das ist eine Macht und eine politische Waffe, stark genug, um dem Willen des Kaisers überall im Reich Geltung zu verschaffen.“

„Gewiß, doch ob der Kaiser es auch will?“

„Notfalls muß er gezwungen werden.“

Graf Harrach schüttelte ablehnend den Kopf. „Bedenkt, daß Ferdinand seinem Sohn die Thronfolge sichern und ihn zum römischen König erheben will. Dazu braucht er die Zustimmung der Kurfürsten.“

Wallenstein trat ans Fenster. Auf den Dächern lag Schnee. Die Welt war erstarrt: seit Menschengedenken die gleichen Ordnungen – Kaiser, Kurfürsten, Reichsfürsten, Fürsten, Kirchen, Orden. Alles wie einstudiert. Nur der große Krieg paßte nicht dazu.

„Ich werde Eure Worte nicht vergessen“, sagte er. „Ich werde die Sterne befragen. Kepler soll mir raten. Ich will ihn für mich gewinnen.“

„Er ist ein guter Astronom, aber er hält nicht mehr viel von dem Astrologie.“

„Das kann ich gut verstehen“, antwortete Wallenstein. „Es gibt zu viele, die von ihm ein Horoskop wollen. Er muß sich verleugnen, wenn er Ruhe haben will.“

„Da kenn ich mich zuwenig aus. Jedenfalls ist er auf dem Weg nach Prag, um dem Kaiser die ‚Rudolfinischen Tafeln‘ zu übergeben und sein Geld abzufordern, sechzehntausend Gulden. Der Kaiser wird ihm nur einen Teil auszahlen, aber er will ihm einen guten Posten verschaffen, wenn Kepler zur katholischen Kirche übertritt.“

„Er wird nicht konvertieren, Graf Harrach. Ich werde ihm das Doppelte von dem Gehalt bieten, das ihm der Kaiser gewährte.“

„Kepler ist ein kluger Mann. Er kennt viele einflußreiche Leute, ist weit herumgekommen, er könnte Euch von Nutzen sein.“

„Ich danke Euch, mein lieber Freund und Vater. Werdet gesund. Euren Enkel sollt Ihr in Kürze sehen. Er hat sich gut erholt, Isabella wird bald mit ihm kommen. Ihre Gemächer sind aufs vortrefflichste eingerichtet.“

Als Wallenstein den Burgberg hinabfuhr, bemerkte er in der Richtung seines Palastes Flammen und Rauch. Er ließ die Pferde antreiben und schickte seine Eskorte voraus. Ein Reiter stürzte und versperrte den Weg. Die Roßknechte zügelten die Pferde, aber der Wagen rutschte und kam nicht mehr zum Halten. Wallenstein ließ zwei Berittene bei dem Verunglückten und fuhr schnell weiter.

In einem der mit Gobelins und Teppichen neu ausgestatteten Räume, die seine Frau bewohnen sollte, war Feuer ausgebrochen. Ein Diener hatte des Guten zuviel getan, um den Feldherrn zufriedenzustellen. Glühende Scheite waren aus dem Kamin gefallen, einige Möbel in Brand geraten, die Flammen griffen schnell um sich.

Der italienische Baumeister hatte die Brandstelle absperren und eine Eimerkette bilden lassen, als Wallensteins Wagen in den Schloßhof rollte.

„Es wird nicht schlimm werden, gnädigster Fürst“, rief der Baumeister, während die Ledereimer von einer Hand zur anderen flogen.

Wallenstein eilte zur Brandstelle. Der Widerschein der Flammen flackerte über sein bleiches Gesicht.

„Der Kerl wird gehängt“, stieß er wütend hervor, aber der Schuldige war bereits geflohen.

Als das Feuer gelöscht war, zog sich Wallenstein in seine Gemächer zurück, entledigte sich der nach Rauch riechenden Kleidung und suchte die Badegrotte auf. Vorsichtig stieg er in

das kreisrunde Bassin. Er lauschte dem Gluckern des Springbrunnens und dem Gezwitscher der Vögel in der angrenzenden Voliere.

Der Brand war kein gutes Omen. Die Leute würden böse Gerüchte verbreiten, die Ursache des Unglücks bei ihm suchen und es als Strafe Gottes deuten, weil er die Häuser hatte wegreißen lassen.

Aberglaube! Er hatte alles bezahlt. Was gingen ihn die Leute an. Jeder an seiner Stelle würde seine Macht für sich ausnutzen. Tat er nicht mehr als alle anderen für das Reich und für das allgemeine Wohl des Reiches!

„Ich stelle mich so, als ob ich nicht dem Kaiser, sondern dem Menschengeschlecht und der Nachwelt diene. Mit geheimem Stolz verachte ich Ehren und Würden und wenn nötig auch die, die sie verleihen.“

Johannes Kepler

Der Wind trieb feine Eiskristalle vor sich her. Kepler beugte sich tief über die Kruppe seines Pferdes, das widerwillig durch den verharschten Schnee stapfte. Bei jedem Schritt brachen die Hufe ein, und die Eiskanten scheuerten die Fesseln wund.

Am Fuße des Weißen Berges gönnte Kepler sich und dem Tier eine letzte Pause. Aber die Tragtaschen mit den schweren Büchern schnallte er nicht noch einmal ab. „Bis Prag ist es nun nicht mehr weit.“ Er hängte dem Pferd den Hafersack unters Maul. „Dort hast du es besser als ich und kannst dich erholen.“ Er zog eine Flasche aus dem Proviantstasche und trank von dem starken Wein, bevor er zu Brot und Schinkenspeck griff.

Die Wege waren von Reisenden belebt, Kaufherren zogen mit Planwagen auf Prag zu, Bauern trieben Vieh vor sich her. Studenten, Musikanten und Bettler drängte es in die Stadt. Zwischendurch tauchten immer wieder kaiserliche Reiter auf. Dreimal schon hatte Kepler ihnen seinen Geleitbrief vorweisen müssen. Die Hofgesellschaft fürchtete sich mehr vor den Menschen als die Schäfer vor den Wölfen.

Kaiser Ferdinand II. hatte Grund genug, sich hinter seinen Soldaten zu verstecken. In Böhmen vergaß man ihm sein Blutgericht nicht. Unter den siebenundzwanzig hingerichteten Führern des Ständeaufstandes waren auch Freunde Keplers –

wie Jessenius, Rektor der Karls-Universität, mit dem er oft über die neue Astronomie disputiert hatte.

Staaten wurden so regiert, wie die Herrscher die Macht erlangt hatten. Des Kaisers Freiheit zu herrschen war nicht die Herrschaft der Freiheit, ohne die es keinen Frieden geben konnte. Jede Unterdrückung bewirkte Auflehnung. Wer Andersdenkende oder Andersgläubige verfolgte, war weder ein guter Christ noch ein freier Mensch.

Leider gab es genug Söldner, denen der Glaube weniger bedeutete als die Beute. Ihnen kam der Streit gelegen, den Bürgern und den Bauern das mühsam Erarbeitete zu rauben.

Tillys Heer und die Armee Wallensteins fraßen sich wie ein tausendköpfiger Drache durch die wohlhabenden Länder des Reiches. Wann endlich würde das Volk begreifen, daß es ein Recht darauf hatte, Tyrannen zu vertreiben?

Kepler klopfte dem Pferd den Hals, bevor er sich in den Sattel schwang. Morgen würde er dem Kaiser gegenüberstehen, dem er zum ersten Male vor dreißig Jahren in Graz unter wenig erfreulichen Umständen begegnet war.

Er hatte sich gerade in Graz eingelebt, Freunde gefunden, geheiratet, einen eigenen Hausstand gegründet.

Der Unterricht an der Stiftsschule forderte ihm wenig ab, das Kalendermachen bereitete ihm Spaß — besonders seit er Glück mit den Prognosen gehabt hatte. Sein erstes Buch war gedruckt; er hatte es Galilei und Brahe geschickt und Anerkennung erfahren.

Wenn er von der Schule aus dem Landschaftshaus kam und die Stempfergasse entlangging, erwarteten ihn Barbara und ihre Tochter aus erster Ehe, Regina.

Abends empfingen sie Gäste, Lehrer aus der Stiftsschule, Pastoren. Hin und wieder kam Barbaras Vater zu Besuch, Müller von Mühleck, der anfänglich gegen die Heirat gewesen, nun aber stolz auf seinen Schwiegersohn war.

Ihm gefiel das Land, hier wollte er bleiben. Er mochte die Steirer, er verstand sie immer besser. Schön waren die Aus-

flüge in das Bergland, zum Rainerkogel, zum Buchkogel oder zum Schöckel, dem Zauberberg, der angeblich das Wetter machte.

Er liebte die Mur, die wildschäumend durch die Stadt strömte, den mächtigen Burgberg, die prächtigen Häuser und Kirchen. Er hatte eine neue Heimat gefunden, ihr wollte er mit ganzer Hingabe dienen.

Eines Tages würde er Barbara und Regina seine alte Heimat zeigen: Weil der Stadt, Leonberg, Ellmendingen, das Kloster Adelberg und Maulbronn, die Hauptstadt Stuttgart und die Universität Tübingen. Sie würden sich die weite Reise bald leisten können, sie waren nicht arm. Barbara hatte Grundbesitz mit in die Ehe gebracht. Johannes wollte ihn vermehren. Nicht daß er gierig war nach Besitztümern, doch nie würde er vergessen, wie schnell sein Vater das Vermögen verloren hatte. Man mußte gegen unvorhergesehene Fälle gewappnet sein. Wer darbt, war nicht besser dran als ein Sklave.

Damals hätte er gelacht, wenn man ihm gesagt hätte, daß er Stadt und Land bald würde verlassen müssen.

Und doch gab es Anzeichen!

Die Anfeindungen des neuen Rektors Regius, der ihm den Erfolg seines Buches neidete, ihm vorwarf, sich mit zuviel anderem zu beschäftigen; als ob ihn seine Freizeit etwas angehe. Über diejenigen, die ihre Zeit mit Spiel und Klatsch zubrachten, regte Regius sich nicht auf.

Dann der Streit mit seinen Glaubensbrüdern, weil er unter den Katholiken Freunde hatte. „Du machst dich sogar bei den Jesuiten lieb Kind“, warfen sie ihm vor. „Wir erwarten von unseren Lehrern, daß sie sich entschieden von den Papisten abgrenzen.“ Pastor Daniel Hitzler hetzte andere gegen ihn auf.

Aber damit wollte er schon fertig werden. „Ich bin gerecht gegen alle Christen und rate es jedem von uns.“

Vor dem Kirchenvorstand mußte er sich verantworten, weil er seinen Glaubensbrüdern in den Rücken gefallen sei.

Schlimme Wochen gingen dem Exöduß voran. Seine Glaubensbrüder hatten versagt, aber sie wollten es nicht wahrhaben. Die Pastoren reizten einander mit Schmähreden. Die bösen Worte liefen von Gasse zu Gasse. Kinder prügeln sich, Frauen geiferten sich an, weil sie glaubten, es ihren Pastoren nachmachen zu müssen. Die Katholischen und die Evangelischen, die friedlich nebeneinander gelebt hatten, sahen nun jeder im anderen den Teufel.

Der Bäcker wollte ihnen kein Brot mehr verkaufen. „Ihr beschimpft den Papst als babylonische Hure“, ereiferte er sich. Vergeblich waren alle Beschwichtigungsversuche.

„Wir werden mit den römischen Antichristen schon fertig werden“, donnerte Daniel Hitzler während einer Beratung. „Kepler verhält sich wie ein Überläufer, nicht wie ein Lutheraner. Er korrespondiert sogar mit dem katholischen Kanzler von Bayern.“

Pastor Zimmermann erhob sich. „Deine Worte, Daniel Hitzler, machen mich besorgt. Müssen wir uns gegenseitig verdächtigen und wie Feinde miteinander reden? — Ich stimme unserem Bruder Johannes zu. Niemand schadet uns mehr als derjenige, der den Katholiken Anlaß zum Einschreiten bietet. Nicht ohne Grund hat Erzherzog Ferdinand einen neuen Stadtpfarrer berufen. Vergeßt bitte nicht, daß der Landesherr die Konfession seiner Untertanen bestimmen kann. Wenn unsere Pastoren ihre Zunge nicht beherrschen, dann fürchte ich Schlimmes.“

Inzwischen hatte Erzherzog Ferdinand in Italien Söldner angeworben. Er ließ die Stadttore besetzen und verkünden: „Da ihr Protestanten den Frieden verschmäht und den Papst verspottet, ist der evangelische Bürgersenaat ab sofort suspendiert.“

Hitzler und Regius hofften auf die Landstände, doch die hielten sich zurück, obgleich sie stark genug waren, um Widerstand leisten zu können. Sie hätten die Bauern bewaffnen müssen, aber vor denen hatten sie mehr Angst als vor dem Erzherzog, der sie vorerst zufriedenließ.

Die Katholischen trugen die Köpfe hoch. „Unser Erzherzog wird es euch schon zeigen.“ Sie rempelten die Evangelischen an, spuckten ihnen ins Gesicht, als würden ihnen dafür die Steuern erlassen.

Der katholische Stadtpfarrer verbot den evangelischen Pastoren das Predigen. Der Erzherzog ließ die Kirchen und die Schulen schließen und befahl den Stiftspredigern, Professoren und Lehrern, binnen acht Tagen das Land zu verlassen. „Wer danach noch angetroffen wird, hat Leib und Leben verwirkt.“

Zweiundzwanzig Flüchtlinge waren sie. Kopflos wandten sie sich nach Ungarn, hoffend, daß die Landstände, die das Reisegeld gaben und das Gehalt weiterzahlten, eingreifen würden. Die Tage vergingen mit tatenlosem Warten. Endlich traf ein Bote ein, aber nur mit einem Schreiben für Kepler.

„Ihre Erzherzogliche Durchlaucht wollen Johannes Kepler durch besondere Gnade ungeachtet der Ausweisung den weiteren Aufenthalt allhier in seinen Landen erlauben. Doch Er soll sich bescheiden halten, damit Ihre Durchlaucht die Gnade nicht wieder aufheben muß.“

„Weil er sich bei den Papisten eingeschmeichelt hat“, sagte Daniel Hitzler verächtlich. „Wir tragen das Kreuz, das uns auferlegt wurde.“

„Als Landschaftsmathematiker darf er zurück, nicht als Lehrer“, entgegnete Regius. „Er soll reisen, er kann Post mitnehmen, mit den Landständen sprechen.“

Johannes schwieg. Er war bereit, das Leid mit den anderen zu tragen. Die Gnade des Erzherzogs erschien ihm wie eine Versuchung. „Er hat die Hirten nicht vertrieben, um die Schafe zu schonen.“

Doch seine Glaubensbrüder drängten ihn. „Unsere Frauen wissen nicht, wie es uns geht. Es wäre eine Sünde, sie in Ungewissenheit zu lassen. Gott hat unsere Gebete erhört und dich ausersehen, Johannes, weil du friedfertig warst.“

Traurig sattelte er das Pferd, und doch freute er sich auf

Barbara und Regina. Er ritt Tag und Nacht. Im Morgen-
grauen erblickte er die Türme und Mauern von Graz.

Barbara wirkte verstört. Fassungslos berichtete sie von dem
neuen Leben: „Regina muß in eine katholische Schule gehen.
Kein Kind darf evangelisch getauft, kein Abendmahl gefeiert,
keine Hauspredigt gehalten werden. Das Lesen in der Bibel ist
verboten. Einem Sterbenden Trost zuzusprechen gilt als Mäje-
stätsverbrechen. Einige wurden schon ausgewiesen, andere in
den Kerker gesperrt.“

Von Monat zu Monat verschlechterte sich die Situation.
Das Gerücht ging um, der Herzog wolle alle Evangelischen
des Landes verweisen.

Barbara wollte es nicht glauben. „Ich bin hier geboren und
aufgewachsen. Der Erzherzog kann mich doch nicht aus mei-
ner Heimat vertreiben.“

„Rechtens nicht“, entgegnete Johannes. „Aber mit Gewalt.
Welches Schicksal uns auch erwarten mag, wenn wir uns an-
derswohin begeben müssen, so weiß ich sicher, daß es nicht
schlimmer sein wird als das, was uns hier bedroht, solange die
gegenwärtige Regierung besteht.“

Deshalb bat er seinen ehemaligen Professor für Astronomie
in Tübingen, Michael Mästlin, um Hilfe. Mästlin aber konnte
ihm nicht helfen. „Du bist den Theologen hier nach wie vor
verdächtig; hinzu kommt, daß du als einziger nach Graz zu-
rückkehren durftest. Schließlich hat dein Buch über das Welt-
geheimnis auch mir geschadet, denn man hält nun auch mich
für einen heimlichen Befürworter von Copernicus.“

Die Landstände boten ihm als Ausweg ein Medizinstudium
in Padua an, doch was nützte es — auch als Arzt würde er ka-
tholisch werden müssen, wenn er weiter in Graz wirken
wollte.

Der Sommer wurde heiß, das Laub der Bäume und Sträu-
cher vertrocknete. Die Ruhr ging um. Die Angst zermürbte
die Menschen. Am 31. Juli 1600 um sechs Uhr morgens sah er
den Erzherzog zum ersten Male. Er hatte alle Evangelischen
in die Hofkirche befohlen und saß mit großem Gefolge in der

Loge. Sein Gesicht wirkte selbstgefällig. Seine Augen blickten kühl über die tausendköpfige Menge. Er war ein paar Jahre jünger als Johannes und spielte den Herrgott.

Vorerst sprach ein Bischof von Reue und Buße, von der alleinseligmachenden Papstkirche, den Verwirrungen, in die Martin Luther und andere Reformatoren die Menschen gestürzt hatten.

„Nun aber ist der Tag gekommen, Eure Seelen zu retten und der einzig rechtmäßigen Kirche zuzuführen. Diese Gnade wird allen gewährt, die sich jetzt bekennen. Alle anderen aber können hier nicht länger geduldet werden.“

Barbara preßte seine Hand, als sein Name aufgerufen wurde. Johannes trat vor, blickte den Bischof und den Erzherzog an.

„Ich spiele nicht mit der Religion“, sagte er, „ich habe auch nicht gelernt zu heucheln. Wer ist so vermessen, zu behaupten, allein im Besitz des rechten Glaubens zu sein? Schon der indische Kaiser Akbar war so weise, Frieden zwischen den Religionen zu fordern. Wer kann in Christi Nachfolge stehen und Christen verfolgen?“

Er wandte sich seinen Glaubensbrüdern zu. „Wenn es keine Gnade für uns gibt, wohlan, dann leiden wir um Christi Ehre willen Schimpf und Schande, dann geben wir Haus, Äcker, Freunde und die Heimat auf, die wir aus ganzem Herzen lieben. Es muß uns leichtfallen, für den Glauben auch zu sterben.“

Seine Stimme hallte durch die Kirche. Der Bischof starrte ihn zornig an, der Erzherzog saß in seiner Loge wie versteinert.

Plötzlich überfiel Johannes Angst. Barbara klammerte sich an seinen Arm. Fassungslos liefen sie durch die Straßen. Alles erschien ihnen feindlich und fremd.

In sechs Wochen mußten sie Graz verlassen haben. Sie wußten nicht, wohin, aber sie waren wie viele andere entschlossen, ihr höchstes Gut, ihre Freiheit, zu bewahren und Leid zu ertragen.

Das Pferd schnaubte, riß Kepler aus seinen Gedanken. Er ritt am Kloster Strahov und an der Loretokirche vorbei. Linker Hand erhob sich der Hradschin mit dem Veitsdom. Tief unten im Tal lag die Stadt im Rauch der Schornsteine.

Unterhalb des Burgbergs befand sich das neuerrichtete Palais Wallensteins. Zahlreiche Posten kontrollierten die Straßen; der Feldherr gab viel aus für seinen Hofstaat, für seine vielköpfige Leibwache, für Diener und Lakaien. Sogar junge Grafen und Prinzen sollten um die Gunst wetteifern, dem Generalissimus, dem Henkergeneral oder dem Galgensteiner, wie ihn viele nannten, aufwarten zu dürfen. Großzügig sollte er sein. Und seine Tafel erst!

Die Stadt wimmelte von Menschen. Die Sonne verschwand hinter dem Laurenzer Berg. Kepler brauchte ein Quartier. Freunde besaß er nicht mehr in Prag.

Vor der Karlsbrücke scheute Keplers Pferd, zwei Wächter hielten ihm ihre Hellebarden entgegen. Als Kepler ihnen den kaiserlichen Geleitbrief zeigte, starrten sie auf das Siegel und sahen ungläubig zu ihm auf, während er das Pergament ruhig in die abgegriffene Ledertasche am Sattel schob. Widerwillig traten sie zur Seite, als hätte er sie übertölpelt.

Mitten auf der Brücke wurde er zur Seite gedrängt. Eine Schar Berittener preschte vorbei, unter ihnen, auf einem hochbeinigen Pferd, eine hagere Gestalt im scharlachroten Mantel. Kepler war, als begegne er dem, stechenden Blick des Mannes. Das konnte kein anderer sein als Wallenstein. Er blickte ihm nach, bis die Schwadron vorübergeritten war.

Unwillkürlich bog Kepler in die Straße ein, in der er früher gewohnt hatte. Die Gaststätte „Zum Walfisch an der Bruken“ war noch in Betrieb. Sein ehemaliges Haus stand unverändert wie all die anderen, als hätte es keinen Krieg gegeben, keine Pest. Am liebsten wäre er in das Haus hineingegangen, aber er kannte die Bewohner nicht. Im ersten Stock hatte sein Arbeitszimmer gelegen, daneben sein Schlafzimmer und das Kinderzimmer. Zwölf Jahre hatte er hier gelebt.

Er sprang vom Pferd, führte es am Zügel hinter sich her. Der Wirt vom „Walfisch“ trat aus der Tür, ließ prüfend seine Blicke über Keplers zierliche Gestalt schweifen.

„Ja, seid Ihr's wirklich!“ rief er aus. „Tatsächlich, Ihr seid der kaiserliche Sterngucker, der Kepler, hab ich recht?“ Er verschränkte die Hände über dem Bauch, zufrieden mit sich und seinem Gedächtnis.

„Er ist noch immer derselbe“, begrüßte ihn Kepler. „Aber stattlich ist Er geworden, die Jahre müssen gut für Ihn gewesen sein.“

„Sind sie, sind sie. Jaja. Habt wohl ein bißchen Heimweh, oder wollt Ihr zum Kaiser?“

„Ein Quartier brauchte ich, alter Freund, ein gutes Essen und einen guten Wein.“

„Nur weil Ihr es seid!“ Der Wirt öffnete das Tor, führte das Pferd in den Stall. „Alles ist überfüllt. Die Leute liegen schon auf den Böden. Die hohen Herrschaften machen Prag interessant. Seit die Kaiser sich nach Wien verzogen haben, ist hier nicht mehr soviel los wie zu Euren Zeiten, Kepler. Erst seit Wallenstein seinen Palast baut, geht's besser. Kommt, Ihr seid durchgefroren.“

Er rief nach einer Magd, die dem Pferd die Packtaschen abnahm und sie in Keplers Zimmer trug. „Legt warme Steine ins Bett!“ befahl ihr der Wirt, „und genügend Scheite in den Kamin. Kommt, kommt, in der Gaststube ist es gemütlich und warm. Meine Frau wird Euch ein Essen richten, woran Ihr noch in zehn Jahren denken werdet.“

Das Brathähnchen schmeckte Kepler, er knabberte genußvoll die Knochen ab, während der Glühwein sein Blut erwärmte. Er aß in einem kleinen Nebenstübchen und war froh, nicht unter den Lärmenden im Schankraum sein zu müssen. Der Wirt umsorgte ihn wie einen hohen Gast. Schließlich bat er, sich mit an den Tisch setzen zu dürfen, und spendierte eine Kanne vom Besten.

Den Wirt trieb die Neugier, die er hinter einer fürsorglich-vertraulichen Miene verbarg. Wie es Kepler in Linz getroffen

habe und welche Absichten ihn nach Prag führten. Gottesdienst gäbe es nur noch unter katholischer Flagge.

„Nun ja, ein Wirt muß mit der Zeit gehen, wenn er im Land leben will. Essen und trinken müssen sie alle, die Katholischen wie die Evangelischen.“ Er schmunzelte, daß seine feisten Wangen sich nach oben schoben und die Augen schmal wie Messerrücken wurden. „Tja, wenn man in die Zukunft schauen könnte.“

Kepler lachte, prostete dem Wirt zu. „Seine Philosophie ist die beste. Damit ist Ihm für alle Zeit geholfen.“

„Nein, nein!“ wehrte der Wirt ab. „Ich mein’s nicht so allgemein. Wie’s in den Sternen steht, großer Kepler, wie mein Leben weitergeht, das meiner Frau, meiner Kinder.“ Er näherte seinen Mund dem Ohr Keplers. „Ihr sollt bei mir wohnen und essen wie ein Fürst, wenn Ihr mir und den Meinen Horoskope stellt. Ist das ein Angebot?“

Kepler wiegte den Kopf. „Ihr seid ein edler Mann, aber ich muß es überdenken, wie Ihr wohl verstehen werdet. Trotzdem sollt Ihr mich weiterhin verwöhnen. Ich kann’s bezahlen.“

„Wußt ich’s doch, wußt ich’s doch!“ Der Wirt goß die Becher voll. „Sagt, ganz im Vertrauen, seid Ihr noch evangelisch?“

„Wie könnt Ihr daran zweifeln“, entgegnete Kepler streng.

Der Wirt sah Kepler verdutzt an. „Seid Ihr etwa so ein Mann wie – Wallenstein? Dem soll die Konfession gleich sein.“

„Ganz im Gegenteil. Meine Konfession bedeutet mir sehr viel, aber ich achte auch die anderer.“

„Jaja“, der Wirt war verwirrt. Doch er faßte sich schnell und wollte wissen, ob er wegen des Kaisers nach Prag gekommen sei.

„Der Kaiser erwartet mich morgen zur sechsten Stunde.“ Kepler erhob sich. „Wollt Ihr so gut sein und mich wecken lassen?“

„Der Kaiser zur sechsten Stunde“ Der Wirt sprang

auf, blies die Luft aus den Apfelwangen. „Du meine Güte!“ Er schlug die Hände gegen den Bauch. „Das wird dem ‚Wal-fisch‘ zur Ehre gereichen. Mein Herr, ich sehe, Ihr bringt Glück in mein Haus.“ Er nahm den Leuchter und geleitete Kepler in sein Zimmer, wünschte unter Verbeugungen eine gesegnete Nacht.

Kepler stieß das Fenster auf; die herbe Winterluft kühlte sein Gesicht. Der Mond hing mit spitzem Kinn über dem Burgberg, dicht neben den Türmen des Doms.

Er dachte an Barbara. Morgen, nach der Audienz beim Kaiser, wollte er ihr Grab und das Grab seines Lieblings besuchen. Aber einschlafen wollte er in Gedanken an die Lebenden, an Susanna und seine Kinder, die darauf warteten, endlich wieder mit ihm in einem Haus zusammen leben zu können.

„Euch lag immer, glaube ich, der allgemeine Friede am Herzen für die Völker, die einmal unter Eurer Herrschaft stehen würden Wegen des schrecklichen Zwiespalts der Meinungen, des jammervollen Abfalls und Bürgerkriegs habt Ihr die zehn Jahre her solchen Frieden nicht erlangen können.“

*Johannes Kepler an Kaiser Ferdinand II.
im Jahre 1627*

Als Kepler am nächsten Morgen den Gasthof verließ, schlug ihm rauchigkalte Luft entgegen. Die Gasse lag im Dunkeln, nur hinter wenigen Fenstern flackerte das trübe Licht von Öllampen. Bis zur Karlsbrücke war es nicht weit. Die Wächter hielten ihre Lampe an den kaiserlichen Geleitbrief und ließen Kepler wortlos passieren.

Immer stärker bedrängte ihn die Frage, wie ihn der Kaiser empfangen und welche Absichten er mit ihm haben würde. Er preßte die Ledertasche, in die er das Tafelwerk gepackt hatte, wie eine Waffe an sich.

Gnädig sollte Ferdinand II. gestimmt sein, froh über die Wahl seines Sohnes zum König von Böhmen, zufrieden mit den Erfolgen seines Feldherrn Wallenstein, begierig auf weiteren Zuwachs an Macht und Stärke.

Kepler stieg das Alchimistengäßchen hinauf. Rauhreif machte die Pflastersteine glatt. Er hielt sich dicht an den Häuserwänden, von denen ein scharfer Geruch ausging.

Unter Kaiser Rudolf II. hatte fast in jedem Haus ein Goldmacher mit seinen Gehilfen gelebt. Rudolf II. hoffte immer, daß ihm einer dieser Goldvögel Gold oder Silber aus Blei und Kupfer transmutieren würde. Dann hätte er seine Sammlung

von Gemälden, Kunstgegenständen und Raritäten ins grenzenlose steigern und Hunderte von Agenten in alle Welt schicken können. Aber der Goldsegen blieb aus, die Hofkasse meist leer. Rudolf II. war ein säumiger Zahler, auch für ihn, den Astronomen.

Als Kepler die Höhe des Burgbergs erreichte, blickte er zurück auf die Stadt, in der nur wenige Lichtpunkte zu sehen waren. Nur vom Wallensteinschen Palais schienen zahlreiche Lichter herauf. Der Fürst wollte in allem unübertroffen sein. Er mußte im Geld schwimmen, und die Gerüchte über seine Finanzmanipulationen mit dem Bankier de Witte bewegten viele Gemüter. Dann sollte er auch für die Weiterführung des Horoskops einen guten Batzen drauflegen! Obgleich Kepler ihm wenig Erfreuliches mitzuteilen hatte.

Er mußte ihn warnen, denn Wallenstein bewegte sich in einem gefährlichen Irrtum, wenn er glaubte, daß Weltgeschehen, das Tun und Lassen hinge vom Einfluß der Sterne ab. Solange der Feldherr nur für seine Person dachte, mochte es hingehen, aber er traf seine politischen und militärischen Entscheidungen nach den Deutungen seines Hofastrologen Senno, der damit eine gefährliche Macht über ihn besaß. Von dieser Verblendung mußte er Wallenstein befreien, einer Verblendung, die er mitverschuldet hatte.

Die Schloßwache ließ Kepler passieren. Er war nicht der einzige, der im Empfangssaal wartete. Gesandte aus Spanien, Frankreich, Rom, Ungarn, Polen, Schweden saßen auf den Bänken oder gingen betont gelassen an der Fensterseite des Saales auf und ab. Hin und wieder warfen sie einen Blick auf die große Tür, hinter der sich der Kaiser mit seinen Ratgebern befand. Sobald ein Pater heraustrat, verharrten die Wartenden in gespanntem Schweigen, wer der nächste war. Wenn die Tür sich schloß, setzte jeder seinen Gang, sein Gespräch oder seine Lektüre fort.

Kepler spürte den Blick eines kaiserlichen Dieners, der sich ihm mit schnellen Schritten näherte. Er fürchtete schon, für einen anderen Tag umbestellt zu werden, doch der Diener

verneigte sich und sagte, er möge sich bereit halten, der Kaiser würde ihn in Kürze zu sich befehlen.

Erleichtert schaute er dem Diener nach, doch sein Herz begann spürbar zu schlagen. Zeit heilte Wunden, aber die Narben sprangen auf, wenn man sie berührte.

Gleich nach seiner Krönung zum Kaiser, 1619, hatte Ferdinand II. ihn seinen Unwillen spüren lassen und ihn zwei Jahre im ungewissen gehalten.

Es war eine schlimme Zeit gewesen. Von Daniel Hitzler, Hauptpastor zu Linz, war er exkommuniziert worden. Auch das Konsistorium in Stuttgart stellte sich gegen ihn, selbst sein ehemaliger Theologieprofessor Hafenreffer ließ ihn im Stich, weil er die Konkordienformel nicht unterschrieb.

Um diese Zeit wurde seine Mutter in Leonberg verdächtigt, eine Hexe zu sein. Sie war alt geworden, ein bißchen wunderbar, leicht erregbar, manchmal geschwätzig; seit über zwanzig Jahren war sie Witwe. Ohne sie hätte er niemals eine Schule besucht; sein Vater, ein grobschlächtiger Soldat, hielt nichts vom Schreiben und Lesen.

Fast alles verdankte er ihr. Sie hielt den Haushalt zusammen, sie sorgte für Essen und Trinken, während der Vater im Wirtshaus große Reden führte oder den Kriegshelden spielte. Ihn und seine Geschwister mußte sie allein aufziehen.

Immer war sie geschäftig, handelte mit Kräutern und Gewürzen, half Kranken, wenn sie gerufen wurde, mit schweißtreibenden und beruhigenden Mitteln. Ein bißchen Brimborium verband sie damit, Sprüche, Gebete. „Man muß daran glauben“, sagte sie, „sonst hilft es nicht.“

In Weil der Stadt waren schon mehrere alte Frauen als Hexen auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, in Leonberg allein im Jahre 1615 sechs.

All seine Bitt- und Verteidigungsschriften nützten nichts. Am 7. August 1620 schrieb ihm seine Schwester Margarete nach Linz:

„Unsere Mutter wurde auf fürstlichen Befehl in unserem

Pfarrhaus zu Heumaden schlafend überfallen, in einer Kiste weggeschafft und ins Gefängnis geworfen. Wir fürchten das Schlimmste. Niemand wagt zu helfen. Du bist unsere letzte Hoffnung. Komm schnell!“

Noch am selben Tag war er aufgebrochen.

Die Augustsonne brannte vom wolkenlosen Himmel. Die Wellen der Donau reflektierten das Licht wie unzählige Spiegel. Ungeduldig trieb er das Pferd an. Mehrmals wurde er von herumstreunenden Söldnern belästigt, aber er konnte sie abschütteln. Gegen Abend erreichte er ein Dorf, dessen Gebäude fast alle niedergebrannt waren. Die Balken glommen auf, wenn der Wind über sie hinwegstrich. Der Rauch roch nach verkohlten Lumpen. An der Friedhofsmauer lagen erschlagene Männer und Frauen. Auch ein Kind war darunter.

Als er an der Kirche vorüberritt, traten ihm Bauern in den Weg. Sie waren mit Stangen und Sensen bewaffnet. Einer, der einen Schmiedehammer trug, sagte: „Der ist kein Soldat.“

„Egal, wer hat uns gefragt.“

„Steig ab, Bursche, oder wir helfen nach.“

„Ihr seid Bauern, keine Räuber“, Keplers Stimme klang kratzend. „Meine Mutter ist in Gefahr. Ich bin Schwabe wie ihr, Feind jeder Gewalt, habe Frau und Kinder. Muß nach Stuttgart.“

„Nach Stuttgart!“ Der eine lachte wie irr.

„Wohl zum Herzog?“ fragte der Schmied. „Dann sag ihm, er ist ein Schwächling. Liefert uns den Kaiserlichen aus. Hau endlich ab.“

Die Bauern traten zurück, als Kepler dem Pferd die Sporen gab. Ihm war heiß geworden. Schnell wüteten die Menschen gegeneinander.

„Blast, Winde, sprengt die Backen! Blast! —
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Türm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Schlagt flach das mächt'ge Rund der Welt.“

Immer wieder gingen ihm Shakespeares Verse durch den Kopf. „Blasß speit, schlagt flach das mächt'ge Erdenrund.“

Als Kepler das Pfarrhaus zu Heumaden erreichte, fiel ihm seine Schwester Margarete um den Hals. Sie stammelte schluchzend: „Gut, daß du gekommen bist, Johannes. Wir haben nur noch Angst.“

Pastor Binder zog ihn in sein Amtszimmer. „Nicht einmal vor mir hat man Respekt. Eine Schande für die ganze Familie. Natürlich ist sie keine Hexe, sondern das Opfer dummen Geschwätzes. Aber gegen den Biß der Verleumder gibt es kein Mittel. Wer für eine Person eintritt, die der Hexerei verdächtigt wird, ist selbst des Teufels. Das Konsistorium in Stuttgart könnte mich als Pfarrer absetzen. Was soll dann aus Margarete und mir werden?“

Sein Bruder in Leonberg fürchtete sich ebenfalls. Er hantierte nervös mit den Gußformen, hustete, blickte nach dem Meister und sagte: „Du meinst wohl, ich habe kein Herz für unsere Mutter? Aber wer bin ich denn, ein Zinngießer, die Lunge zerfressen von den giftigen Dünsten. Du lebst weit vom Schuß, bist nicht jeden Tag den gehässigen Blicken und bösen Reden ausgesetzt.“

„Glaubst du an Hexen?“ Mitleid und Zorn kämpften in seiner Brust. Er konnte Binders und Christophs Ängste verstehen, aber ihre Tatenlosigkeit nicht. Zum Glück hatten sie kein Zeugnis gegen die Mutter abgelegt, sondern immer erklärt, daß sie keinerlei Anzeichen von Hexerei bei ihr bemerkt hätten.

Am nächsten Tag ritt er nach Tübingen. Er wollte sich die Unterstützung des Juristen Besold sichern, mit dem er manchen Brief gewechselt hatte.

Besold empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit. „Trinken wir einen Becher darauf, daß wir deiner Mutter helfen können.“

Seiner Frau standen Tränen in den Augen. „Ich möchte Euch zum Essen einladen. Wir haben auch Zimmer für Euch, solange Ihr wollt.“

Geduldig hörte er Besold zu.

„Deine Mutter wird seit langem von einer Frau Reinbold gehaßt, der sie wohl allzu deutlich ihre Verachtung gezeigt hat. Es war unklug von ihr, dem Vogt einen silbernen Becher anzubieten, wenn er die Anklage der Reinbold fallenließe. Wahrscheinlich wußte sie nicht, daß der Vogt ein Saufkumpan des Hofbarbiere und dieser ein Bruder der Reinbold ist. Der Vogt hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Bestechungsversuch nach Stuttgart zu melden, wohl wissend, daß er damit den Verdacht gegen deine Mutter verstärken würde.“

Der Jurist strich sich über die Glatze, schnaufte mehrmals, bevor er weitersprach: „Vor drei Jahren hat dich deine Mutter in Linz besucht. Das legt man ihr jetzt als Flucht aus. Ich weiß“, wehrte er den Protest ab, „was das für ein Unsinn ist, aber wir leben in einer Atmosphäre allgemeiner Verdächtigung. Neunundvierzig Schmachpunkte werden gegen deine Mutter vorgebracht, man kratzt und kratzt, irgendwelche Idioten oder Mißlinge erinnern sich. Aus dem Totenschädel deines Vaters habe sie dir einen Trinkbecher anfertigen lassen, behauptet der Schuhmacher Jonas. Der Schneiderin Nußpickel soll deine Mutter die Kinder mit dem bösen Blick zu Tode gehetzt haben. Ein gewisser Karl Schihack meint, er habe einen Schmerz im Arm verspürt, als deine Mutter an ihm vorübergegangen ist. Die Reinbold sagt, deine Mutter habe sie durch einen Trunk unfruchtbar gemacht. Frau Tummler soll nach einem solchen Trunk verstorben sein, bezeugt deren Mann. Schulmeister Kudinski will davon gelähmt worden sein. Schneider Bodis führt das Siechtum seiner Kinder auf sie zurück. Ein Pfarrer schließt sich den Beschuldigungen mit der Aussage an, deine Mutter habe nicht geweint, als er ihr aus der Bibel eine traurige Stelle vorgelesen habe, und so weiter und so weiter.“

Besold stöhnte und blickte auf den bleifarbenen Himmel. „Die Anklageschrift beläuft sich auf über zweihundert Seiten. Glaube mir, es besteht wenig Hoffnung, diesen Wulst von Bosheit zu durchdringen. Hinter allem aber lauert die Rach-

sucht deiner Feinde im Tübinger Konsistorium. Du bist für sie ein Ketzer. Dich wollen sie treffen, Johannes, deine Mutter ist ein Vorwand. Direkt wagen sie sich an den Kaiserlichen Mathematiker nicht heran, aber wenn er von einer Hexe abstammt . . . Du dienst den Katholischen, du hast die Konkordienformel nicht unterschrieben, sie haben dich vom Abendmahl ausgeschlossen.“

„Meine Mutter muß aus dem Gefängnis heraus, sie ist neunundsechzig Jahre alt.“

„Wir müssen Geduld haben, Johannes. Deine Mutter war bisher standhaft, und darauf kommt alles an. Sie wurde inzwischen von Leonberg nach Güglingen gebracht. Wir werden als erstes eine Besuchserlaubnis beantragen.“

Die neunundvierzig Schmachpunkte waren nichts als dreiste Beschuldigungen, für die kein einziger Beweis vorlag. Er konnte sie nicht einfach bestreiten, er mußte nachweisen, wie haltlos sie waren. Nichts war schlimmer, als Lügen zu widerlegen, die für wahr gelten sollten. Seine Feinde verstanden es ausgezeichnet, ihm die Zeit zu stehlen. Er richtete eine Eingabe nach der anderen an den Landesfürsten Herzog Johann Friedrich von Württemberg. Endlich konnte er seine Mutter besuchen. Mißtrauisch ließ ihn der Torwächter passieren. Eine schmale Treppe führte in den Turm wie durch einen Schacht. Der Geruch von Schweiß, Leder, Branntwein und Urin schlug ihm entgegen. In der Wachstube, vor der Gefängniszelle, loderte ein Feuer. Zwei Wärter lümmelten sich auf einer Bank, neben sich Brot, Speck, eine Karaffe mit Rotwein. Sie glotzten ihn stumpfsinnig an.

Seine Mutter lag auf einer Strohschütte. Sie lächelte müde, als er neben ihr niederkniete. Mühsam richtete sie sich etwas auf. Die schweren Ketten, an die ihre Arme und Beine angeschlossen waren, klirrten. Ihre Augen glänzten fiebrig.

Er brachte kein Wort heraus. Sein Magen krampfte sich zusammen. Seine Hand zitterte, als er ihr über die welken Wangen strich. Er packte Brot, Schinken, Früchte aus, goß Wein in einen Becher und fütterte sie.

„Ich werde dafür sorgen, daß dir die Ketten abgenommen werden.“ Er wunderte sich, daß seine Stimme zuversichtlich klang.

„Sie haben mich viele Male verhört. Ich habe die bösen Beschuldigungen zurückgewiesen. Die Reinbold hat die Leute aufgehetzt, sie ist wegen einer Strafe für Unzüchtigkeit verrufen und nicht ganz richtig im Kopf.“

„Du mußt standhaft bleiben, Mutter, auch wenn sie dir die Folter androhen. Ich besuche dich, sooft ich kann.“

„Ich muß meine Wärter bezahlen, ihr Essen und Trinken, das Feuer. Sie rauben mir alles, was ich erspart habe.“

„Du wirst bald frei sein. Sei unverzagt.“

„Ich wußte, daß du kommen würdest.“ Stolz flammte auf in ihrem Blick. „Mein Leben ist vorbei, aber als eine Hexe will ich nicht sterben.“

„Weißt du noch, wie du mir den Kometen gezeigt hast? In der Nacht bist du mit mir auf den Engelsberg gestiegen. Du hast mir viel von den Sternen erzählt.“

Sie lächelte, und er sah sie als junge Frau, wie sie ihn an die Hand nahm und zur Schule brachte, gegen den Willen des Vaters. Der Vater war nicht gut zu ihr, er schlug sie sogar, als sie schwanger war. Dennoch opferte sie Haus und Vermögen, um ihn aus dem Schulturm zu befreien.

Sie erkundigte sich nach Susanna und ihren Enkeln. „Wäre ich bei euch geblieben.“ Sie seufzte. „Aber ich wollte nicht in der Fremde sterben, ich habe ein Recht auf meine Heimat. Hier habe ich rechtschaffen gelebt und gearbeitet.“

Ihre Kraft war noch nicht gebrochen. Doch lange konnte sie die Haft nicht mehr aushalten. Er mußte ihr unbedingt Erleichterung verschaffen.

Der Vogt jedoch wollte davon nichts hören. „Es geschieht nach dem Gesetz“, behauptete er griesgrämig. „Derjenige, welcher sich mit dem Teufel in ein Bündnis eingelassen und den Leuten durch Zauberei Schaden angetan hat, ist mit dem Feuertod zu bestrafen.“

„Euch fehlen die Beweise, also verleumdet Ihr meine Mutter.“

Außerdem, in der württembergischen Landesordnung steht nichts von den Schikanen, die Ihr der wehrlosen, hilfsbedürftigen Frau zufügt.“

„Sie ist der Hexerei angeklagt.“

„Wer gibt Euch das Recht, eine Angeklagte wie eine Verurteilte zu behandeln?“ entgegnete er zornig. „Glaubt nicht, daß sich der Herzog von seinem Barbier bestimmen läßt. Unser Herzog wird sehr ungnädig sein, wenn ich ihm berichte, wie Ihr meine Mutter quält.“

Durch sein entschiedenes Auftreten erreichte er einige Erleichterungen. Es war wichtig, daß seine Mutter neue Kraft schöpfen konnte. Das Verfahren aber wurde in die Länge gezogen. Wieder vergingen Wochen und Monate, ohne daß Katharina Kepler den Kerker verlassen durfte. Er verlangte Freispruch, immer wieder bedrängte er den Herzog, das Landesgericht und die juristische Fakultät in Tübingen. Ein erpreßtes Geständnis könne nichts bezeugen, ein Verdacht müsse begründet oder fallengelassen werden.

Den Hexenglauben griff er nicht an, obgleich er ihn für törricht hielt, denn wer ihn bestritt, galt selbst als verdächtig. Schließlich hatte der Theologieprofessor Theodor Thum erst kürzlich ein Buch über Hexenlist und Hexentrug verfaßt.

Er ließ keinen Zweifel aufkommen, daß er alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen würde — auch unter Berufung auf seine Verdienste als Kaiserlicher Mathematiker. Er bat den Herzog sowie die Juristen in Tübingen, ein Gutachten in Sachen Katharina Kepler auszustellen.

Der Stein kam ins Rollen. Besold machte seinen Einfluß geltend.

„Wir kommen nicht um ein peinliches Verhör herum“, sagte er bedauernd, „aber in der abgeschwächten Form der Territio. Hauptsache, deine Mutter bleibt standhaft.“

Sooft er konnte, besuchte Kepler seine Mutter, brachte ihr Milch, frisches Brot, gebratene Hähnchen, Früchte und Wein. Sie begann wieder zu hoffen.

„Du verwöhnst mich wie ein Kind“, sagte sie. Sie konnte sich

frei im Kerker bewegen, reckte sich und stöhnte, daß ihre Glieder steif würden. „Meine Lunge schmerzt, ich habe Schweißausbrüche. Es ist die Enge, mir fehlt das Licht. Ich bin wie tot, aber man soll mich nicht verbrennen.“

„Du mußt jetzt durchhalten“, ermahnte er sie. „Ich habe jeden Punkt der Anklage widerlegt. Trotzdem will man von dir ein Geständnis erpressen. Du darfst dich nicht einschüchtern lassen, was sie dir auch androhen, sie dürfen dir nicht weh tun. Wenn du fest bleibst, müssen sie dich freilassen.“

„Frei!“ Sie starrte auf den schmalen Lichtschacht, durch den ein Stückchen dunkelblauer Oktoberhimmel schien. Sie summte ein Lied, wiegte den Körper, packte eine der Ketten und warf sie gegen die Wand.

„Ich wußte, daß du mit ihnen fertig werden würdest.“

Am nächsten Tag ging er vor dem Turm auf und ab. Der Richter, der Vogt und die Folterknechte mußten an ihm vorbei. Sie sollten wissen, daß er auf seine Mutter wartete.

Er wußte, was sie durchstehen mußte. Sie erzählte es ihm später. Der Vogt war wütend. Er fauchte den Schreiber an, der umständlich seine Feder spitzte. „Schreibe Er endlich, leider hat die Katharina Kepler den Beistand ihres Herrn Sohnes, des Kaiserlichen Mathematikers. Aber wir werden die Wahrheit aus dir herauspressen, du heuchlerisches, verlogenes Weib, du verdammte Hexe. Du hast vielen Menschen schweren Schaden zugefügt. Bereue deine Untaten und gestehe deine schwere Schuld im Namen des dreieinigen Gottes. So alt, wie du bist, kannst du jeden Tag vor dem höchsten Gericht erscheinen müssen, dann wird dir nur vergeben werden, wenn du deine Sünden bekennt.“

„Ihr irrt. Ich habe nichts mit Zauberei zu tun. Alle Beschuldigungen sind nichts als böswillige Verleumdungen.“

„Du sollst deine Bosheiten bekennen, Keplerin. Sieh dir die Instrumente an, die Daumenschrauben, den Streckgalgen, der deine Glieder auseinanderreißen wird, die Zangen, die im Feuer glühend gemacht und in dein Fleisch gepreßt werden.

Über den glühenden Rost mußt du laufen, da hat bisher jede Hexe ihre Schuld gestanden.“

„Die Schuld liegt bei denen, die mich in den Kerker gebracht haben. Dazu gehört auch Ihr“, antwortete sie dem finster dreinblickenden Vogt.

„Ihr habt eine Zauberformel, Keplerin“, sagte der Richter. „Das ist wohl die Wahrheit?“ Er blickte sie lauernd an.

„Ich verstehe etwas von Heilpflanzen, Herr Richter, wie viele Frauen, die keinen Arzt bezahlen können. Und ich habe oft helfen können. Wenn einer dran glaubt, hilft es eher. Von meiner Mutter habe ich den Spruch.“

„Und wie lautet er?“ fragte der Richter.

Sie faltete die Hände und sagte leise:

„Heiß mir Gott willkommen, Sonn' und Sonnentag,
laß dich bitten, Gott, Vater, Sohn und Heiliger
Geist und Heilige Dreifaltigkeit. Gib diesem •
Menschen Blut und Fleisch und gute Gesundheit.“

Der Richter hob die Schultern. Das klang durchaus fromm. Gesundbeten war keine Sünde. Er wechselte einen Blick mit dem Vogt, der Katharina Kepler aus der zusammengekauerten Stellung riß.

„Du willst uns täuschen, rede endlich die Wahrheit, oder wir reißen dich in Stücke!“

Katharina Kepler wich seinem drohenden Blick nicht aus. „Macht mit mir, was ihr wollt. Und wenn ihr mir eine Ader nach der anderen aus dem Leib herauszieht, ich habe nichts zu bekennen.“ Sie kniete nieder, betete ein Vaterunser und rief: „Herrgott, gib ein Zeichen, wenn ich eine Hexe oder Unholdin bin und je etwas mit Hexerei zu tun gehabt habe.“

Niemand wagte zu sprechen. Die Knechte hörten auf, mit den Folterinstrumenten zu drohen. Nichts geschah, nur ein Sonnenstrahl fiel durch den engen Lichtschacht auf den Fußboden.

Langsam erhob sich Katharina. „Wenn ich in Marter und Pein etwas bekennen sollte, so ist es nicht die Wahrheit. Gott

wird die Wahrheit an den Tag bringen und nach meinem Tod offenbaren, daß mir Unrecht geschehen ist.“

Sie war mit ihrer Kraft am Ende und wankte, als sie ins Freie trat, vom Tageslicht geblendet. Kepler schloß sie in die Arme, spürte ihren beängstigend zarten Körper. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Nun kann ich doch noch weinen“, sagte sie tonlos.

Vierzehn Monate hatte sie im Kerker ausgehalten, sechs Jahre den Verfolgern die Stirn geboten.

„Ich danke dir, Mutter“, sagte er. „Margarete und Christoph warten auf dich. Es ist, als hättest du uns noch einmal das Leben geschenkt.“

Kepler strich über das Tafelwerk, das er aus der Tasche genommen und auf seinen Schoß gelegt hatte. Seine Finger zitterten, er mußte sich zusammennehmen.

Eine Schicksalsstunde lag vor ihm. Er wollte bereit sein. Schließlich konnte er dem Kaiser noch etwas bieten, die Berechnung und den Druck der Sterntagebücher. Aber das würden andere auch zuwege bringen können, jetzt, da das Tafelwerk vorlag. In wenigen Minuten würde er es dem Kaiser überreichen; konnte dieser die Freude des Mannes nachempfinden, der es nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit vollendet hatte? Konnte er den Streit der Konfessionen darüber vergessen? Nichts weiter wünschte er, als seine Arbeit in Frieden fortführen und den Lebensunterhalt seiner Familie bestreiten zu können.

Kepler wurde aufgerufen. Schnell erhob er sich. Die vielen Blicke, die ihm folgten, während er durch den Saal schritt, irritierten ihn ein wenig. Seine Aufregung wich gespannter Aufmerksamkeit, als er den Kaiser sah, der, umgeben von seinen Ratgebern, in würdiger Haltung auf dem Thron saß. Kepler registrierte das freundliche Kopfnicken, mit dem Ferdinand II. seine Verbeugung erwiderte, und das zufriedene Lächeln, mit dem er die Sterntafeln entgegennahm.

Die Vorhänge des Empfangsraumes waren zugezogen,

Kerzen in großer Zahl erhellten den Raum, der im Verhältnis zum Vorzimmer sehr warm war. In zwei mächtigen Kaminen loderten Flammen.

Kepler öffnete seinen gefütterten Mantel, ohne des Kaisers Gesicht aus den Augen zu lassen. Ferdinand II. hatte die Sterntafeln aufgeschlagen, durchgeblättert, hier und dort eine Seite, eine Abbildung zumeist, genauer betrachtet, bevor er sich in das Vorwort vertiefte.

Kepler schwitzte; im Vorwort hatte er seine Gedanken niedergeschrieben, dem Kaiser durch die Blume einige Wahrheiten gesagt, die er sich nicht verkneifen mochte. Er wäre ihm lieber unter vier Augen begegnet, nicht hier vor den Räten und Hofleuten, in deren unbeweglichen Gesichtern nur die Augen lebendig schienen. Einige verbargen ihre Langeweile nicht, andere wußten nicht, ob sie Interesse oder Gleichgültigkeit vorgeben sollten, mehrere schienen belustigt über seine kleine Gestalt; in dem knöchellangen Mantel fühlte sich Kepler wie ein Zwerg.

Einige Herren und Jesuitenpatres drängten sich vor, um dem Kaiser über die Schulter zu sehen. Kepler sah darunter das hagere Gesicht Pater Kellers, der also auch nach Prag gereist war. Seine kühlen Augen beobachteten den Kaiser, als wollte er die feinsten Regungen herauslesen. Er kannte das Vorwort, das Ferdinand II. noch immer fesselte.

Mochte er ruhig zwischen den Zeilen lesen, unter welchen Widrigkeiten der Kaiserliche Mathematiker das Tafelwerk geschaffen hatte. Mochte er ermessen, wie der Autor durch des Erzherzogs und des Kaisers Willkür umhergetrieben worden war: von Graz nach Böhmen, von Prag nach Linz, von dort nach Regensburg und Ulm, heimatlos nun.

War es da nicht ein Wunder zu nennen, daß der Kaiser mitten in diesem furchtbaren Krieg das Tafelwerk in der Hand halten konnte?

„Copernicus war ein Mann, der sich seines Reichtums nicht bewußt war, weil er noch an Aristoteles festhielt und sich nicht in allem von der Natur leiten ließ. Das gleiche gilt für Tycho Brahe, weil alle Reichen nicht wissen, was sie Vernünftiges mit ihrem Reichtum anfangen sollen.“

Johannes Kepler

Der Kaiser klappte das Tafelwerk zu. „Ihr beruft Euch auf die Astronomie des Domherrn Copernicus“, sagte er. „Da steht Ihr so gut wie allein. Außerdem hat unsere heilige Kirche Copernicus' Astronomie als ketzerisch erkannt und auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, bis sie korrigiert wird. Auch der von Euch hochgeschätzte Italiener Galileo Galilei wurde ermahnt, die kopernikanische Ansicht aufzugeben, sie nicht zu lehren oder zu verteidigen oder auch nur zu diskutieren; sofern er sich aber nicht dareinschicke, solle er eingekerkert werden.“

Diesen heftigen Angriff hatte Kepler nicht erwartet. Sorgfältig überlegte er seine Antwort.

„Von meiner Jugend bis zu meinem jetzigen Alter war ich ein Deutscher unter Deutschen und genoß die Freiheit der Sitten und der Rede, verbürgt durch die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. In der Theologie gilt das Gewicht der Autoritäten, in der Philosophie das der Vernunftsgründe. Heilig ist das Officium unserer Tage, das die Kleinheit der Erde zugibt, aber ihre Bewegung leugnet — heiliger ist mir die Wahrheit. Wer zu einfältig ist, die Astronomie zu verstehen, oder zu kleinmütig, um ohne Angst für seine Frömmigkeit dem Copernicus zu glauben, dem gebe ich den

guten Rat, die Schule der Astronomen zu verlassen und sich seinen Geschäften zu widmen. Die Bibel ist kein Lehrbuch der Astronomie – widersetzt Euch diesem Mißbrauch.“

Kaiser Ferdinand II. erstaunten die kühnen Worte, aber er unterbrach seinen Astronomen nicht, der fortfuhr:

„Leider hat Galilei ungenügende Argumente angeführt, um seine Ansicht zu verteidigen. Insofern ermahnte ihn das Heilige Officium zu Recht. Ihm fehlte es an Beweisen für die kopernikanische Astronomie: daß die Erde und die andern Planeten sich um die Sonne bewegen. Denn Galilei hielt wie Copernicus an dem Dogma der Gleichmäßigkeit und dem Dogma der Kreisförmigkeit der Planetenbewegung fest. Auch ich war davon anfangs überzeugt, bis ich die Beobachtungen Tycho Brahes kennenlernte.“

Kepler spürte die wachsende Spannung des Kaisers und der Hofräte. Nun mußte er sie auf den Weg seiner Erkenntnisse führen.

„Als erstes stellte ich fest, daß die Planeten sich in Sonnennähe schneller bewegen als in Sonnenferne. Von der Sonne muß also eine Kraft ausgehen, die alle Planeten an sich reißt und um sich herumführt. Wahrscheinlich ist es die Kraft, die von der Bewegung der Sonne um sich selbst hervorgerufen wird. Damals habe ich es angenommen, später haben es Galilei und der Jesuitenpater Scheiner bestätigt. Mit dem Fernrohr konnten sie die Wanderung der Sonnenflecken beobachten.“

Der Kaiser stützte sein Kinn in die Hand. „Fahrt nur fort, Kepler.“

Dieser freute sich über das Interesse des Kaisers. „Die Sonne dreht sich also wie die Erde um ihre eigene Achse. Ihre gewaltige Kraft muß um so stärker wirken, je näher ein Planet ihr kommt, und um so schwächer, je weiter er von ihr entfernt ist. Sie wirkt wie ein großer Magnet auf die Planeten.“

Der Mond bietet einen wenn auch nur sehr schwachen, aber für unsere Erde doch wichtigen Vergleich; denn die Gezeiten der Meere werden von seinem Umlauf bestimmt. Er be-

wegt die gewaltigen Wassermassen der Ozeane. Da eben irrte Galilei, der die Erdrotation für die Gezeiten verantwortlich machte, wo doch jeder Fischer weiß, daß sie nicht alle zwölf, sondern alle sechs Stunden wechseln.“

Ferdinand und die Hofräte nickten zustimmend, worauf Kepler sagte:

„Das zweite Dogma, die Kreisförmigkeit der Planetenbahnen, bereitete mir weit größere Mühe. Von ihm ausgehend, wollte ich nach Tycho Brahes Beobachtungsdaten die Marsbahn berechnen. Daran scheiterte ich. Beobachtungen und Berechnungen ließen sich nicht in Übereinstimmung bringen. Da kam mir der Gedanke, daß man zuerst die Bahn der Erde kennen muß, denn sie ist das sich bewegende Observatorium, von dem aus wir die Planeten und Sterne beobachten.

Wie aber sollte ich die Bahn der Erde berechnen? Es gab außer der Sonne ja keinen festen Punkt im planetarischen Raum, der aber benötigt wird, um durch Triangulationsrechnungen die Erdbahn zu bestimmen.“

Kepler schlug seinen Mantel weit auseinander, seufzte, als spüre er wieder die Verzweiflung jener Wochen, in denen er über diese Frage nachsann. „Da kam mir der Mars zu Hilfe. Ich kannte seine Bewegung um die Sonne. Nach einem Marsjahr, also nach seinem Umlauf um die Sonne, mußte er wieder an der gleichen Stelle des planetaren Raumes stehen. Dadurch gewann ich einen zweiten Fixpunkt neben der Sonne, so daß ich den Umlauf unserer Erde berechnen konnte. Damit besaß ich einen weiteren Triangulationspunkt, den ich zur Berechnung der Marsbahn verwenden konnte. Dennoch machte der Mars alle meine Bemühungen zuschanden. Soviel ich auch rechnete, ich konnte die Beobachtungsdaten Tycho Brahes nicht bestätigen. Acht Minuten Differenz zwischen der Berechnung und der Beobachtung der Marsbahn konnte ich nicht zulassen. Die Theorie mußte den Beobachtungsdaten Tycho Brahes entsprechen.

Da begann ich, das Dogma der Kreisförmigkeit anzuzweifeln, anfangs nur ein wenig, indem ich die Marsbahn nach den

Seiten auswuchtete. Schließlich glaubte ich, die Marsbahn wäre ein Oval, bis ich endlich erkannte, daß der Mars und auch alle anderen Planeten die Bahn einer Ellipse beschreiben, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht, wobei der Radiusvektor Sonne – Planet in gleichen Zeiten gleiche Flächen überstreicht. Sechs Jahre unermüdlicher Arbeit lagen hinter mir, als 1609 mein Buch die ‚Neue Astronomie‘ gedruckt wurde, Grundlage der ‚Rudolfinischen Tafeln‘, Majestät.“

Der Kaiser schob die Unterlippe vor. Pater Keller drängte sich an seine Seite, doch Ferdinand II. gab ihm nicht das Wort. „Da Ihr mir so gnädig zuhört“, sagte Kepler, „möchte ich noch auf meine Arbeiten in Linz verweisen, die ich 1614 fortführen konnte, nachdem ich vom Reichstag über die Kalenderreform im Geleit des Kaisers Matthias aus Regensburg zurückgekehrt war.“

Durch unablässiges Rechnen in einer sehr langen Zeit zeigte sich mir endlich die wahre Proportion der Umlaufzeiten in ihrer Beziehung zur Proportion der Bahnen. Zuerst glaubte ich, ich hätte geträumt und das Gesuchte in den Beweisunterlagen vorausgesetzt. Allein es stimmte: Die Proportion, die zwischen den Umlaufzeiten zweier Planeten besteht, beträgt genau das Anderthalbfache der Proportionen der mittleren Abstände, also der Bahnen selber, wobei man jedoch beachten muß, daß das arithmetische Mittel zwischen den beiden Durchmessern der Bahnellipse etwas kleiner ist als der längere Durchmesser. Majestät finden dieses Planetengesetz in meinem Buch ‚Harmonices mundi‘ oder ‚Weltharmonik‘ im dritten Kapitel des fünften Buches.

Was ich vor siebenundzwanzig Jahren als das letzte Ziel aller Forschung erklärte, das habe ich mit Gottes Hilfe und durch die Hochherzigkeit Kaiser Rudolfs II., Kaiser Matthias' und Eurer Majestät sowie der Stände Oberösterreichs ans Licht gebracht. Ich habe die goldenen Gefäße der Ägypter geraubt, um aus ihnen ein Heiligtum meines Gottes zu bauen. Vergebt Ihr mir, so freue ich mich. Zürnt Ihr mir, so ertrage

ich es. Mögen meine Entdeckungen hundert Jahre auf einen Verständigen warten, Gott hat sechstausend Jahre auf einen Zeugen seines Weltbaues gewartet.“

Die meisten Hofleute seufzten im stillen, wahrten nur mühsam die der Kaiserlichen Majestät gebührende respektvolle Haltung. Keplers Vortrag überstieg ihr Verständnis. Die meisten hörten nur Ketzerisches heraus, und ihre Mienen wirkten gespannt und ärgerlich. Pater Kellers Blick aber sprang lebhaft zwischen dem Kaiser und Kepler hin und her.

Ferdinand zeigte weder Ungeduld noch Unmut. Die Falten über den Brauen verrieten Nachdenklichkeit, als suche er aus der Fülle möglicher Antworten die gescheiteste aus. Bevor er sie fand, zog Pater Keller die Aufmerksamkeit auf sich, indem er die andächtige Stille unterbrach und das Wort ergriff. „Verzeihung, Majestät, darf ich mit Eurer gütigen Erlaubnis eine Frage an Johannes Kepler richten?“

Ferdinand II. freute sich über die Atempause, die seinen Überlegungen zugute kommen konnte.

„Eure Hypothesen und Eure ‚Raserei‘, wie Ihr Euren Enthusiasmus einst bezeichnetet, in Ehren, hochgeehrter Johannes Kepler. Aber wie könnt Ihr mit der Sicherheit eines Propheten Wahrheiten verkünden, die doch weiß Gott nicht den Erfahrungen entsprechen. Selbst wenn Eure ‚Neue Astronomie‘ weit über der unseres Glaubensbruders Galilei, den Ihr zu Recht kritisiertet, steht, bleibt auch Ihr den einzig schlagenden Beweis schuldig. Trotz durch Eure Dioptrik weit verbesserter Fernrohre ist es bisher niemandem gelungen, die Fixsternparallaxe nachzuweisen. Ihr habt sie bei Eurem Plädoyer wohl verschwiegen, ob aus Berechnung oder Nachlässigkeit, das will ich dahingestellt sein lassen, aber ohne den Nachweis derselben ist auch Eure Astronomie, sind die ihr zugrunde liegenden Planetengesetze nichts als Hypothesen, die, zugegeben, sehr viel leistungsfähiger sind als die bisherigen, aber sie sind doch nicht die Wahrheit. Und wenn Ihr sie als solche ausgibt, dann, nichts für ungut, begeht Ihr eine Täuschung.“

Die Müdigkeit auf den Gesichtern der Hofleute verflög.

Dem Kaiser schien die Antwort des Jesuitenpaters zu gefallen. Klug waren sie, die Jesuitenpatres, er hatte sie schon in Ingolstadt bewundert; nie waren sie um eine Antwort verlegen. Gespannt verfolgte er das Mienenspiel Keplers, der die Arme vor der Brust verschränkte und erst zu antworten begann, als der Kaiser ihn aufforderte.

„Die Fixsternparallaxe können wir tatsächlich nicht nachweisen, Majestät. Die Entfernungen im Kosmos sind sehr weit, aber es wird eines Tages durchaus möglich sein, so große Fernrohre zu bauen, daß man damit den Widerschein der Eigenbewegung unserer Erde feststellen kann. Ist nun das Fehlen dieses Beweises Grund genug, um die ‚Neue Astronomie‘ als Hypothese und nicht als Wahrheit anzuerkennen?“ Kepler legte den Mantel ab. „Verzeihung, Majestät, ich bin in Hitze geraten.“

Der Kaiser lächelte huldvoll. „Laßt Euch nicht stören, Ihr wolltet über die Fixsternparallaxe sprechen.“

„Dazu muß ich auf Copernicus verweisen. Er war gegen Ende seines Lebens verzweifelt darüber, daß er, ähnlich wie Ptolemäus, Kunstgriffe anwenden mußte, um die Berechnungen mit den Beobachtungen in Übereinstimmung zu bringen. So mußte er zum Beispiel den Mittelpunkt der Planetenbahnen einige Grad neben die Sonne legen. Dennoch blieb er von dem heliozentrischen Weltbild überzeugt. Für ihn war die Sonne das Herz der Welt, Ursprung des Lebens und aller Bewegung. Von ihr sendet Gott, der keinen Leib hat und keiner Wohnstätte bedarf, die Kräfte aus, die die Welt leiten. Aus der Eigenart seines Wohnorts soll der Mensch seine eigene Dürftigkeit erkennen und den überquellenden Reichtum Gottes; er soll einsehen, daß er nicht Ausgang und Ursprung aller Pracht der Welt ist, sondern abhängt von ihrem Urquell. Wie immer es sich verhalten mag, jenseits von allem Zweifel ist, daß die sechs Planetenbahnen um die Sonne so herumgelegt sind, daß sie dieselbe durch ihr ewiges Umkreisen hegen und gleichsam anbeten. Ihre Harmonik ist ein deutliches Merkmal der höchsten Vorsorge für die Sonnenwelt.“

Dies alles zwingt mich zu dem Bekenntnis, daß von der Sonne das Licht in die ganze Welt ausstrahlt wie das Leben und die Wärme aus dem Herzen, daß sich auch alle Ausflüsse der Welt in der Sonne sammeln. In ihr wohnt die unmittelbare Anschauung, das Geistfeuer oder der Nus, die Quelle der Harmonie — wer immer dieser Geist sein mag.“

„Ich finde“, entgegnete der Kaiser, „Ihr habt mehr als Poet denn als Astronom erwidert, als wolltet Ihr dem Argument Pater Kellers ausweichen. Ich will jetzt nichts zu den theologischen Aspekten Eurer Schwärmerei sagen. Angenommen, die Entfernungen im Kosmos sind wirklich zu groß, um sie mit den Fernrohren überbrücken zu können, muß ich die Frage Pater Kellers wiederholen: Was gibt Euch das Recht, Eure Astronomie als die wahre zu bezeichnen und die ptolemäische aufzugeben?“

„Ihr habt den Beweis auf Eurem Schoß liegen, Majestät. Die Theorie ist die bessere, die den Erscheinungen entspricht. Die ‚Rudolfinischen Tafeln‘, die ich dank Eurer Unterstützung zu Ende führen konnte, gestatten es, die Stellung der Planeten bis auf einhundert Jahre und mehr im voraus zu berechnen — und zwar auf die Minute genau. Das war nur dadurch möglich, daß ich die Bahnen entdeckt habe, auf denen sich die Planeten tatsächlich bewegen, Majestät.“

„Wozu befaßt Ihr Euch mit der Frage nach der Wahrheit?“ entgegnete Pater Keller. „Das ist eine philosophische und theologische Frage. Sprecht als Astronom, es müßte Euch genügen, den Erscheinungen besser als andere vor Euch entsprochen zu haben. Das wird Euch niemand streitig machen und jedermann danken. Über die Wahrheit dieses oder jenes Weltbildes aber — Ihr strittet darüber auch mit dem edlen Brahe — entscheidet unsere heilige Kirche und Seine Heiligkeit der Papst.“

Kaiser Ferdinand II. hob die Hand. „Wohlan, wir haben Euch gehört, genug der Reden, wir danken Euch, Johannes Kepler, daß Ihr unseren Auftrag zum Ruhme des Hauses

Habsburg und seiner drei Kaiser ausgeführt habt. Was gedenkt Ihr in Zukunft zu tun?“

„Eure Majestät mögen mir verzeihen, ich wünsche nichts so sehr, als daß der unselige Krieg beendet werden möge. Es gibt im Deutschen Reich nur noch Städte, die schon zerstört sind, und solche, denen die Zerstörung bevorsteht. Gewalt erzeugt immer nur Gewalt, und sie erschöpft sich im Elend. So erhaltet Ihr den Frieden nicht, von dem ich glaube, daß er Euch am Herzen liegt.

Durch Jesus Christus findet der Mensch den Weg zum friedlichen Miteinander. Bei Gott steht die höchste Macht. Er gibt den Dingen ihr Maß und setzt dem Unglück ein Ende.“

Keplers Worte erzeugten Betroffenheit bei den Hofleuten. Wie konnte sich der Mathematiker des Kaisers Urteile anmaßen, die sich niemand sonst, nicht einmal Wallenstein, erlaubte?

Ferdinand II. verbarg seine Verstimmung nicht, schließlich wollte er hier keine staatsmännischen oder politischen Ratschläge hören. Doch er überwand seinen Ärger schnell, lachte zur Verwunderung seiner Ratgeber und sagte: „Wir hörten die Stimme des Volkes. So uneigennützig aber habe ich meine Frage nicht gemeint, Kepler. Um Eure Person mache ich mir Gedanken, Euer Heil liegt mir am Herzen. Denn ich bin nicht der einzige hier am Hofe, der Euch schätzt.“

„Ich bleibe gern in Euren Diensten, Majestät.“

Der Kaiser strich bedächtig über seine mit Gold- und Silberfäden bestickte Weste. „Ich will sie weiterhin annehmen, Kepler. Allein bedenkt, überall, wo Gott mir die Herrschaft über ein Land ermöglicht, führe ich den einzig rechtmäßigen Glauben ein. Ich gelobte dieses einst in Loreto der Heiligen Jungfrau Maria. Seitdem sind meine Fahnen erfolgreich, also verfolge ich den richtigen Weg.

Ihr habt achtundzwanzig Jahre hindurch drei katholischen Herrschern gedient, wurdet immer geduldet und mit Sanftmut behandelt, obgleich Ihr an dem ketzerischen Glauben Luthers festhieltet. Ich möchte Euch nicht bedrängen, Ihr

sollt auch nicht gleich darauf antworten, allein unsere Kirche hätte für einen Mann wie Euch Möglichkeiten des Wirkens, von denen Ihr nicht einmal zu träumen wagt.“

Der Kaiser blickte seine Ratgeber an, die zustimmend nickten, ganz besonders eifrig Pater Keller.

Kepler schlug die Augen nieder. Er hatte gegen eine Wand gesprochen, in der Wüste nach Wasser gerufen, dem Mond seine Aufwartung gemacht.

„Ich werde über die Worte Eurer Majestät nachdenken.“ Kepler hörte sich sprechen, sah sich stehen, als wäre er nicht mehr er selbst.

„Darf ich zum Schluß darum bitten, daß, da meine Familie notleidend ist, weil ich mein Erspartes für den Druck des Tafelwerks mit verwenden mußte, mir die rückständige Summe von rund sechzehntausend Gulden ausbezahlt wird. Ich habe alles genau belegt.“

Der Lichtschein einer aufflammenden Kerze fiel auf des Kaisers breiten Nasenrücken. Unwillig wandte er sich an seinen Schatzmeister. „Wir stehen in Keplers Schuld. Das mißfällt Uns sehr.“

„Majestät, der Hofstaat, die Hochzeit, die Feiern und der Krieg — sie kosten Geld, viel Geld.“

„Das wollte ich nicht wissen; wieviel könnt Ihr anweisen?“

Der Schatzmeister druckste herum, schließlich nannte er die Summe von viertausend Gulden. Des Kaisers Gesicht erhellte sich. Er legte das Tafelwerk in die Hand Pater Kellers, schaute auf das Stundenglas, in dem der Sand längst herabgerieselt war.

„Ihr bleibt wie lange in Prag?“ fragte er Kepler.

„Meine Familie erhofft meine baldige Rückkehr, Majestät.“

„Gut, Ihr werdet Weiteres von Uns hören.“

Mit einer Handbewegung entließ der Kaiser seinen Mathematiker, worauf er sich in das angrenzende Gemach begab, aus dem es nach köstlichen Speisen und Getränken roch.

„Was soll mit ihm geschehen?“ fragte Pater Keller, der neben dem Kaiser sitzen durfte.

Ferdinand II. nahm eine Scheibe geräucherten Lachs und führte sie zum Mund. „Wie könnt Ihr fragen, Pater!“ Er unterbrach sich und nahm eine zweite Scheibe. „Schmeckt hervorragend, ist mir bald lieber als Wild, womit ich nichts gegen ein Lendenstück vom jungen Reh gesagt haben will. — Wir werben um ihn und lassen ihn zappeln. Die Angel ist ausgeworfen, er muß anbeißen.“

Pater Keller nickte eilfertig, doch er fürchtete die Hartnäckigkeit Keplers. „Und wenn er nun doch nicht zu uns kommt?“

„Er muß, Pater. Bedenkt nur, wie bekannt er ist. König Jacob von England bewundert ihn. Wenn er zu uns kommt, Pater, dann werden viele Tausende aufhorchen und ihm folgen, ohne daß wir einen Schuß abgeben müssen. Wir werden Pater Guldin beauftragen; er ist fester als Pater Curtius.“

„Was aber soll geschehen, wenn Kepler nicht konvertieren sollte?“

Dieser Gedanke ärgerte Ferdinand II. „Einmal geht auch meine Geduld zu Ende. Alle Welt wird sonst sagen, unter dem Kaiser müssen alle katholisch werden, nur der Kepler nicht.“

Ferdinand II. wandte sich seinem Sohn zu, der ungeduldig zugehört hatte. „Ich verstehe nicht, was Ihr Euch über Kepler für Gedanken macht. Mich bedrücken ernstere Sorgen. Der Friedländer glaubt nämlich, er wäre der zweite Mann nach dir. Dieser Emporkömmling gebärdet sich, als wäre er der König von Böhmen, ignoriert mich, läßt mir ausrichten, er müßte sich um seine Armee kümmern, um seine, wohlge-merkt. Du aber titulierst ihn ‚Euer Liebden‘, verleihst ihm Titel und Herzogtümer, als wäre er dein Sohn.“

„Beim Essen möchte ich solcherlei nicht hören, auch nicht vom böhmischen König. Wenn’s einen Ärger gibt, bitte schön, dann später.“

„Die menschlichen Dinge liegen so, daß es eine große Menge unfeiner und oberflächlich gebildeter Menschen nicht bloß unter der Volksmenge, sondern auch bei den Behörden und der Geistlichkeit gibt, denen besonnene und überlegte Neuerer lästig sind, die sogar von ihnen wie Aussatz betrachtet werden.“

Johannes Kepler

Als Kepler den Hradschin verließ, dämmerte fahlgelb der Morgen. Ein glutroter Streifen tauchte am Horizont auf und färbte die schneebedeckten Dächer violett. Kepler spürte den Schweiß auf seiner Haut kalt werden. Er schauderte, schlug den Mantelkragen hoch, steckte die Hände tief in die pelzgefütterten Taschen.

Sein Magen knurrte, aber er beachtete es nicht. Ihm war, als habe sich die Ausweisung aus Graz wiederholt. Mein Gott, er hatte sich eingebildet, der Kaiser würde stolz darauf sein, einen Mathematiker zu haben, der ein solches Tafelwerk geschaffen hatte. Aber für Ferdinand II. war die Leistung eines Menschen nur ausschlaggebend, wenn er der katholischen Kirche angehörte.

Deutlich genug waren seine Worte gewesen. Bei uns habt Ihr alle Möglichkeiten. Das war weniger als ein Angebot, es war ein letzter Versuch, ihn zum Konvertieren zu bewegen. Ging er nicht darauf ein, würde der Kaiser ihn fallenlassen.

Wohin sollte er sich nun noch wenden? Seine Heimat Württemberg blieb ihm verschlossen. Er hatte es nie wahrhaben wollen, daß ihn seine Glaubensbrüder weder in Tübingen noch in Stuttgart sehen wollten, schon seit dem Ende seiner

Studienzeit, als sie ihn nach Graz abschoben, für eine freigewordene, wenig geachtete Lehrerstelle an der Stiftsschule „auswählten“

Erst viel später hatte er erkannt, daß man ihm den theologischen Abschluß verwehren und so verhindern wollte, daß er als Pastor einer Gemeinde vorstand.

Als Student hatte er häufig in physikalischen Disputationen die Lehren des Copernicus verteidigt und eine sorgfältige Abhandlung über die erste Bewegung, welche die Umwälzung der Erde bewirkte, geschrieben.

Mästlin wußte, die Theologen ahnten es, daß er die Erdbewegung physikalischen Ursachen zuschrieb. Damit hatte er gegen die Auffassung Martin Luthers und Melanchthons verstoßen, der neuen Päpste aller orthodoxen Protestanten.

Luther war zwar ebensowenig ein Astronom wie Melanchthon, allein Luther hatte Copernicus für einen Narren erklärt, der nicht unterscheiden könne, ob sich das Ufer oder das Schiff bewege.

Melanchthon, sonst ein großer Gelehrter, hatte sogar verlangt, die Anhänger des heliozentrischen Weltbildes in Ketten zu legen. Diese Unduldsamkeit hatten viele ihrer Nachfolger zur Tugend erhoben; sie waren päpstlicher als der Papst.

Gerade die Tübinger Theologen fühlten sich als Nachfolger der großen Reformatoren, wagten jedoch keinen Gedanken, der über das achtzig Jahre zuvor Gegründete hinausging, verstanden sich lediglich als Kommentatoren, übertrugen theologische Ansichten leichtfertig auf die Astronomie.

Sie eiferten sogar gegen den Gregorianischen Kalender, der den tatsächlichen Jahresablauf wieder zum Maßstab der Zeitrechnung machte, bloß weil er vom Papst Gregor eingeführt worden war. Ihr Starrsinn und ihr Vorurteil ließen es zu, daß die christlichen Feste der evangelischen Kirche nicht mit den Jahreszeiten übereinstimmten, daß die Christen an unterschiedlichen Tagen das Oster- oder das Pfingstfest begingen und daß dieser Zwiespalt im Deutschen Reich ganze Länder

und Gemeinden trennte. Kaiser Matthias' Versuch, im Jahre 1613 auf dem Reichstag zu Regensburg einen einheitlichen Kalender zu verabschieden, scheiterte an der Uneinsichtigkeit der evangelischen Fürsten und Herzöge.

Kepler erinnerte sich gut an die Tage in Regensburg, wo die Fürsten einander in Kleidung, Gefolge und Rüstung zu überbieten trachteten. Horoskope wollten sie von ihm, und er konnte mit den Honoraren seine leeren Taschen füllen, doch seine Gutachten über den Gregorianischen Kalender und seine Korrektur der Zeitrechnung, nach der Jesus Christus nicht im Jahre null, sondern im Jahre sechs geboren worden war, begriffen sie nicht, obgleich seine „Neue Astronomie“ seit einigen Jahren gedruckt vorlag.

Auch Mästlin war gegen den Gregorianischen Kalender aufgetreten, sein guter alter Lehrer, dem er die Kenntnis der kopernikanischen Astronomie verdankte, der aber unter dem Druck der Theologen an der ptolemäischen Astronomie festhielt.

Kepler wußte nicht zu sagen, ob Mästlin ihn nicht verstehen wollte oder konnte.

Bei Hafentreffer hingegen, den er neben Mästlin am meisten mochte, wußte er seit langem, woran er war. Bei aller Gewogenheit für ihn verlangte Hafentreffer, daß er die Konkordienformel unterschrieb, das zum Dogma erhobene Glaubensbekenntnis, das alle anderen Konfessionen verdammt, eine Auffassung, die er für schädlich hielt und nicht mit seinem Gewissen vereinbaren konnte.

Aller Zwist, alle Bosheit und der jetzige Krieg kamen aus der Verteufelung des Andersglaubenden und Andersdenkenden.

Nur so konnten die Fürsten den großen Haufen für diese oder jene Idee mißbrauchen und unter dem Deckmantel der Konfession ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen verfolgen.

„Jesus und Maria“ war der Schlachtruf der Katholischen, „Gott mit uns“ der der Evangelischen. Im Namen des einigen

Gottes töteten und plünderten die Söldner und dankten für fette Beute.

Kepler verhielt den Schritt. Er stand vor dem Schloß Belvedere, in dem jetzt die Offiziere der kaiserlichen Armee wohnten. Als er dem Posten seinen kaiserlichen Geleitbrief unter die Nase hielt, konnte er passieren.

Hier hatte Tycho seine Beobachtungen fortgesetzt. Hier sollten seine kostbaren Geräte unter verschiebbaren Dächern aufgestellt werden. Nach Tychos Tod waren sie von den Erben übernommen worden, aber nicht, um die Beobachtungen der Sterne fortzusetzen. Achtlos wurden sie in ein Zimmer gestellt.

Kepler fand den Raum im Souterrain, nahe der Küche. Das Personal bereitete das Frühstück für die Offiziere, die zum größten Teil noch in den Betten lagen. Der Küchenchef wollte Kepler hinauswerfen, aber als er das kaiserliche Siegel sah, verbeugte er sich und führte ihn in die Rumpelkammer, wie er sagte.

Es roch muffig, ein Fenster war zerbrochen. Spinnweben zogen sich von den Armillaren zu den Astrolabien, die einstmals spiegelblank gewesen waren. Unter dem Grünspan waren die Markierungen und Zahlen kaum noch zu lesen.

„Sie taugen nicht mal für Kanonen und Kugeln“, sagte der Küchenmeister. „Ich hätte sie schon längst einem Schmied gegeben, er könnte daraus Töpfe und Pfannen machen. Aber auf unsereins hört ja niemand.“

Eine fette Spinne lauerte in der Äquatorialarmille, mit der Tycho die Rektaszension und Deklination der Gestirne gemessen hatte. Der Staub auf dem Himmelsglobus saß fest wie eine Kruste. Das war der Respekt, den Tychos Sohn Jörgen dem Lebenswerk seines Vaters zollte. Aber über jede Zeile des Vorworts hatte er sich mit ihm herumgestritten.

Maßte sich an, das Vorwort zu verwerfen, in dem Kepler neben dem Verdienst Tychos auch seinen eigenen Anteil dargelegt hatte. Jörgen zählte die Zeilen, verlangte Streichungen.

Ärgerlich und traurig zugleich verließ Kepler das Schloß.

Der Weg, auf den er geriet, war abschüssig. Er glitt mehrmals aus, rutschte und hangelte sich von Busch zu Busch abwärts. Die Sonne hing wie ein Eidotter in dem Wolkenkranz, aber sie schien eher Kälte als Wärme auszustrahlen. Die Luft war feucht, als wolle das Wetter umschlagen. Schnaufend erreichte Kepler die Talsohle, unweit des Wallensteinschen Palais. Die Posten warfen ihm mißtrauische Blicke zu. Seit dem Brand war die Zahl der Wächter verdoppelt worden. Weil damit der Eindruck erweckt werden sollte, als habe es sich um einen Anschlag gehandelt, behaupteten die Leute.

Wenn es um die Armee oder den Palast eines Herrschers ging, wurden genügend Mittel aufgebracht. Aber das wenige, das Kepler brauchte, um seine Arbeit fortsetzen zu können, wurde ihm verweigert. Die zwölftausend Gulden, die ihm der Kaiser noch schuldete, sollte er vorerst nicht bekommen. Dabei mußte Kepler schleunigst Sterntagebücher drucken, denn schon begannen andere Astronomen, die „Rudolfinischen Tafeln“ dafür auszunutzen. Er brauchte eine Druckerei und einen Assistenten, der ihm die einzelnen Rechnungen abnahm. Schließlich wollte er seine Schrift über die Astronomie des Mondes publizieren, die er vor zwanzig Jahren entworfen und damals unvorsichtigerweise einem vermeintlichen Freund gegeben hatte, der sie seinen Feinden in Württemberg zeigte. Diese beschuldigten ihn der Dämonie, weil er das technisch nicht Mögliche auf phantastische Weise gelöst hatte. Damals hatte er noch gehofft, mit Galilei zusammenarbeiten zu können. Im Jahre 1610 schrieb er ihm: „Bestimmt gäbe es keinen Mangel an menschlichen Bahnbrechern, wenn man die Kunst des Fliegens gemeistert haben würde. Wer hätte gedacht, daß die Schifffahrt über den ungeheuren Ozeanen weniger gefährlich und ruhiger ist als in den engen bedrohlichen Golfen der Adria, der Ostsee und der britischen Meerenge?“

Bauen wir Schiffe und Segel, die dem himmlischen Äther angepaßt sind, und es wird mehr als genug Leute geben, die keine Furcht haben vor den leeren Wüsten. In der Zwischenzeit wollen wir für die wackeren Himmelsreisenden Karten

der Himmelskörper zeichnen – ich die des Mondes, Ihr, Galilei, die des Jupiters.“

Aber Galilei war zu ängstlich. Offiziell lehrte er an der Universität Padua Mathematik und Astronomie, letztere nach Ptolemäus. Trotzdem war Galilei von Copernicus' Lehre überzeugt, wie er ihm 1597 mitteilte: Er habe sie sich schon vor vielen Jahren zu eigen gemacht, weil durch sie viele Naturerscheinungen erklärbar würden, die nach den landläufigen Hypothesen gewiß unerklärlich blieben.

„Ich schrieb viele Beweisgründe, um Copernicus beizustehn und den gegenteiligen Standpunkt zu verwerfen – die ich indessen bis jetzt noch nicht an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen wagte, da mich das Schicksal des Copernicus, unseres Lehrers, schreckte, der, obgleich er bei einigen unsterblichen Ruhm erlangte, den unendlich vielen aber ein Gegenstand des Spotts und Hohns ist, so groß ist die Zahl der Toren.

Ich würde meine Betrachtungen gewiß sofort zu veröffentlichen wagen, wenn es mehr Euresgleichen gäbe; da es sie nicht gibt, werde ich davon Abstand nehmen.“

Damals drängte er Galilei, sich öffentlich zu bekennen: „Auf klug verschwiegene Art unterstreicht Ihr durch Euer Beispiel die Mahnung, der Unwissenheit der Welt zu weichen und nicht leichtfertig die Wut des unwissenden gelehrten Haufens zu reizen; in dieser Hinsicht folgt Ihr Platon und Pythagoras, unseren wahren Lehrmeistern.

Allein im Hinblick darauf, daß in unserem Zeitalter erst Copernicus selbst und nach ihm eine Anzahl gelehrter Mathematiker das ungeheure Wagstück unternommen haben und es längst nichts Neues ist, daß die Erde sich bewegt, wäre es wohl besser, wenn wir alle mithelfen würden, den sich bereits bewegendem Wagen ans Ziel zu bringen.

Ihr könntet Euren Gefährten helfen, die sich unter dermaßen unbilligem Urteil schwer mühen, indem Ihr ihnen den Trost Eurer Zustimmung und den Schutz Eures Ansehens gewährt. Denn nicht nur Eure Italiener weigern sich, zu glauben, daß die Erde in Bewegung ist, weil sie es nicht spüren;

auch hier in Deutschland macht man sich durch derartige Ansichten nicht beliebt. Aber es gibt Argumente, mit denen wir uns angesichts solcher Schwierigkeiten schützen.

Habt Vertrauen, Galilei, und tretet hervor! Wenn meine Vermutung zutrifft, dann gibt es unter den hervorragenden Mathematikern Europas nur wenige, die sich von uns zurückziehen wollten: denn so groß ist die Kraft der Wahrheit.

Wenn Euer Italien Euch weniger günstig für die Veröffentlichung Eurer Werke scheint und es Euch hinderlich ist, daß Ihr dort lebt, in unserem Deutschland wird es möglich sein. Laßt mich wissen, zumindest privatim, wenn schon nicht öffentlich, was Ihr entdeckt habt, um Copernicus beizustehen.“

Galilei hatte ihm nicht geantwortet, und er war darüber traurig gewesen. Es verletzte ihn auch, hatte er doch ehrlichen Herzens um Galileis Freundschaft geworben. Aber er mochte nicht über ihn richten und sah nach wie vor einen Verbündeten in ihm. Daß er, aus welchen Gründen auch immer, die dargebotene Hand nicht ergriffen hatte, wollte er ihm nicht vorwerfen. Er war begeistert über den „Sternenboten“, in dem Galilei seine Entdeckungen beschrieb.

Als erster hatte er das Teleskop auf den Himmel gerichtet und Wunderbares genug erschaut: daß die Oberfläche des Mondes nicht völlig glatt war, wie eine große Philosophenschule, die aristotelische, meinte, sondern daß sie ganz im Gegenteil voll von Unregelmäßigkeiten, voll von Löchern und Erhebungen war, genau wie die Oberfläche der Erde, die alenthalben durch Berge und Täler bestimmt wurde.

Myriaden von Fixsternen hatte er erschaut, die dem bloßen Auge verborgen blieben und die alten, bereits bekannten Sterne an Zahl um das Zehnfache übertrafen. Allein in der Umgebung des Oriongürtels konnte Galilei achtzig neue Sterne zählen und zu den sieben in den Plejaden weitere sechsunddreißig. Die Milchstraße erschien im Fernrohr wie eine Masse unzähliger Sterne, die in Haufen beisammenstanden.

Schließlich beschrieb Galilei die Entdeckung der Jupiter-

monde, die er fälschlich für Planeten hielt, aber unabhängig davon, diese Beobachtung war eine große Sensation.

Mit ihr trat Galilei erstmals öffentlich für Copernicus auf den Plan. „Jetzt besitzen wir ein ausgezeichnetes und einleuchtendes Argument, um die Skrupel derer zu besiegen, die zwar den Umlauf der Planeten um die Sonne im kopernikanischen System ertragen, durch den Umlauf des einzigen Mondes um die Erde aber, während beide in einem Jahr eine Bahn um die Sonne beschreiben, so beunruhigt werden, daß sie diese Theorie des Universums für unmöglich ansehen.“

Kepler stand vor dem Haus, in dem er fast zehn Jahre gewohnt hatte. Ihm war, als müßte jeden Augenblick eine Kutsche um die Ecke biegen wie im Jahre 1610, als Wacker von Wackhenfels, aus Italien kommend, ihm als erstem den „Sternenboten“ Galileis überreichte. Er war damals ganz aus dem Häuschen geraten, freute sich wie ein Kind über Galileis Erfolg, umarmte Wackhenfels und beeilte sich, Galileis Bitte um ein Urteil zu erfüllen.

In elf Tagen schrieb er den öffentlichen Brief an Galilei, „Unterredung mit dem Sternenboten“, der noch im Mai 1610 in Prag und kurz danach in Florenz gedruckt wurde.

Galilei benutzte ihn sogleich gegen seine zahlreichen Widersacher, die seine Entdeckungen bestritten und die Existenz der Jupitermonde leugneten. Einige meinten, was sie sähen, wären Trugbilder, hervorgerufen durch das Teleskop. Andere behaupteten, die Monde überhaupt nicht gesehen zu haben, wobei kein böser Wille im Spiel sein mußte, denn für ein ungeübtes Auge war der Gebrauch des Teleskops schwierig.

Böswillig waren eigentlich nur Cromin und Libri, Lehrer der Philosophie in Padua, die sich weigerten, durch das Fernrohr zu blicken. Wenn Gott gewollt hätte, daß man solche Dinge sähe, hätte er dem Menschen gleich die Augen dafür gegeben. Auch gegen diesen Gelehrtenhaufen war er in seiner „Unterredung mit dem Sternenboten“ vorgegangen. Wer durfte einer solchen Botschaft zum Trotz schweigen?

Er bot Galilei Hilfe an im Kampf gegen die grämlichen Reaktionen, die alles Unbekannte als unglaublich verwarfen und alles, was vom ausgetretenen Weg abwich, als eine Entheiligung betrachteten. Fast kam er sich tollkühn vor, daß er Galileis Schilderung für wahr hielt, ohne eigene Beobachtungen anstellen zu können; denn ein Fernrohr hatte Galilei ihm nicht mitgeschickt, das vielwissende Rohr, kostbarer als jegliches Zepter! Aus theoretischer Einsicht wußte er, was ein solches Rohr leisten konnte. Er hatte es in seinem Buch über die Optik ja bereits beschrieben. Doch die Uneinsichtigen hielten ihm vor, er beurteile Entdeckungen, die er nicht nachgeprüft habe. So bat er Galilei um ein Teleskop.

„Ihr habt in mir den heftigen Wunsch erweckt, Euer Instrument zu sehen, Galilei. Von den Instrumenten, die hier zur Verfügung stehen, vergrößert das beste bloß um das Zehnfache.“

Allein Galilei ließ ihn im Stich, schenkte seine Teleskope statt dessen adligen Gönnern. Noch einmal bat er Galilei: „Ich möchte Euch nicht verhehlen, daß Briefe verschiedener Italiener nach Prag gelangen, die bestreiten, daß man diese Monde durch Euer Teleskop sehen kann. Deswegen bitte ich Euch, Galilei, nennt mir so rasch wie möglich Zeugen. Ich bin nicht imstande, ein einziges Zeugnis beizubringen außer dem Euren.“

Wahrscheinlich begann Galilei den Verlust seines Beistands zu fürchten, denn er antwortete schnell. „Ich habe Eure beiden Briefe erhalten, mein hochgelehrter Kepler. Den ersten, den Ihr als ‚Unterredung mit dem Sternenboten‘ bereits veröffentlicht habt, werde ich in der zweiten Ausgabe meiner Beobachtungen beantworten.“

In der Zwischenzeit möchte ich Euch danken, daß Ihr als erster und beinahe einziger meinen Aussagen vollen Glauben schenktet, obgleich Ihr keine Beweise besaßet. Dank sei Eurer offenen und edlen Geist.

Leider kann ich Euch noch kein Teleskop zur Verfügung stellen, denn ich habe meines dem Großherzog geschenkt, der

es in seiner Galerie zum ewigen Andenken unter seinen kostbaren Schätzen auszustellen wünschte.

Im Augenblick ist es für mich schwierig, ein gleichwertiges Instrument herzustellen, aber bald werde ich neue Teleskope anfertigen und diese meinen Freunden schicken. Jupiter trotz Giganten und Pygmäen. Jupiter steht am Himmel, und die Sykophanten mögen klaffen, soviel sie wollen.

In Pisa, Florenz, Bologna, Venedig und Padua haben viele die Monde gesehen, aber alle schweigen und zaudern. Der Großherzog von Medici aber hat die Monde gesehen, die ich nach ihm die Mediceischen Sterne genannt habe.

Ferner biete ich mich als Zeugen an, der ich von unserer Universität mit einem Gehalt von tausend Gulden auf Lebenszeit bedacht wurde, in dessen Genuß bisher noch kein Mathematiker kam und das ich auch weiter beziehen würde, selbst wenn die Jupitermonde uns foppten und verschwänden.

Die meisten meiner Kollegen sind unfähig, können nicht einmal Jupiter oder Mars, ja nicht einmal den Mond erkennen.

Was also bleibt zu tun?

Wir wollen über die Dummheit der Menge lachen, mein Kepler. Ich wollte, ich hätte mehr Zeit, mit Euch zu lachen. Wie würdet Ihr laut herauslachen, mein liebster Kepler, wenn Ihr hörtet, was die Hauptphilosophen von Pisa über mich zum Großherzog sagten.

Doch es wird Nacht, und ich kann mich nicht länger mehr mit Euch unterhalten.“

Zur selben Zeit hatte Galilei dem toskanischen Gesandten eine verschlüsselte Folge von Buchstaben nach Prag geschickt, mit denen er eine neue Entdeckung beschrieb. Aber damit konnte Kepler nichts anfangen. Hielt ihn Galilei zum Narren? Er mußte doch verstehen, daß er ihm große Verlegenheit bereitete.

Schließlich entschlüsselte Galilei den Code: daß die Mutter der Liebe, die Venus, den Gestalten Cynthias, des Mon-

des, nacheifere. Das war so zu deuten, daß der Planet Venus um die Sonne herum lief, da er, wie der Mond, Phasen zeigte.

Galilei irrte, wenn er darin einen schlagenden Beweis für Copernicus' Lehre sah, denn diese Beobachtung ließ sich ebensogut nach dem Weltbild Tycho Brahes oder dem der alten Ägypter deuten.

Zum Glück brachte der Kurfürst Ernst von Köln ein Teleskop mit nach Prag und stellte es Kepler zur Verfügung. Lange mußte er vergeblich auf die Nächte warten, in denen der Himmel von Wolken blank gefegt war. Aber dann entschädigte ihn das wunderbare Schauspiel am Himmel für die Enttäuschungen. Er sah die Satelliten des Jupiter, er beobachtete die Phasen der Venus. Sein Zorn auf Galilei machte der Bewunderung Platz. Galilei hatte in der Tat herrliche Entdeckungen gemacht. Freimütig bestätigte er es ihm in seiner Schrift „Über die vier wandernden Satelliten Jupiters“, die sofort in Florenz nachgedruckt wurde.

Dennoch erfüllte sich sein Wunsch nach Zusammenarbeit nicht. Galilei, dem er seine Bücher schickte, antwortete nicht mehr. Er nahm auch seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Dioptrik und seinen Vorschlag über ein verbessertes Teleskop nicht zur Kenntnis, beachtete seine Entdeckungen über den Lauf der Planeten nicht, hielt sogar an den Kreisen und Epizykeln fest, die das Verständnis der kopernikanischen Astronomie nur erschwerten.

Seine Tragik bestand darin, daß er die besten Waffen für die kopernikanische Astronomie unbeachtet ließ und so dem Heiligen Officium mit untauglichen Argumenten entgegentrat.

Seine hochgebildeten und der Astronomie kundigen Gegner im Orden Jesu konnten ihre Macht gegen ihn ausspielen; er mußte sich demütigen und widerrufen.

Kepler war wie ein Nachtwandler durch die Stadt gelaufen, ohne auf die Leute zu achten, die mehr und mehr Straßen und

Plätze füllten. Die Sonne schimmerte nun grellweiß vom südlichen Himmel. Von den Dächern tropfte Wasser, ab und zu rutschte eisverkrusteter Schnee herab.

Die Nässe war in seine Schuhe eingedrungen. Er mußte sie wechseln; krank durfte er nicht werden.

„Wie großer Güter berauben sich gegenseitig die unglücklichen Menschen durch ihre schäbigen und schändlichen Streitereien! Wie tief versinken sie, schuldig geworden, in der Verkehrung ihrer Bestimmung. Welch beklagenswerter Ratschluß zwingt sie denn, mitten in neue Brände hineinzurücken, wenn sie einem Brand zu entkommen versuchen?“

Johannes Kepler

Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Kepler dankte dem Wirt, der ihn mit Leckerbissen verwöhnte. Er beantwortete die neugierigen Fragen des Mannes, so gut er vermochte.

„Weiß Gott“, sagte der Wirt ein ums andere Mal, „wenn unsers eins einem so hohen Herrn gegenüberstände, er könnte vor Respekt und Ehrerbietung kein Wort hervorbringen. Da möchte ich schon eher mit dem lieben Gott ein Wörtchen wechseln, der zwar noch viel höher steht, aber doch durch seinen leiblichen Sohn mit uns einfachen Menschen verbunden ist.“

Kepler lachte. „Würde er so bewirtet wie ich, möchte auch Kaiser Ferdinand zufrieden sein. Ich habe ihn ermahnt, Frieden zu schaffen, denn wenn es so weitergeht in deutschen Landen, bleibt auch ihm nichts, und wo nichts ist, hat selbst der Kaiser sein Recht verloren.“

„Die hohen Herrschaften entbehren nichts“, sagte der Wirt. „Sie haben allemal Hilfsquellen, und wenn sie nicht zahlen können, dann haben sie Mittelchen und Wege, um sich aus den Schulden herauszuwinden. Ich möcht kein Lie-

ferant des Hofes sein. Gut bürgerlich, das ist für mich reell.“

„Wahr sprecht Ihr, Wirt. Haltet Euch nur weiter daran, dann wird es Euch nicht schlecht ergehen.“

„Ich möchte Genaueres über meine und der Meinen Zukunft wissen, lieber Kepler. Wenn Ihr uns die Horoskope stellt, könnt Ihr bleiben, solange Ihr wollt, ganz auf meine Kosten, das ist mir's wert.“

„Ich weiß gar nicht, ob meine Geschäfte mich hier so lange beanspruchen, wie ich brauchte, um Euch die Horoskope zu berechnen.“

Der Wirt strich aufgeregt über den Tisch. „Verlangt von mir, was Ihr wollt, aber die Tage gebt noch drauf. Man sagt, Ihr habt Wallenstein sein Glück vorausgesagt. Alle Welt sieht, wie recht Ihr hattet. Der Kaiser schützt Euch, obgleich Ihr Protestant seid. Wo gibt's dergleichen noch? Ich bin Euer Diener, laßt mich nicht vergeblich hoffen.“

„Ich will's versuchen.“ Kepler stand auf, verbarg ein Lächeln.

„Schon wieder zum Hof?“ fragte der Wirt.

„Nachmittags erst.“ Kepler steckte die Arme in den bereitgehaltenen Mantel. „Aber es gibt noch mehr für mich in Prag zu tun.“

Während der Wirt Kepler bewundernd nachblickte, schritt dieser, den Kragen hochgeschlagen, langsam die Gasse entlang, die ihm vertraut und fremd zugleich war. Prag war nicht mehr Prag, auch in diesen Tagen nicht, in denen der Kaiser hier residierte, besuchsweise.

Der einstige Glanz, den der Kaiserhof der Stadt verliehen hatte, bröckelte wie die Fassaden vieler Häuser.

An dem Jüdischen Friedhof vorbei ging Kepler zum Markt; vor dem Rathaus blieb er stehen, blickte auf die herrliche Uhr, den Zug der Figuren.

Oft hatte er hier mit Friedrich, seinem Liebling, gestanden, dem er schon Lesen und Schreiben beigebracht hatte, obwohl er erst sechs Jahre alt gewesen war. Der Junge erkrankte an

den Pocken, die die wüste Soldateska in Prag verbreitet hatte. Tagelang rangen er und Barbara um das Leben ihres Sohnes, vergeblich. Er starb in seinen Armen.

Barbara, eben erst vom ungarischen Fieber genesen, erlitt einen Rückfall. Entsetzt über die Greuelthaten der Soldaten und den blutigen Kampf in der Stadt, verzehrt von Hoffnungslosigkeit und einem unstillbaren Sehnen nach dem verlorenen Kinde, gab sie in trübsinnigster Verzagtheit, dem traurigsten aller Zustände des Gemüts, den Geist auf.

Leise summte er das Lied, das Barbara so gern mit ihm gesungen hatte:

„Keine Zeit ist zu verlieren,
gibt es Wind und Meeresstille,
denn des Augenblickes Wille
jeglich Ding kann anders führen.“

Die Gräber auf dem Friedhof waren vom Efeu überrankt, der durch den Schnee hindurchschimmerte, die Kreuze umschlang und die Namen verdeckte.

Aus der Unfähigkeit der Herrscher und der Willkür ihrer Maßnahmen erwuchs den Völkern das Leid. Wann endlich würden die Menschen begreifen, daß die Herrscher für sie und nicht sie für die Herrscher auf der Welt waren? Wann endlich würde das Volk den Herrscher, der es bedrängte und in seinen Freiheiten beschnitt, vom Thron stürzen?

Wer die Macht mißbrauchte, verwirkte auch sein Recht auf Herrschaft.

Der unsinnige Krieg hatte nicht erst mit dem Prager Fenstersturz begonnen. Der Augsburger Religionsfrieden war kein Frieden, sondern ein Waffenstillstand, in dem weder die Katholischen noch die Evangelischen auf ihre Ansprüche verzichteten.

Welch ein Irrsinn, welch eine Verblendung, die Herrschenden entscheiden zu lassen, welcher Religion der einzelne angehören sollte. Damit hatten sich die Kirchen den Herrschern ausgeliefert, um weltliche Macht zu gewinnen. Der Götze Macht triumphierte über die Menschen und Reiche, ihm wur-

den Besitztümer und Leben geopfert; wo er einherging, wurden Länder und Staaten verwüstet.

Unter Kaiser Matthias begann die Rekatholisierung Böhmens. Ferdinand trieb sie weiter voran. In Böhmen häufte sich der Zündstoff für den Aufstand gegen Habsburg. Die Verlegung des Regierungssitzes nach Wien ermunterte die Böhmen, Ferdinand die böhmische Krone abzuerkennen und Friedrich von der Pfalz zu ihrem König zu wählen.

Friedrichs Heer aber wurde in der Schlacht am Weißen Berg zu Prag von Ferdinands Truppen besiegt. Ferdinand gewährte seinen Feinden keine Gnade. Er ließ sie töten, enteben, vertreiben.

Leblos ragten die Äste in den frostigen Himmel. Schneepolster blitzten auf, wenn Sonnenstrahlen durch ein Wolkenloch hindurchdrangen. Der hexagonale oder sechseckige Schnee; er hatte darüber eine kleine Abhandlung geschrieben und sie Wacker von Wackhenfels als Dank für seine Freundschaft gewidmet.

Mit dem lateinischen Wort für Schnee, nix = nichts, hatte er seinen Spaß getrieben, um dann auf die wunderbaren Formen einzugehen, die ein Schneekristall bilden konnte. Wie ein Urtyp mutete er an; die hexagonalen Formen waren im ganzen Naturreich verbreitet, bei den Waben der Bienen, bei Bergkristallen, bei den Lilien.

Die Glocken der Teynkirche begannen zu läuten. Andächtig verhielt Kepler den Schritt. Wie vertraut waren ihm die Klänge. Dunkel stand die Kirche gegen den weißblauen Himmel; die sechseckigen Türmchen, die Schwalbennester auf den Türmen.

Kepler schritt durch das Portal, benetzte die Fingerspitzen mit Weihwasser und schlug das Kreuz, bevor er in das Mittelschiff trat und zum Grab Tycho Brahes ging.

Mannshoch stand die Grabplatte an der Wand, Tycho in voller Rüstung, die linke Hand am Schwertknauf, die rechte auf einem Himmelsglobus, auf der Brust die Kette. Der Kopf

ruhte auf einer dünnen Halskrause, die Augen waren geschlossen, über dem Mund lag der Wulst seines Bartes. Die Nase war scharf herausgearbeitet. Sie verriet dem Kenner die künstliche Spitze aus Metall.

Der Hof hatte Tycho zugrunde gerichtet. Er hatte immer einem verlorenen Mann geglichen, sich aber stets auf irgendeine Weise wieder herausgerissen, wobei man sich über den Erfolg wundern mußte. Wie er gelebt hatte, so war er begraben worden: prunkvoll, fürstlich. Von den Kosten für die Beerdigung hätte man fünf Jahre gut leben können.

Rudolf II. übertrug ihm Tychos Nachfolge, doch die Erben verweigerten ihm Tychos Beobachtungsdaten. Sie behielten sie als Pfand gegenüber dem Kaiser, der Tycho Geld schuldete. Saßen wie Hunde vor dem Heu, konnten es nicht fressen, gönnten es aber keinem anderen.

Von den zwölf Jahren, die er in Prag verbracht hatte, waren die ersten schwer, aber voller Hoffnung. Rudolf II. fühlte er sich noch immer verbunden. Dieser Kaiser war ebenso gutmütig wie hilflos, ebenso abergläubisch wie wißbegierig; ein schwacher Regent, unfähig, die widerstrebenden Kräfte im Reich zu bändigen. Er schalt die Prager undankbar, weil er sich von ihnen im Stich gelassen wähnte, doch er selbst hatte dem Land den Rücken gekehrt, indem er sich in die Stille seiner Gemächer zurückzog.

Er bangte um sein Leben, glaubte, ein Mönch würde ihn ermorden, wie Tycho es ihm prophezeit hatte. Dabei wollte Tycho ihn nur gegen die P päpstlichen aufbringen, den Einfluß jesuitischer Ratgeber dämmen.

Vergeblich hatte Kepler sich nach dem Tod Tychos bemüht, die Prophezeiung zu widerlegen und das Gemüt des Kaisers aufzumuntern. Er wollte die Astrologie nicht nur aus dem Gesichtskreis des Kaisers, sondern auch aus den Köpfen seiner Ratgeber verbannen, weil sie in Regierungssachen großes Unglück anrichten konnte. Der allgemeine Glaube an die Astrologie war dem Wahnsinn ähnlich.

Im Jahre 1609 versetzten im Namen der Religion entfachte

Unruhen Prag in Schrecken. Rudolf II. war immer verschlossener und wunderlicher geworden. Er fühlte seine Macht bedroht, rief fremde Söldner zu Hilfe und brachte die Prager und Böhmen gegen sich auf.

Sein Bruder Matthias, Erzherzog von Österreich, nutzte die Situation aus, verbündete sich mit den böhmischen Ständen und besetzte Prag. Er behandelte Rudolf II. wie einen Gefangenen.

Der Kaiser versank in tiefe Melancholie, aus der ihn auch die Arzneien seines Hofalchimisten Alexander Sethos nicht befreiten.

Seltene Ereignisse gingen dem Tod des entmachteten Kaisers voraus: Im Tierpark verendeten ein Löwe und zwei Adler, die Rudolf II. gern gehabt hatte. Wahrscheinlich waren die Tiere vergiftet worden, um ihn zu erschrecken, jedenfalls traute Kepler das den Feinden zu.

Kepler verließ die Kirche. Die Sonne schien auf die Schneewälle seitlich der freigeschaufelten Wege. Ja, die Prager Jahre waren erfolgreich gewesen. 1604 hatte er sein Buch über den optischen Teil der Astronomie fertiggestellt, eine Untersuchung über die Lichtbrechung bei kosmischen Körpern. Lichtstrahlen wurden durch das Medium, das sie durchliefen – ob Wasser oder Luft –, gebrochen, so die Strahlen der am Horizont stehenden Sonne durch die Dunsthülle, wodurch ihr geometrischer Ort höher erschien.

Sieben Jahre später konnte er sein Buch über die Dioptrik oder die Lehre von der Lichtbrechung und der astronomischen Teleskopbeobachtung veröffentlichen. Es war nicht leicht zu verstehen und verlangte einen fähigen Kopf, besondere Aufmerksamkeit und das Verlangen, die Ursache der Dinge zu verstehen, die Theorie des Strahlengangs des Lichtes durch Linsen und Linsensysteme, die Grundlage der optischen Praxis. Gleichzeitig hatte er damit all diejenigen widerlegt, die Teleskopbeobachtungen als Zauberei und Teufelspuk abtun wollten.

Zwei Jahre zuvor war bereits seine „Neue Astronomie“ erschienen, die die Physik des Himmels begründete, dargestellt an Untersuchungen über die Bewegung des Sternes Mars aufgrund der Beobachtungen des Edlen Tycho Brahe.

Nicht bloß die Ergebnisse seiner Forschungen teilte er dem Leser mit, sondern gleichzeitig all die Überlegungen und Zufälle, die ihn geführt hatten. Auch Kolumbus oder Magalhães schrieben nicht nur von ihren Entdeckungen, sondern auf welchen Wegen sie zu ihnen gelangt waren.

Es war ein günstiger Umstand gewesen, daß er sich zuerst mit dem Mars beschäftigen mußte, denn dieser wich auf seiner Bahn stärker als andere Planeten von der Kreisform ab. Mars, der aller Kunstgriffe der Astronomen spottete, bewahrte das Geheimnis seiner Ordnung in allen voraufgegangenen Jahrhunderten.

Apianus versuchte ihn durch die Konstruktion von Spiralen, Schleifen, Schneckenlinien, Wirbeln zu bezwingen. Reticus war an ihm verzweifelt, obgleich er Copernicus' Lehre benutzte. Tycho und Lonomontanus scheiterten.

Fünf Jahre brauchte Kepler, siebzimal mußte er seine Berechnungen wiederholen, bis er die Marsbahn erkannte. Trotzdem vertrauten die meisten weiterhin Apianus.

Keplers ehemaliger Astronomielehrer Mästlin schrieb ihm:

„Ihr werdet vergebens auf meine Beurteilung Eures Buches warten. Ich muß gestehen, daß Eure Fragen manchmal zu subtil für meine Kenntnisse und Gaben sind.“

David Fabricius reagierte auf seine Darstellung noch ärgerlicher:

„Mit Eurer Ellipse habt Ihr die Kreisförmigkeit und Gleichförmigkeit der Bewegung aufgegeben, was mir um so vernunftwidriger vorkommt, je mehr ich darüber nachdenke. Hättet Ihr bloß die vollkommene kreisförmige Bahn beibehalten und Eure elliptische Bahn mittels zusätzlicher Epizykeln gerechtfertigt.“

Die Düfte von gebratenem Fleisch erreichten Keplers Nase. Bis zum „Walfisch an der Brucken“ waren es noch hundert Schritt. Seine Füße brannten vor Kälte.

Aus dem Clementinum in der Karlsgasse strömten Studenten in dunklen Talaren, Schüler des Ordens Jesu, die in den Ländern, in denen der Kaiser Macht gewann, den katholischen Glauben wieder einführen sollten.

„Dank, daß Ihr mir des Königs von Schweden
Geburtstag zugeschickt habt. Nun ist noch
das eine vonnöten, daß man den Ort, wo er
geboren ist worden, wissen könnte, denn
das bedarf man wegen der levation Poli.
Ich bitte, Er schicke mir 's aufs eheste

Wallenstein an seinen General Arnim

Wallenstein schreckte, wie so oft in letzter Zeit, aus wirren Träumen auf. Er bebte vor Kälte. Sein Körper war schweißnaß, das Fieber war wieder über ihn gekommen, das er sich während des schlimmen Feldzugs in Ungarn geholt hatte, wo viele seiner Leute am Hunger verreckt waren.

Stöhnend richtete er sich auf, ließ den Leibarzt holen. Der Morgen dämmerte, fahlgelb fiel das Licht auf die Vorhänge. Die Kerzen flackerten, der Duft von verbranntem Wachs erfüllte den Raum. Widerwillig trank Wallenstein den Sud, den der Arzt ihm reichte.

Er dachte nicht daran, tatenlos im Bett zu liegen und Fieberträumen nachzuhängen. Als erstes befahl er den Baumeister zu sich. Die Zimmer mußten unverzüglich wieder hergerichtet werden, denn die Herzogin, die in einer Woche mit Carl Albrecht kommen wollte, sollte nichts mehr von dem Brand merken.

„Das ist ganz unmöglich, Hoheit“, protestierte der Baumeister. „Der Schaden ist viel zu groß, allein die “

Wallenstein unterbrach ihn schroff. „Es steht Euch alles zu Gebote. Ihr bürgt mir mit Eurem Kopf.“ Fehlte noch, sich von einem Baumeister etwas vorschreiben zu lassen.

Dieser rang die Hände, aber er wagte keinen Widerspruch.

Ich werde verschwinden, dachte er, zurück nach Italien, *mamma mia*, welch ein Tyrann.

„Ihr werdet dafür sorgen“, sagte Wallenstein, „daß ich durch die Arbeiten nicht gestört werde. Keinen Ton will ich hören. Zögert nicht länger.“

„Wie Ihr befiehlt, Hoheit.“ Der Baumeister stöhnte, während er sich verbeugte, um dann wie gehetzt das Zimmer zu verlassen.

Wallenstein blickte ihm nach. Die Leute hatten zu gehorchen. Manche aber glaubten, sie könnten sich Ausnahmen erlauben, als wären sie etwas Besseres als ein Offizier. Er befahl die Schreiber zu sich, einen nach dem anderen, diktierte jedem einen Brief, den dieser in Stichworten festhalten und unverzüglich ausarbeiten mußte. Die Leute hatten in seinem Stil zu schreiben, ohne Umschweife, kurz und bündig. Auf diese Weise vermochte er dreißig und mehr Briefe an einem Tag zu verfassen. Die Adressaten wunderten sich, daß sie manchmal mehrere Briefe an einem Tag erhielten, wie sein General Arnim, dem er einmal acht Briefe geschickt hatte. Die Briefe trugen seinen Willen über viele Meilen, pflanzten seine Gedanken in die Köpfe anderer. Am gesprochenen Wort konnte man herumdeuteln, aber was schwarz auf weiß geschrieben war, stand fest wie ein Turm.

Die Feder des Schreibers kratzte leise über das Blatt. Er trug sein Pult vor der Brust, war ganz in Schwarz gekleidet, nur die Ärmel und der Kragen waren mit weißen Spitzen abgesetzt.

Auch die Kleidung seiner Leute bestimmte Wallenstein, er gab seine Ideen den Schneidern vor, prüfte ihre Entwürfe und entschied. Gesichter wollte er sich nicht merken; an den Uniformen wollte er jeden erkennen, ausgenommen die hohen Chargen.

Hans de Witte sollte für zweihunderttausend Gulden Munition beschaffen. Das neue Jahr hatte bereits begonnen; in vier bis fünf Monaten, wenn die Wege wieder begehbar und befahrbar würden, mußte er gegen viele Feinde gewappnet

sein. Der Dänenkönig konnte wieder von seinen Inseln aus vordringen und Mecklenburg bedrohen.

Stralsund lag ihm nach wie vor im Magen. Arnim sollte die Bürger notfalls durch schweren Beschuß daran hindern, die Stadtbefestigungen zu verstärken. Stralsund durfte kein Einfallstor für die Schweden oder Dänen werden.

Die anderen Hansestädte, die kaiserliche Besatzung angenommen hatten, sollten darüber wachen, daß kein Schiff in die Hände der Dänen oder Schweden fiel. Je weiter er die Macht des Kaisers ausdehnte, desto mehr Probleme tauchten auf, wie bei der Hydra, der nach jedem Verlust eines Kopfes zwei neue wuchsen. Ihm konnte es recht sein, um so unentbehrlicher wurde er.

Wallenstein atmete schwer. Mit dem Fieber kam das Gliederreißen. Jede Bewegung bereitete ihm Schmerzen. Wie ein böser Traum erschienen ihm jetzt die Wege, die er zu Pferd oder in seinem Wagen auf den langen Feldzügen zurücklegen mußte. Endlos war die norddeutsche Weite, quälend das hastige Hin und Her zwischen den sich bewegenden Truppenverbänden und auf dem Schlachtfeld.

Er mußte auch dem Kaiser schreiben, mußte ihm wieder einmal klarmachen, daß er den Kampf seiner Armee mit den Waffen der Diplomatie unterstützen solle. Der Schwedenkönig beargwöhnte den Kaiser, der den polnischen König wiederholt gegen ihn unterstützt hatte.

Nun stand er ihm an der Ostsee gegenüber, die Gustav Adolf als sein Territorium betrachtete. Der Schwedenkönig hatte zugesehen, als sein Rivale, König Christian von Dänemark, in die Flucht geschlagen wurde. Aber jetzt wollte er sich mit Christian verbünden, um sich die Durchfahrt durch den Sund zu sichern und mit seinen Kriegsschiffen vor den Küsten kreuzen zu können.

Die linke Hand des Schreibers, die das Pult hielt, begann zu zittern. Schweißperlen rannen auf das Papier. Wallenstein aber sprach weiter, denn dieses Thema beschäftigte ihn besonders, den neuen Anrainer des Baltischen Meeres. Verbün-

det mit den Hansestädten, konnte er den englischen und holländischen Zwischenhandel ausschalten. Die Reichtümer Südamerikas würden ihm direkt zufließen, unermeßliche Gewinne. Dann würde den Leuten das Lachen über seinen neu erworbenen Titel General der ganzen Kaiserlichen Schiffsarmada wie auch des Ozeanischen und Baltischen Meeres vergehen. Dann konnte der Adler schwimmen!

Er würde die Hansestädte für sich gewinnen, ihnen ein gnädiger und gerechter Herr und Beschützer sein. An ihrem Glauben wollte er nicht rütteln; mochten sie katholisch, evangelisch oder kalvinistisch sein.

Das mußte auch der Kaiser begreifen, wollte er nicht statt zweier Köpfe drei oder vier Köpfe aus der Hydra dieses Krieges erwecken.

Der Schreiber unterdrückte ein Stöhnen. Er konnte seine Schrift nicht mehr lesen. Der Kammerdiener sprang hinzu, doch er kam zu spät. Der Schreiber fiel zu Boden.

„Schafft mir den Kerl aus den Augen!“ befahl Wallenstein. Der Schreiber rührte sich nicht, reagierte weder auf Worte noch auf Tritte.

„Der Mann ist tot“, entschuldigte sich der Kammerdiener und rief die Wachleute herbei, die den Schreiber an den Füßen aus dem Empfangsraum zogen.

Wallenstein verscheuchte den Gedanken an diesen Zwischenfall wie eine Fliege. Ärgerlich nur, daß ein anderer Schreiber Zeit brauchen würde, um die Aufzeichnungen zu entziffern.

Gustav Adolf war ein vortrefflicher Feldherr, vorsichtig, abwägend, aber blitzschnell zupackend, bereit zum Risiko, aber nie leichtsinnig, immer auf Rückendeckung bedacht. Auf ihn mußte er ein besonderes Auge haben. Gegen ihn brauchte er geschützte Häfen und starke Schiffe.

Spanien war für den Plan gewonnen; es stellte zweihunderttausend Gulden zum Bau der Flotte bereit. Polens König, von den Angriffen der Schweden oft bedroht, wollte ihm vierundzwanzig Schiffe zur Verfügung stellen.

Wenn er den Ostseeraum befriedet hatte, würde er sich gegen die Türken wenden, den Balkan vom osmanischen Joch befreien und dem Kaiser die Krone von Konstantinopel aufs Haupt setzen. Drei Jahre rechnete er für die Vorbereitung dieses Feldzugs, dessen Kosten er auf sieben Millionen Reichstaler schätzte. Alle christlichen Länder mußten ihn unterstützen, Italien und Spanien mit Schiffen im Mittelmeer, Frankreich und England mit Geld. In allen Ländern wollte er Truppen ausheben und ein Heer aufstellen, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte.

Wallenstein schickte den Schreiber hinaus, ließ sich die eingegangene Post vorlegen. Ein Glück, daß sein Geist stärker als sein Körper war. Früher war ihm kein Gelage zu lang, keine Rauferei zu wild gewesen. Immer drauf und dran, zugeschlagen, nicht lange gefackelt. Der Ruf machte den Soldaten; Angst und Schrecken mußte er verbreiten, dann wagte sich so leicht niemand an ihn heran. Wenn es auf Leben und Tod ging, dann zuerst gezogen und gestochen.

Den tollen Waldstein nannten sie ihn einst. In der Universitätsstadt Nürnbergs, in Altdorf, diesem Nest, wollten sie ihn nicht mehr dulden, schickten ihn einfach fort, diese Sauertröpfe, weil er bei einer Rauferei einen Studenten erstochen und Professoren bedroht hatte.

Was hätte er da auch lernen sollen außer Saufen und Tölen?

Die Reisen durch Deutschland, Frankreich, England und Italien bildeten ihn, das Studieren in Padua und Bologna, die Mathematik, die Astronomie, die Kriegskunst.

Mit dem humanistischen Geschwafel konnte er nichts anfangen, ebensowenig mit Leuten, die alte Handschriften sammeln, sich ihrer Entzifferung widmeten und sich dabei einen Bauch anfraßen. Als wenn das Leben in Gelehrtenstuben hockte. Wissen war Macht, oder es war eine Schimäre.

Mit gemischten Gefühlen überflog Wallenstein den Brief des Kaisers. Er hatte sein Gehalt auf fünftausend Gulden im Monat heraufgesetzt, rückwirkend, so daß ihm der Hof jetzt

hundertzwanzigtausend Gulden Gehalt schuldete, ein Sechstel der Summe, die der Kaiser ihm für militärische Auslagen zu zahlen hatte, wovon allerdings die hundertfünfzigtausendachthundert Gulden für das Herzogtum Sagan abgingen.

Er blieb ein Söldner seiner Majestät. Diese Tatsache schmeckte bitter. Der Graben zwischen ihm und dem Kaiser war tief. Mit keiner noch so großartigen Schlacht konnte er ihn überbrücken. Während er an das Reich dachte, ergötzte sich Ferdinand auf Jagdausflügen, am Spiel italienischer Komödianten und an den Feuerwerkskünsten der Pyrotechniker.

Unterdessen intrigierte Frankreich gegen das Reich, lag der Kardinal Richelieu dem Papst in den Ohren, Schweden und die protestantischen Reichsfürsten gegen den Kaiser aufzubringen.

Wenn es aber keinen Frieden unter den Christen gab, würde ein Krieg gegen die Türken unmöglich sein. Einmal noch mußte er den Kaiser persönlich sprechen. Die Zeit, sich auf den Siegen auszuruhen, war noch nicht gekommen.

Wallenstein verließ sein Lager und begab sich in die Badegrotte. Die Wärme des Wassers durchdrang wohltuend seine schmerzenden Glieder.

Kepler, den Propheten, den Herrn des Geheimnisses, mußte er gewinnen. Keiner verstand die Kunst der Sterndeutung wie er; verständlich, daß er sich zu tarnen versuchte und die Kunst zu verleugnen begann, wie einst die Pythagoreer, die ihre Geheimnisse nur den Eingeweihten verrieten. Er konnte Kepler an die Universität berufen, die zu gründen ihm der Kaiser das Recht verliehen hatte. Kepler würde eine Zierde, ein Magnet für andere große Gelehrte sein.

Das Wasser plätscherte über den Springbrunnen. Stiegelitt, stiegelitt, flötete der Stieglitz in der Voliere. Wallenstein zog den Klingelquast. Leibdiener umhüllten ihn mit warmen Tüchern und geleiteten ihn zum Bett. Eine Stunde Schlaf brauchte er jetzt. Kein Geräusch sollte ihn stören. Ruhe, Ruhe wollte er haben, nichts als Stille und Ruhe. Das gering-

ste Geräusch reizte ihn, das Gebell eines Hundes, das Zuschlagen einer Tür, Hufgetrappel. In seiner Nähe durfte keine Glocke schlagen, mußten die Hunde entfernt und die Hufe der Pferde mit Lappen umwickelt werden. In dieser sanften Stille fühlte er sich geborgen, war er allein mit seinen Gedanken und Gefühlen. Aber der Schlaf wollte diesmal nicht kommen, Unruhe quälte ihn, sein Puls raste.

Gerade als er die Schwere der Erde hinter sich lassen wollte, ertönten klirrende Schritte im Vorsaal, von einem heftigen Wortwechsel begleitet. Die Stimmen seiner Leibwächter und Kammerdiener suchten einen Eindringling zu beschwichtigen, doch dieser ließ sich nicht abweisen.

„Mich schickt die Herzogin, ich habe Befehl.“

Wer ihn im Schlaf, der so selten über ihn kam, störte, war des Todes. Wallenstein richtete sich auf, bleich vor Zorn. Das Klopfen an der Tür beantwortete er mit einem wilden Knurren.

Herein trat Graf Dworski, hochrot das schweißnasse Gesicht. „Hoheit!“ Er verbeugte sich, Tränen traten ihm in die Augen. „Hoheit müssen mir verzeihen. Ich bringe eine furchtbare Nachricht. Euer Sohn, Prinz Carl Albrecht, er lebt nicht mehr.“

Graf Dworski bewahrte nur mühsam die Fassung. Er verehrte die Herzogin wie eine Mutter; Wallenstein selbst hatte ihn für das Gefolge seiner Frau ausgewählt.

Wallenstein gab keinen Laut von sich. Er bewegte die Hand.

Graf Dworski verbeugte sich und verließ das Zimmer. Ihm zitterten die Beine, als ginge er zum Galgen. Leibwächter und Kammerdiener ließen ihn passieren. Er biß sich auf die Lippen, gab seinem Gesicht ein trotziges Aussehen. Schmerz und Angst durfte ein Mann nicht zeigen. Er schlug den Mantelkragen hoch, setzte sich im Vorzimmer in eine dunkle Nische, wartete.

Mühsam versuchte Wallenstein, sich an das Aussehen seines Sohnes zu erinnern, an das kleine, Gesicht, an die zarte

Haut, an die glänzenden Augen. Carl Albrecht sollte tot sein? Wallenstein riß das Deckbett zur Seite, als wollte er aufspringen, doch er blieb wie erstarrt liegen. Heiß schoß ihm das Blut durch die Adern, aber er zitterte vor Kälte. Sein Sohn lebte nicht mehr? Der Aufschrei blieb ihm in der Kehle stecken. Wie konnte ihn sein Sohn verlassen? Ein Königreich hatte er ihm zu Füßen legen wollen, Reichtümer ohne Zahl, Land, Leute, Schlösser, Ehren, Würden, Macht.

Hatte Gott ihm seinen Herzenswunsch erfüllt, um ihn um so schlimmer zu strafen? Für wen sollte er noch leben, kämpfen, erwerben? Er besaß genug für sich und seine Frau und seine Tochter. In der Hoffnung auf seinen Sohn hatte er gelebt, Strapazen ertragen. Carl Albrecht sollte dereinst sein Lebenswerk fortführen, seinen Namen, sein Geschlecht. Der Stamm blieb ohne Frucht, der Traum vom Glück war zu Ende. Warum mußte sein Sohn das Zeitliche voreilig mit dem Ewigen vertauschen?

Am Abend befahl Wallenstein Senno zu sich, der vor Angst bebte.

„Ich sah die Hoffnung, die Venus. Sie sollte obsiegen, nicht der feindliche Saturn, aber die Daten stimmten nicht. Saturn erhob sich vor der angegebenen Stunde. Die ‚Prutenischen Tafeln‘ halten nicht, was sie versprechen, Hoheit.“

„Warum naht Ihr nicht die Tafeln von Kepler?“ stieß Wallenstein hervor.

„Ich habe die ‚Rudolfinischen Tafeln‘ erst vor einer Woche erhalten, Hoheit. Wie soll ich wissen, ob sie zuverlässiger sind? Eine richtige Berechnung ist noch lange kein schlüssiger Beweis.“

„Ihr wollt an Kepler zweifeln?“ Wallenstein bohrte seinen Blick in Sennos Augen. „Kepler hat mir mein Schicksal vorgezeichnet; fast alle Voraussagen des Horoskops sind eingetroffen.“

„Nicht seine Kunst will ich anfechten, Hoheit, wohl aber seine Theorie, die von Copernicus ausgeht, aber auch ihm wi-

derspricht. Kaum einer hält sie für möglich, geschweige denn für wahr. Das Heilige Officium

„Das Heilige Officium kann mich.“ Wallenstein stemmte sich hoch. „An Keplers Theorie könnt Ihr zweifeln, Senno, aber an seinen Berechnungen nicht. Ich sollte Euch aufknüpfen lassen. Ihr prophezeitet mir einen gesunden Erben, aber mein Sohn ist gestorben, kaum daß er mehr als Tag und Nacht gesehen hat.“

In einer Mischung von Schuldgefühl und Zorn schlich Senno aus dem Zimmer. Piccolomini hat recht, dachte er. Wallenstein ist unberechenbar. Eines Tages läßt er mir einen Strick knüpfen, weil ich ihm etwas anderes vorausgesagt habe, als er sich erhoffte. Wie soll ich meinen Kopf aus dieser Schlinge ziehen?

„Er kommt noch zu Fall“, hatte Piccolomini ihm zugeflüstert. „Seid auf der Hut. Wenn Euch noch einer beschützen kann, bin ich es; mir vertraut der Kaiser.“

Er solle nicht fliehen, sondern Wallenstein nach wie vor mit besten Kräften dienen, Piccolomini nur hin und wieder von seinen Absichten berichten, unter vier Augen.

Wallenstein ließ sich ankleiden. Leichenblaß sah ihn sein Gesicht aus dem Spiegel an. Seine Augen lagen dunkel in den Höhlen. Ein Herrscher zeigte keine Gefühle. Carl Albrecht war tot. Schneeflocken schwebten vor dem Fenster. Hinter den Wolken brannte die Sonne. Wie gefiltert wirkte das Licht.

Der Kammerdiener erinnerte Wallenstein daran, daß die Mittagstafel gedeckt war, die Offiziere ihn erwarteten. Der Mechanismus des Hoflebens, den er in Gang gesetzt hatte, lief, als wäre der Stern des Hauses Wallenstein nicht erloschen. Er winkte ab. Die Herren würden sich ohne ihn besser amüsieren. Sein Magen war wie durchbohrt. Ihn schwindelte, er mußte sich setzen, abwarten, bis die heißen Wellen in seinem Blut zur Ruhe kamen.

Isabella!

Warum hatte sie ihn nicht gerufen? Ihre Briefe klangen bis

zuletzt hoffnungsvoll. Sie hatte ihren Sohn geliebt, sie war so stolz gewesen. Warum nahm ihr Gott das einzige, was nicht ersetzbar war?

Dem alten Harrach mußte es das Herz brechen. Seine Lieblingstochter Isabella hatte einen Sohn geboren. Graf Harrach, der in Generationen dachte, sah die Dynastie Wallenstein aufsteigen, ein Haus, das gleich nach dem des Kaisers kam.

Wohin mit dem Schmerz, dem Zorn, der Verzweiflung. Niemand konnte ihn verstehen. Der Neuschnee im Park dämpfte Wallensteins Schritte. Er stapfte unter den Bäumen entlang, hörte nicht die Bauleute arbeiten, sah nicht die Drosseln und Spatzen, die vor ihm aufflogen. Die Augen brannten ihm, aber er konnte nicht weinen.

„Die Theologen wollen nur gute deutsche
Landsknechte haben in Glaubenssachen.
Ich halte es mit allen Christen, sie hei-
ßen, wie sie wollen.
Mit dem christlichen Band der Liebe bi-
ich ein Feind aller Mißdeutungen.“

Johannes Kepler

An Einladungen fehlte es Johannes Kepler nicht. Die Barone und Grafen, die der Hofgesellschaft zustrebten wie die Moten dem Licht, gaben sich die Ehre. Kepler wartete belustigt auf den Augenblick, in dem ein Herr von Blitzgenstein oder von Trockenfels mit der Bitte heraustrückte. Gewöhnlich hieß es nach dem ersten Becher Wein, ob der Kaiserliche Astronom für eine große Gefälligkeit zu gewinnen wäre. Jeder wollte gern in seine Zukunft schauen, auch in die seiner Frau Gemahlin und seiner Kinder, des Erstgeborenen zumindest, damit die Kosten nicht ins astronomische schössen.

Manche wünschten auch den Zipfel vom Geheimnis vermeintlicher Freunde oder Feinde gelüftet zu wissen, ob deren Nativitäten mit den eigenen verträglich und die Beziehungen ihnen nützlich oder schädlich wären.

Der Schelmen Zahl war groß; Kepler wußte manchmal nicht, ob er ihrem Spiel dienen oder sich ihm widersetzen sollte. Der abergläubischen Neigung Vorschub zu leisten erschien ihm wie ein Verrat an der Philosophie.

Doch die Astronomie brauchte das närrische Töchterchen Astrologie, denn für die Sternkunde wollte niemand einen Heller opfern.

Er hielt die Horoskope neutral, um möglichem Mißbrauch

vorzubeugen. Ihm war es nur schade um die Zeit für die Berechnungen, denn sie ging der Astronomie verloren.

Der Südwind schmolz den Schnee, Regenschauer gingen nieder, ein herber Nordwind verbreitete wieder Eisglätte. Keplers Sehnsucht nach seiner Familie wuchs mit jedem Tag. Susannas Briefe klangen immer flehentlicher. Warum ließ der Kaiser ihn warten?

Keplers Geduld ging zu Ende. Noch war er Angestellter des Hofes, und er sah keinen Grund, von sich aus abzutreten. Der Kaiser mußte zwischen seinen Jagdausflügen und sonstigen Lustbarkeiten die Zeit finden, seinem Mathematiker einen Platz zum Leben anzuweisen. Oder wollte der Kaiser ihm, dem Protestanten, den Stuhl vor die Tür setzen?

„Die Christen wüten gegeneinander wie tolle Hunde“, flüsterte Kepler. „Mein Gott, „mit deiner Hilfe habe ich die Aufgaben vollendet und den Ruhm deiner Schöpfung verkündet – war es auch nur ein unendlich kleiner Teil, den mein begrenzter Geist fassen konnte! Was soll ich tun, Herr, mein Gott? Vor mir steht das Alter. Gib mir Kraft, Hoffnung für die Zukunft. Beschütze uns und gib uns Frieden.“

Nach dem Gebet fühlte sich Kepler gestärkt. Er schlief ruhig, wachte zur gewohnten Zeit auf, aß mit gutem Appetit und rechnete weiter an dem Horoskop seiner Gastgeber.

Nachmittags meldete der Wirt ihm Besuch. Pater Guldin trat ins Zimmer. Lächelnd ergriff er Keplers Hand. „Mich schickt der Kaiser, um es direkt zu sagen, aber, mein lieber Kepler, ich komme ebenso aus eigenem Antrieb zu Euch. Es war schon lange mein Wunsch, wieder einmal mit Euch zu plaudern.“ Er warf einen Blick auf den Bogen.

„Immer noch mit den Horoskopen beschäftigt, obgleich Ihr ein Gegner der Astrologie sein sollt?“

Kepler spürte Freude und Neugier in den Worten seines Gastes. Er half dem Pater beim Ablegen des wollenen Mantels und sagte:

„Ein Gegner der vulgären Astrologie bin ich gewiß, Pater Guldin. Aber einen Einfluß der Gestirne, allerdings in einem

tieferen Sinn, halte ich für möglich. Nicht daß ihre Konstellation Charakter und Lebensweg eines Menschen bestimmt; sonst müßten zwei zur selben Minute Geborene gleiche Eigenschaften und Schicksale haben, wofür es keinen Beweis gibt. Wohl aber bekenne ich mich zu einem universalen Kosmos, in dem Gott durch verschiedene Medien wirkt, ohne daß wir sagen können, wie.“

Pater Guldin sah nachdenklich auf die Bücher und Schriften, die den kleinen unter dem Fenster stehenden Tisch bedeckten. Es drang nur wenig Licht herein.

„Ihr habt uns einen großen Dienst erwiesen, als Ihr Pater Curtius Eure Abhandlungen für den Orden Jesu in China geschrieben habt. Dafür möchte ich Euch im Namen unserer Brüder herzlich danken. Tja, eigentlich gehört Ihr schon lange zu uns, lieber Kepler. Ihr wollt es nur nicht wahrhaben. Was hindert Euch an dem letzten Schritt? Seht mich an, auch ich war evangelisch wie Ihr.“ Die glatten Wangen des Paters leuchteten im Licht der Kerze. Er war jünger als Kepler, seine breiten Kiefer verrieten Energie. „Euch zu widersprechen fällt mir schwerer als jedem anderen“, entgegnete Kepler. „Doch die Konfession kann ich nicht wechseln um irgendeines Vorteils willen.“

Der Pater zuckte zusammen.

„Ich wollte niemanden damit treffen, Pater Guldin, am allerwenigsten Euch. Denn ich erkenne die Entscheidung jedes anderen an. Darf ich da nicht das gleiche erwarten, von Euch, vom Orden Jesu, vom Kaiser?“

Der Pater trank den Glühwein schluckweise. „Ich persönlich verstehe Euch, Kepler. Aber die Papstkirche muß alle Christen wieder unter einem Haupte vereinigen. Sie hat viele der von den Reformatoren kritisierten Mißstände abgestellt. Die anderen Kirchen dagegen haben zahlreiche Mißstände hervorgebracht, die wir bekämpfen müssen.“

„Damit sprecht Ihr Eurer Kirche ein Merkmal zu, um desentwillen ich sie niemals anerkennen würde: die Gewissenspflicht, Andersgläubige zu verurteilen. Genau den gleichen

Streitpunkt habe ich mit meiner Kirche auszufechten. Intoleranz und Machtdrang treiben unser schönes Land dem Untergang entgegen.“ Kepler stand auf. „Die harten Herzen und die verkalkten Gehirne beherrschen die trägen Massen.“

„So habe ich auch selbst einmal gedacht, lieber Freund“, beschwichtigte ihn Pater Guldin. „Allein die Welt ist nun einmal polarisiert. Wollt Ihr auf der Seite derer bleiben, die Euch verübeln, daß Ihr den Gregorianischen Kalender anerkennt, daß Ihr dem katholischen Kaiser dient, daß Ihr Freunde unter den Ordensbrüdern habt, daß Ihr die kopernikanische Astronomie verteidigt? Ihr seid als Ketzer von Eurer Kirche verdammt. Niemals wird man Euch die Rückkehr in Eure Heimat gestatten, die jetzt übrigens von kaiserlichen Truppen besetzt ist. Wollt Ihr Euch zwischen die Stühle setzen?“

„Vielleicht ist das der einzig richtige Platz“, entgegnete Kepler resignierend. „Trotzdem sehe ich keinen Grund, der Kirche, in der ich getauft worden bin, den Rücken zu kehren.“

Für mich gibt es nur eine Kirche, die Una Sancta, zu der alle gehören, die sich ehrlichen Herzens zum Glauben der Apostel bekennen. Sie umschließt für mich auch alles, was diejenigen wollten, die um eine Erneuerung der Kirche bemüht waren, wie Jan Hus, Melanchthon oder Martin Luther oder Nicolaus Copernicus.

Alle Erscheinungsformen dieser ewigen Kirche sind zeitbedingt; nicht im Gegeneinander, sondern im gleichberechtigten Miteinander können sie dem Auftrag Jesu Christi folgen. Wir, lieber Pater Guldin, Ihr und ich, gehören einer Kirche an.“

„Ihr sprecht abstrakt, als wolltet Ihr das wirkliche Leben nicht wahrhaben“, ereiferte sich der Pater. „Auch in unserem Orden gibt es genügend einflußreiche Leute, die nicht einmal einen so weltberühmten Mann wie Euch aufnehmen wollen.“

Würde Eure Una Sancta wirklich existieren, glaubt mir, lieber Kepler, ich wäre der erste, der ihr freudigen Herzens beiträte. So aber bekenne ich mich zu der Kirche, die trotz aller

Irrungen immer wieder die Kraft der Erneuerung fand und fest in der Tradition gegründet steht.

Sie will nichts anderes als zurückgewinnen, was ihr genommen wurde. Der Kaiser versteht sich als ihr Schwert; er verteidigt ihre legitimen Rechte.“

Es war still im Zimmer geworden. Kepler hörte die Schritte des Wirtes, der zaghaft klopfte, sich für die Störung entschuldigte und fragte: „Darf ich den Tisch für den Herrn, Euren Gast, mitdecken, oder wünscht Ihr das Essen zu späterer Stunde?“

„Es wäre mir eine Ehre“, wandte sich Kepler dem Pater zu. Doch dieser entschuldigte sich, da er um sechs Uhr ins Kollegium müsse.

„Aber vielleicht darf ich Euch für Mittwoch einladen?“

Kepler nickte zustimmend. Der Wirt verbeugte sich mehrmals, bevor er die Tür leise schloß.

„Ich hoffe, in den Erblanden Seiner Majestät bleiben zu können“, sagte Kepler. „Aber meine Gefühle Gott gegenüber wären doch etwas fragwürdig, wenn ich gerade jetzt zum Katholiken würde.“

„Ich habe diesen Schritt wie viele andere getan, lieber Kepler. Ihr würdet es nicht bereuen müssen, dessen darf ich Euch im Namen Seiner Majestät des Kaisers versichern.“

Betroffen über die unüberbrückbare Kluft zwischen ihren Anschauungen sahen sich Kepler und Guldin in die Augen. Wie gern hätte Guldin seinem Orden einen Erfolg mitgeteilt, auch um seiner selbst willen. Als Konvertit war er manchen verdächtig, die seine Bemühungen um Kepler verurteilten.

„Nur mein guter Name, meine Stellung als Professor für Mathematik an der Wiener Universität und das Wohlwollen des Kaisers erlauben mir, um Euch zu werben. Gebt mir eine Hoffnung mit auf den Weg, Johannes. Wenn ich zu Euch kam, dann vor allem, weil ich Euch zugetan bin.“

Auch mir sind Zwänge auferlegt, dachte Guldin bitter, als er dem Kollegium der Societas Jesu zuschritt, zornig über die

Halsstarrigkeit Keplers, voller Mitleid auch, weil er ihn mit Einschränkungen sogar verstehen konnte.

Nirgends gab es ein Zuhause für ihn, eine Heimat, eine Kirche, in der er geborgen war. Umhergetrieben, floh er von einem Ort zum anderen, nur noch von dem Band gehalten, das ihn mit dem Kaiser verknüpfte. Kepler begriff nicht, daß der Kaiser es jeden Augenblick zerschneiden konnte.

Lange starrte Kepler dem Jesuitenpater nach. Ein feuchtkalter Wind strich durch die Gasse, es roch nach Schnee oder Regen. Der Frühling würde kommen, die Söldner würden aus ihren Winterlöchern kriechen, die Glieder strecken und sich auf die nächsten Raubzüge und Schlachten vorbereiten. Noch gab es Plätze genug zum Kahlfressen, noch eilten genügend herbei, um zu töten und sich töten zu lassen. In der Gaststube sangen die Landsknechte:

„Kein schöner Tod ist in der Welt
als auf grüner Heid, im breiten Feld
darf, wer vom Feind erschlagen,
nicht hörn groß Wehklagen.
Im engen Bett nur einer allein
muß an den Todesreihen.
Hier findet er Gesellschaft fein,
falln wie die Kräuter im Maien.
Manch frommer Held mit Freudigkeit
hat zugesetzt Leib und Blute,
starb sel'gen Tod auf grüner Heid
dem Vaterland zugute.
Kein schöner Tod ist in der Welt,
als wer vom Feind erschlagen
auf grüner Heid, im freien Feld
darf nicht hörn groß Wehklagen.“

Kepler setzte sich an den Tisch, den der Wirt ihm neben dem Kachelofen reserviert hielt. Das Abendessen sollte ihm schmecken trotz aller Bitternis, die nach dem Besuch Pater Guldins über ihn gekommen war.

Des Kaisers Boten ließen ihn im ungewissen, um ihn zu zermürben. Oder erwarteten sie wirklich, daß er sich selbst verleugnete?

Kepler biß in die Rehkeule. Der Bratensaft lief ihm in den Bart. Vorzüglich die Schärfe der Sauce, die Beilagen von Apfelfrotkraut und Preiselbeeren.

So ein Wirt hatte es gut, mitten im Überfluß der Delikatessen, umgeben von fröhlichen Menschen. Aber er mußte auch auf der Hut sein, die Gäste verwöhnen, besser als der Nachbar, gut für den Gast in Eile und gut für den beständigen, damit der sich wohler als zu Hause fühlte. Er mußte ein Menschenkenner sein, den Knausrigen vom Prasser unterscheiden, den Geizigen und Großzügigen erkennen, den Ruhigen und den Randalierer herausfinden und letzteren so schnell wie möglich hinauskomplimentieren.

Der Wein nahm von der Bitterkeit bei jedem Schluck ein wenig mit hinunter. Nur Keplers Angst wurde größer. Konnte er sich dem Glaubenseifer des Kaisers länger entziehen? Mußte er seine Überzeugung bis zum letzten verteidigen, oder sollte er wenigstens zum Schein nachgeben? Er konnte nicht für sich allein entscheiden. Da wäre es ihm leicht geworden. Er würde immer und fast überall ein Bett und ein Essen finden. Susanna, die Kinder, die ganz kleinen vor allem, durfte er nicht einem ungewissen Schicksal ausliefern.

Der Wirt trat an seinen Tisch. „Ihr habt hohen Besuch gehabt, einen von der Socetas Jesu.“

„Societas“, berichtigte ihn Kepler.

„Ein hohes Tier, wie ich vermute. Wollt Ihr Euch denen zugesellen?“

„Wie kommt Ihr darauf?“ Kepler runzelte die Stirn.

„Nun ja, sie haben die Macht, und wer die Macht hat, kann schalten und walten, wie er will.“

„Da mögt Ihr recht haben, Wirt, doch so eilt man leicht am Leben vorbei, und immer ärmer wird die Seele. Wollt Ihr ohne Gott sein?“

Der Wirt schlug ein Kreuz. „Jesus Maria, so hab ich das nicht gemeint. Die Jesuiten sind doch nicht gottlos.“

„Ihr seid ein braver Mann, versteht Euch aufs gute Essen ebenso wie Euer Weib. So wird's Euch allzeit prächtig ergehn. Das ist Eure Macht. Behütet sie, daran habt Ihr Eure Freiheit, braucht keinen Fürsten und Kaiser zu fragen.“

Der Wirt verschränkte die Arme vor dem Bauch. Er wußte nicht recht, was er von Keplers Worten halten sollte. So ein Herr konnte ein dreistes Wort riskieren, wo andere hübsch den Schnabel hielten.

„Ich tu, was ich kann“, murmelte er. „Heute habe ich einen Wein aus der Steiermark bekommen, direkt von Graz. Ein guter Jahrgang, etwas für den verwöhnten Gaumen. Gern möcht ich Euer Urteil hören. Habt ein wenig Geduld, ich muß das Faß erst anzapfen.“

Der Wein schmeckte, und Kepler war, als sei es der gleiche, den ihm der Landeshauptmann von Heberstein einst zur Begrüßung gereicht hatte.

„Ist der Steirer nicht vortrefflich, Brückenwirt?“ Kepler hob sein Glas. „So einer wärmte mich, als ich meine ersten Sternbeobachtungen machte. In der einen Hand hielt ich den Dreistab, in der anderen ein Gefäß mit glühender Kohle. Ich mußte mich auf den Rücken legen, um die Sterne anzuvisieren.“

„Ihr seid ein Teufelskerl! Verzeiht, Herr, ich meinte es nicht so derb.“

„Brückenwirt, wir sind doch keine Zimmerlinge wie die Hanswürste am Hof.“

„Weil Ihr die Geheimnisse kennt. Wer Euch hat, der hat alles.“ Er prostete Kepler zu, spülte den Mund mit einem kräftigen Schluck und ließ ihn langsam die Kehle hinabrinnen.

Spät erst wankte Kepler zum Abtritt und in sein Zimmer. Ihm war, als säße Pater Guldin auf dem Stuhl. „Jetzt will ich dir mal etwas sagen, Pater. Ihr wollt die Welt verbessern, die Menschen zu ihrem Glück zwingen. Kein Glück ohne Freiheit, ihr Jesuiten, die Ihr Christus folgen wollt. Für die Juden

war Jesus ein Ketzer. Er störte die Ruhe der Pharisäer, die sich mit den Römern, den Herren des Landes, verbunden hatten. Diese schlugen unseren Herrn ans Kreuz. Meine Macht ist nicht von dieser Welt, sagte Jesus dem römischen Statthalter Pilatus. Ihr Jesuiter wollt die Macht der römischen Kirche wiederherstellen.

Aber nicht mit christlichen Mitteln, sondern mit Gewalt. Ihr Jesuiter sät nicht Liebe, sondern Haß. Überall, wohin Ihr kommt, unterdrückt Ihr die Andersgläubigen, sie mögen noch so gut und fromm sein, und vertreibt sie vom angestammten Grund und Boden. Warum verunglimpft Ihr den Namen Jesu Christi?“

Kepler hatte laut gesprochen. Pater Guldin saß nicht vor ihm. Der Mond stand rotleuchtend am Himmel, direkt über der Gasse. Kepler blinzelte ihm zu.

„Alter Schelm“, rief er in die Winternacht, „meinen Traum vom Mond will ich noch zu Papier bringen. Da wirst du staunen, Nachtwandler, was ich alles von dir weiß.“ Er lachte und lachte, während er sich ins Bett rollte, tief aufatmend und beerauscht vom Wein.

Der Weg zu Pater Guldin fiel ihm schwer. Sein Entschluß war mit unglaublichen Konsequenzen verbunden. Bis zum Äußersten wollte er gehen, Zugeständnisse bis zur Grenze des Unerträglichen machen, seiner Familie zuliebe.

Auf dem Gesicht Pater Guldins lag tiefer Ernst, als er Kepler begrüßte. „Ich bin sehr glücklich, daß wir noch einmal miteinander sprechen können. Kommt, wir sind ganz ungestört. Unser Clementinum hat eine vorzügliche Küche, ich hoffe, die Speisen werden Euch munden, lieber Kepler. Wie immer Ihr Euch entscheidet, ich möchte, daß wir uns heiter trennen.“

„Ihr könnt so menschlich sprechen“, antwortete Kepler, während er den dargebotenen Platz einnahm und die festliche Tafel betrachtete.

„Warum begegnen wir uns nicht als Menschen, wenn wir

über unsere Konfessionen sprechen? Statt dessen seid Ihr ein Glied der Societas Jesu und in den Satzungen des Ordens gefangen. Und ich bin für Euch ein Aussätziger, als stünde ich nicht in der Gnade Gottes.“

„Das ist eben der Unterschied, den Ihr nicht einsehen wollt oder könnt.“ Pater Guldin schenkte Rotwein in die kristallinen Römer, die im Licht der Kerzen funkelten. „Ich schätze Euch, Kepler, ich mag Eure Offenheit, die Freimütigkeit Eurer Rede, doch allein erreicht Ihr nichts. Ihr könnt innerhalb unserer Kirche und mit ihr nach außen wirken, manchmal auch in Eurem ganz persönlichen Sinn. Aber natürlich nicht immer, denn wir sind ein Orden mit festen Regeln, Aufgaben und Zielen. Die Zeit des Urchristentums ist vorbei. Wo kämen wir hin, wenn jeder die Bibel nach seinem Gutdünken interpretieren würde.“

„Ihr wißt so gut wie ich, wie oft es Änderungen dabei gegeben hat.“

„Aber immer nur als Ausdruck eines gemeinsamen Willens – bis auf die Abtrünnigen, die Ketzer. Hätten sie mehr Geduld bewiesen, wären sie mit unserer Kirche gemeinsam vorgegangen, dann .“

Der Pater unterbrach sich.

Kepler sagte: „Ihr zweifelt an Eurem ‚dann‘ Nicht der Papst, sondern der sächsische Kurfürst schützte Luther. Erst als die Papstkirche sah, daß Luther und Calvin und Zwingli immer mehr Christen auf ihre Seite zogen, suchten die Päpstlichen verlorenes Terrain zurückzugewinnen. Ihr wißt, daß eine Einigung mir nach dem Herzen wäre, aber keine der Kirchen ist dazu bereit.“

Kepler stieß mit Pater Guldin an, lobte den Wein, nahm von der Pastete.

„Wozu habt Ihr Euch durchgerungen?“ fragte Pater Guldin.

„Bester Freund.“ Kepler trank einen Schluck Wein. „Um dessentwillen, was ich als christlich anerkenne, ließe ich alle Belohnungen fahren, die mir in Aussicht gestellt werden, auch die Versprechen des Kaisers, das ganze Reich und, was

viel schwerer wiegt als dies alles, die Astronomie, ja das Leben.

Lieber Pater, wenn man mich toleriert, obwohl ich einiges ablehne, bin ich bereit, in Schweigen und Duldsamkeit mein wissenschaftliches Werk mitten unter den Leuten der hier herrschenden Partei gewissenhaft auszuführen und zu vollenden.“

Er fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn. „Ich werde mich wie bisher von jeder Herabsetzung, Verhöhnung, verkehrten Auslegung, von übertriebener und aufgebauschter Darstellung, jeder Hinterhältigkeit und Verzerrung zurückhalten. Aus Euren Predigten werde ich so viel zu jeder Zeit mitnehmen, als an göttlicher Gnade herausstrahlt.

Prozessionen aber und ähnliche Akte werde ich meiden — um niemandem Ärgernis zu bereiten, nicht, um diejenigen zu verurteilen, die daran teilnehmen. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.

Ich würde unter der Bedingung auch an der Messe teilnehmen und meine Gebete mit den Gebeten der übrigen vereinigen, wenn man meinen und der Meinen Protest entgegennimmt, daß wir nicht die Zustimmung geben zu dem, was unserer Überzeugung nach ein Irrtum ist.“

Die Kerze flackerte, Pater Guldin kürzte den Docht, starrte lange in das Licht. „Ihr wollt unsere Andachten besuchen, der Messe beiwohnen, Eure Gebete mit den unseren vereinigen, ohne Euch zu bekennen. Wenn das Euer letztes Wort ist, lieber Kepler, kann ich Euch nicht helfen. Dann müßt Ihr den Weg gehen, den Ihr vor Euch seht, um den ich Euch nicht beneide. Gott stehe Euch bei.“

DRITTER TEIL

17

„Wenn die Sterndeuter also vorgeben, daß sie alles Mögliche über den Lebenslauf aus der Sternstellung vorhersagen können, so wird das hier zur Gänze bestritten.“

Johannes Kepler

Hatte er seine Schuldigkeit getan?

Ruhelos lief Kepler durch die Gassen von Prag. Er spürte nicht den scharfen Wind, mit dem die Nacht begann.

Er wartete den vierten Monat auf die Entscheidung des Kaisers. Susannas Briefe klangen immer verzweifelter, die Hoffnung wurde immer schwächer.

Was sollte er tun?

Der Einladung des englischen Königs wollte er nicht folgen. Er war kein junger Mann mehr. Mochte Jacob ein friedfertiger und den Wissenschaften ergebener Mann sein, wie sollte er sich unter Menschen wohl fühlen, die seine Sprache nicht verstanden? Außerdem schreckte ihn der Gedanke, auf einem Eiland leben zu müssen, das nur über ein wildes Meer zu erreichen war.

Ein Leben unter fremden Sitten und Gebräuchen mochte er weder Susanna noch seinen Kindern zumuten. Und von seiner Familie getrennt wollte er nicht leben.

Der Nachtwächter, in der einen Hand die Lampe, in der anderen die Hellebarde, kam auf ihn zu.

„Warum vertreibst du dir die Nachtruhe?“ fragte er mißtrauisch.

„Kannst du schlafen?“ entgegnete Kepler unwirsch. Er sah sich um. „Nur wenige Schritt entfernt liegt meine Herberge“, beruhigte er den Nachtwächter. Fehlte noch, daß ihm einer von der kleinen Gewalt Unannehmlichkeiten bereitete.

Während er sein Zimmer aufsuchte, gingen ihm unsinnige Gedanken durch den Kopf. Er konnte sich an einer Universität bewerben, Studenten in der begehrten Kunst der Stern-
deutung unterrichten.

Die meisten wollten ja nicht wissen, nach welchen Gesetzen die Planeten sich bewegten, sondern was sie über ihr Schicksal aussagten. In der Not frißt der Teufel Fliegen — doch ein Teufel wollte er nicht sein.

Sein Zimmer war kalt, gut, daß ein Wärmstein in seinem Bett lag. Kepler dachte an Württemberg, seine Heimat, die er vor über dreißig Jahren hatte verlassen müssen. Der Herzog war sein Landesvater; vielleicht sollte er ihn noch einmal um Hilfe bitten?

Aber Württemberg war von den Kaiserlichen besetzt. Da herrschten andere Sorgen. Wer mochte auch gut Freund sein mit einem geächteten Mann, dessen Mutter als Hexe verklagt worden war. Selbst den Freispruch hielten manche für das Werk des Teufels und den baldigen Tod der Mutter nach der Entlassung aus dem Kerker für ein Gottesurteil. Seine Zukunft war so wirr wie die Gassen in Prag, so ungewiß wie der Ausgang des schon achtzehn Jahre dauernden Krieges. Und die Reden und Handlungen des Kaisers wurden immer drohender.

Erschöpft fiel Kepler in einen unruhigen Schlaf, immer wieder von wirren Alpträumen gequält. Als er erwachte, lag er schweißnaß in dem zerwühlten Bett.

Am späten Nachmittag meldete ihm der Wirt hohen Besuch. „Freiherr von Taxis.“

Kepler legte seine Manuskripte zusammen und bat den Gast ins Zimmer.

Taxis warf seine Handschuhe aufs Bett und setzte sich. „Eng habt Ihr's hier, zwei Stühle, ein Bett, einen Nachtschrank, ein paar Nägel an der Wand für die Garderobe. Und doch ein bevorzugtes Quartier.“

„Worauf wollt Ihr hinaus, Freiherr? Wollt Ihr mir die Zeit stehlen?“

„Ihr habt sie doch, die Zeit, mehr, als Euch recht ist.“ Es schien Taxis Freude zu bereiten, Kepler zu reizen. „Doch zur Sache.“ Die Miene des Freiherrn wurde ernst. „Mein Herr hat große Dinge mit Euch vor. Er glaubt an die Botschaft der Sterne. Albrecht von Wallenstein, des Kaisers höchster General, erwartet Euch.“

Kepler verbarg seine Überraschung nicht. „Woher kennt der Herzog meine Lage?“

„Meint Ihr wirklich, wir zahlen täglich tausend Gulden an unsere Spione für nichts und wieder nichts? Kommt um die neunte Stunde, pünktlich. Erfreut den Herzog mit Eurer Kunst; sein Gemütszustand ist nicht der beste.“

„Ich werde Euren Herrn aufsuchen“, antwortete Kepler. „Ich komme aber nicht, um mir die Zeit zu verkürzen.“

„Der Hochmut steht Euch nicht zu Gesicht, Kepler. Es geht um Eure Zukunft. Die Sterne müßten es Euch doch verraten haben.“ Taxis wandte sich grinsend ab und stieg langsam die schmale Treppe hinunter.

Ich bin zu aufbrausend, dachte Kepler. Was will Wallenstein von mir? — Kepler öffnete seine Tasche und zog eine Kopie des Horoskops Wallensteins heraus. Langsam las er die Sätze, die er vor fast dreißig Jahren über den damals noch Unbekannten geschrieben hatte.

War das der Spiegel, in dem Wallenstein sich sah? Sollte das Horoskop zu seinem Leitstern geworden sein? Hatte es geprägt, was die Natur schon vorgebildet hatte?

Als Kepler die prächtige Empfangshalle des Wallensteinschen Palais betrat, stand ihm sein dürftiges Quartier vor Augen. Die Lakaien, die ihn in den Seitenflügel des ersten Geschosses begleiteten, trugen mit Filz umwickelte Stiefel. Lautlos wie Gespenster führten sie ihn über Treppen und Gänge, vorbei an Skulpturen und Gemälden.

Die Ausstattung des Schlosses war imposant, doch wirkte sie wie schnell zusammengestellt; ganz anders als die Kunstkammern Rudolfs II.

Seine Begleiter brachten ihn in einen Saal, verschwanden und schlossen die Türen. Kepler sah niemanden, dennoch fühlte er sich beobachtet. Durch welche Tür mochte der Feldherr kommen? Oder stand er hinter einem der schweren Vorhänge, die vor der Fensterfront von der Decke bis auf den Boden hingen?

Kepler räusperte sich. Es reizte ihn, zu fragen: Wo seid Ihr?

Da sah er Wallenstein in einem Lehnstuhl sitzen. Es war sein Spiegelbild. Der Lehnstuhl stand vor ihm, dicht am Kamin.

Kepler kannte den General von Bildern. Der vor ihm saß, sah viel älter aus und abgehärmt, als quäle ihn verborgenes Leid. Seine Augen blickten melancholisch, faltenreich war seine gelbliche Haut, der rotblonde Spitzbart ergraut. Das Haar trat an den Schläfen weit zurück und war von weißen Strähnen durchzogen.

„Ihr seid aufmerksam, Kepler“, sagte der Feldherr. „Tretet vor mich, ein guter Himmel führt unsere Sterne zusammen.“

„Wenn Ihr mit dem Himmel den Kaiser meint, dann will ich Euch zustimmen.“

Wallenstein lachte. „Unser Kaiser möchte Euch auf anständige Art los sein, doch er weiß nicht, wie. Immer wenn er ratlos ist, wendet er sich an mich. Vielleicht habe ich ihn vor Jahren dazu gebracht, als ich ihm meine Dienste anbot. Wie dem auch sei, ich schätze Euch. Unser Kaiser weiß nicht, was er an Euch hat. Er kennt den Nutzen seiner Jagdhunde, manchmal auch den meiner Person, wenn es um seine Macht geht.“

„Ich bezweifle, ob ich ein Diener nach Eurem Geschmack bin. Unsere Ansichten sind sehr unterschiedlich. Ihr haltet nicht viel von der Philosophie.“

„Ich halte nichts von nutzlosen Gedanken. Wissen muß praktisch verwendbar sein, sonst taugt es nichts.“

„Womit man nicht vertraut ist, Hoheit, das soll man nicht verurteilen. Für mich ist die Philosophie ebenso wie die Religion unentbehrlich zur Erquickung meiner Seele. Außerdem

hätte ich ohne sie niemals erkannt, was Ihr für nützlich haltet.“

„Danke für die Belehrung“, antwortete Wallenstein in einer Mischung von Spott und Ärger. „Ich will Euch nicht widersprechen; jeder hat seine Grillen, Künstler noch mehr als Philosophen. Ich laß sie für die Repräsentation gelten. Aber es wird kein Mensch satt davon.“

„Wenn man nur an den Leib denkt, Hoheit.“

„Die meisten denken nur daran, Kepler, der Soldat vor allem. Mir genügt Eure Astronomie. Ihr versteht Euer Handwerk. Eure Tafeln sind vortrefflich, Eure Deutungen nicht mindér.“ Wallenstein erhob sich, er war zwei Köpfe größer als Kepler, blickte verwundert und belustigt zu ihm hinab.

„Euch zu sehen war seit langem mein Wunsch.“ Wallenstein reichte ihm eine goldene Kette. „Dies für Eure Verdienste um mich.“

Kepler fühlte sich geschmeichelt, aber ihm war beklommen zumute.

„Ich will Euch in meine Dienste nehmen, Kepler. Ihr werdet es nicht bereuen. Ihr erhaltet das Doppelte an Gehalt, das Euch der Kaiser bewilligte und das so selten in Eure Tasche gelangte. Meine Kasse zahlt pünktlich.“ Ein selbstgefälliges Schmunzeln umspielte Wallensteins Mund. „Ich liebe keine langen Umschweife, Kepler. In zwei Monaten ziehe ich nach Norddeutschland. Wird mein Siegeslauf fort dauern, werde ich den Anstrengungen des Feldlagers weiterhin gewachsen sein?“

Kepler schüttelte den Kopf. „Haltet Ihr mich für einen Komödianten oder Spinner? Es gibt genug junge Astrologen, die Lust und Glauben zu derartigen Spekulationen haben, wie Ihr sie von mir erwartet. Wer gern mit sehenden Augen betrogen werden will, der möge sich ihrer Kurzweil ausliefern. Die Philosophie und also auch die wahre Astrologie sind ein Zeugnis von Gottes Werken, also ein heilig und kein leichtfertig Ding. Das will ich nicht entehren.“

„Was redet Ihr daher, Kepler?“ Wallenstein blickte ihn ver-

ärgert an. „Ich erwarte nichts Leichtfertiges, sondern Zuverlässiges. Niemand kennt die Stellung der Gestirne so genau wie Ihr, also könnt Ihr kommende Geschehnisse besser voraussagen als jeder andere.“

„Wer fragt“, antwortete Kepler unbeeindruckt, „was ihn für Krankheiten erwarten, ob er in der Ferne oder zu Hause sterben wird, der ist noch nicht richtig in die Schule gegangen und hat das Licht der Vernunft, das Gott ihm angezündet, noch nie richtig geputzt. Wenn Hoheit nur fleißig nachsinnen wollte, würde Sie finden, daß die Erörterung solcher Fragen recht unsinnig ist.“

Wallenstein wollte Kepler unterbrechen, doch dieser ließ sich nicht beirren. „Es ist ganz unmöglich, das Schicksal eines Menschen oder gar von Völkern bis in alle Einzelheiten und auch noch zeitlich genau aus dem Lauf der Planeten vorauszusagen. Wer es glaubt, erliegt einem abergläubischen Wahn.“

„Ihr habt es doch selbst praktiziert“, entgegnete Wallenstein verwirrt, „nicht nur bei mir, viele Male, und wie man weiß, mit großer Sicherheit. Nach Eurer langen Rede vermute ich, daß Ihr Euch mir verweigern wollt.“ Wallenstein blickte Kepler forschend an. „Habt Ihr einen anderen Auftraggeber, vielleicht den Sohn des Kaisers? So einer steigt schnell empor, mag er auch ein armseliger Dummkopf sein. Unsereiner muß sein Leben daransetzen, um aus dem gemeinen Haufen herauszukommen und etwas werden zu können. Setzt Ihr mehr auf die Geburt als auf die Leistung? Merkt Ihr nicht, daß Euch das Haus Habsburg genauso wie mich nur für eigennützige Zwecke braucht?“

„Hoheit!“ Keplers Stimme klang beschwörend. „Die Sterne zwingen nicht, sie machen nur geneigt. Irdische Ereignisse sind die Folge des Zusammenwirkens von himmlischen Konstellationen und irdischen Gegebenheiten. Kein Schicksal wird blindlings vom Himmel bestimmt. Gott gab dem Menschen den freien Willen, daß er nach seinem Vermögen lebe. Selbst wenn zwei Kinder zur selben Zeit unter demselben

Dach zur Welt kämen, hätte doch jedes Kind seinen eigenen Lebensweg vor sich.“

Der General strich sich ungeduldig über seine kurzgeschnittenen Haare. Er fror, das Gehen fiel ihm schwer, aber er hielt sich aufrecht, während er nachdenklich vor dem Kamin auf und ab ging.

Er entzieht sich mir, dachte er. Mit einem Ruck blieb er vor Kepler stehen. „In meinem Reich will ich nach beendigtem Feldzug eine Universität gründen. Ihr könnt mir bei der Auswahl der Gelehrten helfen. Ich gewähre Euch neben einem Gehalt von tausend Gulden im Jahr freie Wohnung, Heizung, Gehilfen, Arbeitsräume. Als geeigneten Ort bestimme ich Sagan, die Hauptstadt meines Herzogtums Sagan. Dort könnt Ihr in Ruhe und Sicherheit leben.

Vorerst aber müßt Ihr mich auf dem Feldzug nach Norddeutschland begleiten. Ich will Vorsorge für mein Herzogtum Mecklenburg treffen, auch für die Universität Rostock. Wer regieren will, braucht kluge Männer um sich.“

„Euer Angebot ehrt und erschreckt mich, Hoheit. Unter keinen Umständen werde ich mich länger von meiner Familie trennen. Auch werde ich nur eine Stellung annehmen, in der ich meine Arbeit nach meinem Ermessen fortsetzen kann.“

Die Antwort reizte Wallenstein. „Ihr habt Eure Familie jetzt neun Monate allein gelassen. So lange wird mein Feldzug nicht dauern.“

„Die Zeit war für meine Familie schwer genug. Meine Frau und meine Kinder brauchen mich wie ich sie.“

„Dann nehmt sie mit ins Feld. Es soll Euch nicht an Bequemlichkeiten fehlen.“

„Unter diesen Voraussetzungen, Hoheit, müssen sich unsere Wege schon heute trennen.“

„Ihr seid eine häßliche Spitzmaus!“ knurrte Wallenstein, „ein Pantoffelheld, wie ich sehe, einer, der am Rockschoß hängt, Kinder zeugt, den Hausvater spielt.“

Kepler hielt dem verächtlichen Blick stand. „Mann und

Frau gehören zusammen, wenn Ihr es anders haltet, ist das Eure Sache.“

„Der Kaiser pfeift auf Eure Dienste, halsstarrig, wie Ihr seid.“ Wallenstein lehnte sich gegen den Kaminsims. „Ich suche meine Leute nicht nach ihrer Konfession aus, was mir der Hofklüngel dick ankreidet. Ich brauche Leute, die etwas können. Ich würde auch die Schulden unseres Kaisers an Euch übernehmen, aber nur, wenn Ihr meinen Befehlen folgt.“

„Nie würde ich in Eure Dienste treten, Hoheit, wenn ich meine Freiheit dabei aufs Spiel setzen müßte“, entgegnete Kepler entschieden.

„So, Freiheit.“ Wallenstein sann dem Wort nach. „Was für Freiheit wünscht Ihr Euch denn?“

„Alle. Glaubensfreiheit, Bewegungsfreiheit, Freiheit, das zu tun, was ich für richtig halte.“

„So frei bin nicht einmal ich“, antwortete Wallenstein. „Dauernd liegt mir der Kaiser in den Ohren, ich soll nur katholische Offiziere einstellen, ich soll die katholische Kirche in ihre alten Rechte einsetzen, ich soll den Ratschlägen der Jesuiten folgen.“ Wallenstein ereiferte sich immer mehr. „Dummköpfe erteilen mir Ratschläge, wohin ich meine Truppen beordern und wie ich Krieg führen soll. Ihr aber wollt nach Belieben schalten und walten, als wärt Ihr der Herr und nicht ich.“

„Auf meinem Gebiet bin ich der Herr, Hoheit.“

„Ihr seid ein hartnäckiger Kerl, Kepler. Ich erwarte Euch in einer Woche zur gleichen Zeit. Glauben könnt Ihr von mir aus, was Ihr wollt. Ich wäre froh, wenn der Kaiser ebenso dächte. Aber ich bin auch nur sein Diener.“

Kepler erschrak über die Heftigkeit, mit der Wallenstein den letzten Satz hervorgestoßen hatte.

„Wenn ich mich unter Euer Patronat stellen sollte, Hoheit, bitte ich um die Gewährung meiner Ansprüche. Ich würde Euch zu Diensten sein, soweit ich es mit meinem Gewissen vereinbaren kann. Auch benötige ich das Einverständnis meines Herrn, des Kaisers.“

„Geht nur hin.“ Wallenstein legte eine Hand auf seine Stirn.
„In einer Woche.“

Kepler verneigte sich und verließ nachdenklich das Palais.

Er mußte dem Feldherrn viel bedeuten, denn sein Angebot war sehr großzügig. Kepler spürte das Gewicht der goldenen Kette.

Der Mond spiegelte sich in der Moldau, die von der Schneeschmelze Hochwasser führte. Über die Hügel brauste der Wind föhnig warm. Kepler atmete schwer. Wie wenig war der Mensch doch Herr seines Schicksals. Wie sehr spottete gerade sein Leben aller Voraussicht. Dennoch war ihm leichter ums Herz. Das untätige Warten ging zu Ende. Nun konnte er eingreifen, seine Absichten ins Spiel bringen. Wie vor siebenundzwanzig Jahren, als er Tycho Brahe die Stirn geboten hatte.

„Die Spekulationen a priori dürfen nicht gegen die offenkundige Erfahrung verstoßen, sie müssen vielmehr mit ihr in Übereinstimmung gebracht werden.“

Johannes Kepler

„. . . laßt alle schweigen und auf Tycho hören, der fünfunddreißig Jahre seines Lebens den Beobachtungen der Sterne gewidmet hat. Auf ihn allein warte ich. Er wird mir die Ordnung und die Natur der Bahnen erklären. Dann, so hoffe ich, wenn Gott mich am Leben erhält, werde ich eines Tages einen wunderbaren Bau errichten . . .“

Tycho war Keplers Hoffnung, damals, als er mit der Vertreibung aus Graz rechnete. Tychos Brief nährte diese Hoffnung.

„Ihr habt wohl bereits gehört, daß ich von Seiner Kaiserlichen Majestät gnädigst herberufen und aufs freundlichste und gütigste aufgenommen wurde. Ich möchte, daß Ihr herkommt, nicht unter dem Zwang eines widrigen Geschicks, sondern vielmehr aus eigenem Antrieb und dem Wunsch nach gemeinsamen Studien. Doch was immer Eure Gründe sein mögen, Ihr werdet in mir stets Euren Freund finden, der Euch seinen Rat und seine Hilfe im Unglück nicht versagen und Euch aufs beste zu helfen bereit sein wird.

Wenn Ihr bald kommt, werden wir vielleicht Mittel und Wege finden, um für Euch und die Eurigen in Zukunft besser zu sorgen, als es bisher geschah. Valet!

Gegeben zu Benatek oder dem Venedig Böhmens, am 9. Dezember 1599, mit eigener Hand von Eurem Euch sehr verbundenen Tycho Brahe.“

Kepler hatte gezögert; er war an Wechselfieber erkrankt.

Barbara kam nicht über den Tod ihres Säuglings hinweg. Konnte er sie allein lassen und Tychos Einladung folgen?

Baron Hoffmann aus Prag, der im Auftrag Kaiser Rudolfs II. Beschwerden der Landstände prüfte, ermunterte ihn.

„Tycho ist ein Flüchtling wie Ihr. Er wird Euch verstehen. Im Vertrauen, lange wird der Erzherzog Ferdinand euch Evangelische nicht mehr dulden. Ihr könnt in meiner Kutsche mit nach Prag reisen.“

Wiederholte sich alles? Auch damals brach er Ende Dezember auf. Die stillen Gewässer trugen eine Decke aus Eis. Auf den Bergen lag Schnee.

Mit Hoffmann konnte er freimütig reden, er gehörte zu den wenigen, die einen Menschen auch dann achteten, wenn er eine entgegengesetzte Meinung vertrat. Sie lernten sich immer besser verstehen, und schließlich lud ihn Hoffmann sogar ein, sein Gast zu sein; ein Glück, denn sonst wäre ihn der Aufenthalt in Prag ziemlich teuer gekommen. Die Kosten für Miete, Lebensmittel, Kleidung lagen in der Kaiserstadt dreimal so hoch wie in Graz.

Tycho sandte ihm seinen Sohn als Boten und seinen Assistenten, um ihn nach Benatek zu holen. Zunächst aber amüsierten sich die beiden in der Kaiserstadt. Nach neun Tagen tauchten sie wieder auf, grau die Haut und dunkle Ränder unter den Augen. Wortlos überreichten sie ihm einen zerknitterten Brief.

„Ich, Tycho Brahe von Knudstrup und Uraniborg im Königreich Dänemark, jetzt aber Lehnsmann Seiner Kaiserlichen Majestät, wohnhaft auf der Burg Benatek, bedaure, Euch nicht persönlich abholen zu können. Die bevorstehende Opposition des Mars und des Jupiters sowie die darauf folgende Mondfinsternis halten mich an den Geräten fest. Deshalb schicke ich Euch meinen Sohn Jörgen und meinen Assistenten Tengenagel.

Ich freue mich, Euch bald zu sehen, nicht so sehr als Gast, sondern als willkommenen Freund und Kunstgenossen in der Betrachtung des Himmels . . .“

Nie würde Kepler die Fahrt zwischen den nach Wein und Schweiß riechenden Junkern vergessen. Sie dösten vor sich hin, rülpten und benahmen sich anmaßend und feindselig. Zehn Stunden mußte er sie ertragen, bis endlich das Schloß hoch über der Iser auftauchte.

Mit letzter Kraft stolperte er die steile Treppe hinauf, einem stattlichen Mann in die Arme, dem drei doppelte Ketten aus Silber und Edelsteinen über die Weste hingen. Unter dem Hals trug er eine goldene Medaille mit dem Bildnis des verstorbenen Königs der Dänen, Friedrichs II. Über einem gewaltigen Schnauzbart, dessen Enden bis zum Kinn herabhängten, glänzte die Nasenspitze aus vergoldetem Silber.

Tycho Brahe!

Tycho besaß das Material zur Errichtung des neuen Weltbildes, dazu Mitarbeiter und was er nur wünschen konnte. Bloß der Baumeister fehlte ihm, der sich all dessen bediente. Denn obgleich er eine glückliche Veranlagung und wirkliches baumeisterliches Geschick besaß, wurde er an der Weiterentwicklung durch die Vielzahl der Phänomene und durch die Tatsache gehindert, daß die Wahrheit in diesen tief verborgen lag. Auch näherte er sich dem Alter, das seine Kräfte schwächte.

Doch das bedachte Kepler anfangs nicht. Ihn verdroß das selbtherrliche Gebaren Tychos, der ihm einen unteren Platz an seiner großen Tafel zuwies, dort, wo die Knechte saßen. Mit wem sollte er sich da über seine Anliegen unterhalten? Zudem dauerten die üppigen Mahlzeiten endlos lange.

Der Zusammenprall war unvermeidlich. Die Späße, die man auf Kosten seiner zierlichen Gestalt trieb, die scheinbare Verwechslung mit dem Narren Jepp, ärgerten ihn ebenso wie Tychos Geheimniskrämerei. Er hatte gehofft, die Beobachtungsdaten abschreiben zu dürfen, aber Tycho hütete sie wie ein Cerberus. Er wollte sie nur herausgeben, wenn Kepler versprach, damit sein, Tychos, Weltbild zu bestätigen.

Die Erde sollte in der Mitte des Weltalls stehen, die Sonne

im Mittelpunkt der Planetenbahnen. Sonne und Planeten sollten gemeinsam die Erde umkreisen.

Trotz seiner Notlage war Kepler entschlossen, sich Tycho Brahe nicht auszuliefern. Er verlangte für sich und seine Familie eine abgesonderte Wohnung, denn der Tumult im Schloß war unerträglich; ein festes Gehalt, Holz, Brot, Fleisch, Fisch, Bier, Wein; freie Hand für seine Arbeit und Zeiteinteilung; freie Tage für religiöse und private Zwecke. Um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, reiste er nach Prag zurück. Er brauchte niemanden, der ihn antrieb, eher Zügel, um sich nicht zu überarbeiten.

Baron Hoffmann klagte er sein Leid. „Tycho gab mir keine Gelegenheit, an seinen Erfahrungen teilzuhaben. Er pflegte nur im Vorübergehen etwas über das Apogäum eines Planeten oder die Knoten eines anderen zu erwähnen. Als wäre ich sein Narr, dem man wie einem Hund ab und zu einen Brocken vor die Füße wirft.“

„Ihr werdet sehen, Tycho braucht Euch“, beruhigte ihn Hoffmann. „Trotz seiner despotischen Allüren ist Tycho ein großmütiger Mensch. Ihr habt ihm die Stirn geboten, das wird ihn zur Besinnung bringen. Auch Euer Zorn wird sich bald legen, wenn Ihr Euch nicht täglich an ihm reiben müßt.“

Hoffmann behielt recht. Die Reue, vorschnell gehandelt zu haben, überfiel Kepler. Hatte es ihm an Selbstbeherrschung gefehlt? Er wollte nicht undankbar erscheinen, Tycho war gastfreundlich gewesen.

Mit dem gleichen Ungestüm, mit dem er Tycho entgegengetreten war, entschuldigte er sich brieflich: Ich bezeugte statt Ehrfurcht Dreistigkeit gegenüber Eurer Person, die durch adlige Abkunft, hervorragende Gelehrsamkeit und großen Ruhm verehrungswürdig ist. Ich bitte um Vergebung für meine schrecklichen Beleidigungen. Könnte ich doch durch mein Tun beweisen, daß meine Gesinnung gegen Eure Person anders geworden ist.

Vierzehn Tage darauf erschien Tycho plötzlich in Prag,

um Kepler nach Benatek zurückzuführen, und behandelte ihn wie einen Ebenbürtigen.

Sie kamen nun gut miteinander aus. Tychos Werk zog ihn an. Es enthielt die besten Beobachtungsergebnisse seit Menschengedenken. Doch konnte er sich ganz für Tycho entscheiden? Würde sich Barbara in Benatek wohl fühlen, wo wenig Menschen lebten und nur einige deutsch sprachen?

Er mußte mit ihr sprechen. Tycho war einverstanden, und er reiste nach Graz, immer noch hoffend, vielleicht dort bleiben zu können. Aber schon unterwegs begegnete er vielen Flüchtlingen. Und bald nach seiner Ankunft erfolgte die Ausweisung. Kepler wußte, daß es kein Zurück mehr gab. Mit Barbara und Regina ging er nach Linz und von dort nach Prag.

Inzwischen hatte nämlich der Kaiser Tycho Brahe nach Prag gerufen. Im Schloß Belvedere sollte er wohnen und seine Instrumente aufstellen. Der Kaiser wollte ihn in seiner Nähe haben, um jederzeit die Sterne befragen zu können.

Tycho hatte Kepler dem Kaiser empfohlen, und Kepler brauchte nicht lange auf die Audienz zu warten. Der Kaiser hatte von seinen sicheren Voraussagen gehört. Er blickte Kepler lange prüfend in die Augen.

„Ihr werdet mir helfen, junger Freund“, sagte er schließlich. „Es steht schlimm um uns. Die Türken bedrängen Mähren. Die Evangelischen wollen mir die Steuern verweigern, wenn ich ihnen nicht die gleichen Rechte wie den Katholischen gewähre, die wiederum dagegen sind. Ich habe viele Feinde, die Jesuiten, die Spanier; sogar mein Bruder Matthias ist gegen mich. Ich dulde Protestanten wie Tycho Brahe und Euch.“

„Ich werde die Sterne befragen, Majestät. Solange Eure Majestät fest im Willen bleiben, werdet Ihr obsiegen.“

Er hatte wie für sich gesprochen. Mit zwiespältigen Gefühlen verließ er die Burg. Der Kaiser war der Astrologie und der Magie ergeben. Statt sich um die Regierungsgeschäfte zu kümmern, brachte er ganze Tage in seinem Raritätenkabinett zu.

Kaiser Rudolf hatte ihm ein Gehalt von dreihundert Gulden im Jahr bewilligt. Er war kein notleidender Flüchtling mehr, sondern ein unabhängiger Mitarbeiter Tycho Brahes. Nach und nach bekam er Einblick in Tychos Aufzeichnungen.

„Du wirst noch verstehen, daß mein Weltbild das bessere ist.“ Mit diesen Worten beschloß Tycho jedes ihrer Gespräche.

Oft stand Tycho auf dem weiträumigen Balkon, blickte versunken über die Bäume und sanft gewellten Hügel auf die Dächer und Türme der Stadt. Er schaute auf die Moldau und lauschte auf das Rauschen der Blätter, aber er sah die Schaumkronen über die Klippen seiner Insel branden und hörte den Sturm über seine Schlösser Uraniborg und Stjerneborg brausen. Er litt darunter, seine Heimat unbedacht verlassen zu haben.

„Ich wollte mich einst in Basel niederlassen, Kepler, aber mein König holte mich zurück, Friedrich II. von Dänemark. Ich war schon etwas wie ein berühmter und berüchtigter Mann. Ein Edelmann hatte sich mit Pferden, Hunden und der Jagd zu befassen, nicht mit den Sternen. Ich kümmerte mich einen Dreck darum und – hatte Glück mit meinen Beobachtungen. Jupiter und Saturn wichen von den Angaben der Alfonsinischen Tafeln um einen Monat und von denen der Prutenischen um mehrere Tage ab. Da seht Ihr, wie wenig Copernicus' Theorie taugt.

Dann habe ich einen neuen Stern entdeckt. Ich traute meinen Augen erst nicht, so ungewöhnlich war das damals, ich holte meine Diener, die mir bestätigten, was ich gesehen hatte. Eintausendsechshundert Jahre war dergleichen nicht beobachtet worden!

Die Astronomen wollten den Stern aus der Fixsternsphäre wegdeuteln oder als Kometen ausgeben, weil es da ja keine Veränderungen geben durfte. Mir platzte der Kragen. Sie klebten am Dogma wie Fliegen am Honigtopf. Ich aber schlug ihnen in meinem Buch die Tatsachen um die Ohren.“

Hin und wieder zog Tycho eine Dose Salbe aus der Tasche, mit der er die Naht zwischen seiner Nase und der angesetzten Spitze bestrich.

„Einer hat sie mir abgesäbelt, hat aber sein Ohr dafür lassen müssen. Ich war ein ziemlich wilder Bursche, studierte in Rostock, Wittenberg, Basel, Augsburg, Kassel. Überall habe ich mir astronomische Geräte angesehen. Die besten besaß Hessens Landgraf Wilhelm IV., der mein Talent erkannte und meinen König darauf aufmerksam machte.“ Er zeigte Kepler eine kunstvoll gefertigte Urkunde.

„Wir, Friedrich der Zweite etc., machen allen kund, daß Wir aus Unserer besonderen Gunst und Gnade übertragen und zu Lehen gegeben haben und jetzt durch diesen Unseren offenen Brief übertragen und zu Lehen geben Unserem lieben Tyge Brahe, Ottos Sohn, von Knudstrup, Unserm Mann und Diener, Unser Land Hven mit allen Unseren und der Krone Pächtern und Dienern, die darauf leben, mit allem Zins und allen Abgaben, die von ihnen kommen und Uns und der Krone zukommen, um es zu nutzen und zu besitzen frei und ledig, ohne jegliche Abgabe, für Zeit seines Lebens, solange er lebt und seine Studia mathematicae fortsetzen und verfolgen will.“

„Ihr hättet es kennenlernen sollen, Kepler“, wiederholte Tycho oft. „Uraniborg war größer als Benatek und Belvedere, nach meinen Plänen gebaut: eine zwiebelförmige Kuppel und zwei zylindrische Türme, drehbar, mit verschiebbaren Dächern, ausgestattet mit allen Instrumenten, Uhren, Globen, Kunstwerken. Mein Himmelsglobus hat allein so viel gekostet, wie Ihr in achtzig Jahren verdient, mein lieber Kepler.“

In den unteren Räumen befanden sich eine Druckerpresse, eine Papiermühle, ein Laboratorium, eine Apotheke. Wir waren ein Königreich für sich mit Wildgehege, Fischweihern und was Ihr nur wollt. Fürsten und Könige haben mich besucht, meinen Quadranten bewundert, vierzehn Fuß im Durchmesser, aus bestem Messing gefertigt.“

Tycho zeigte Kepler einen Kupferstich, auf dem der drei

Meter hohe Mauerquadrant seines ehemaligen Observatoriums abgebildet war.

„Aber das war noch nicht alles“, fuhr er stolz fort. „Ich baute ein zweites Schloß, mein Stjerneborg. Ich ließ es tief in der Erde errichten, um die Instrumente vor Vibration und Wind zu schützen. Aus den Eingeweiden der Erde konnte ich durch die kuppelförmigen Dächer den Weg der Sterne verfolgen.“

Wir hatten Automaten, die sich mit Hilfe verborgener Mechanismen bewegten. Durch ein System von Röhren konnte ich jeden Mitarbeiter rufen. Meine Gäste glaubten, ich geböte über magische Kräfte. Und ich ließ sie dabei.

Mein Leben und mein Werk hatte drei Epochen: eine kindische und zweifelhafte, als ich Student war, eine jugendliche und gewöhnlich mittelmäßige, bis zu meiner Ankunft auf Hven, und eine männliche, präzise, absolut sichere in Urani-borg und Stjerneborg.“

Wenn Tycho erzählte, wurde er von seinen Schilderungen mit fortgerissen. Zum Schluß versank er in melancholisches Sinnen. Mit Friedrich II. Sohn und Nachfolger Christian IV. war Tycho nicht ausgekommen.

„Als hätte ich's geahnt“, sagte er. „Ein Astronom muß Kosmopolit sein, denn er kann von unwissenden Staatsmännern keine Würdigung seiner Verdienste erwarten. Ich habe alle meine Geräte so bauen lassen, daß sie zerlegt und transportiert werden können.“

Sie waren beide Flüchtlinge. Und aufeinander angewiesen.

Tycho erhielt ein Jahresgehalt von dreitausend Gulden, aber er vermochte es nie in voller Höhe herauszupressen. Er konnte auch nicht mit jedem ohne Streit leben, besonders nicht mit Männern in hohen Stellungen, wie den selbstbewußten Ratgebern des Kaisers. Die Sorgen rieben ihn auf und warfen ihn nieder.

Am 13. Oktober 1601 war er in Begleitung von Herrn Minkowitz zum Essen an der Tafel des erlauchten Rosenberg und hielt sein Wasser über Gebühr aus Höflichkeit zurück. Als er mehr trank, fühlte er eine zunehmende Spannung in der

Blase, stellte aber die Artigkeit seiner Gesundheit voran. Als er zu Hause ankam, vermochte er kaum zu harnen.

Zu Beginn seiner Krankheit stand der Mond in Opposition zu Saturn.

Nach fünf Nächten ohne Schlaf konnte er das Wasser noch immer nur unter größten Schmerzen lassen. Die Schlaflosigkeit dauerte an, die nach und nach zum Delirium führte; und das Essen, das er zu sich nahm und von dem er sich nicht abhalten ließ, verschlimmerte das Übel. Am 24. Oktober setzte das Delirium aus; er verschied friedlich unter den Tröstungen, Gebeten und Tränen der Seinen.

In der letzten Nacht seines sanften Delirierens wiederholte er in einem fort diese Worte wie jemand, der ein Gedicht schreiben will:

„Möcht doch mein Leben nicht umsonst gewesen sein.“

Kepler erinnerte sich noch an einige Verse seiner Elegie auf den Tod Tycho Brahes:

„. . . anders nicht wie in der Stadt Prag verbreitete sich Trauer,

Nördlich und südlich erreicht sie auch jegliches Land.

Dänemark namentlich klagt, Heimat und Vaterland Brahes,

Seinen Atlas so bald wollte es missen noch nicht.

Denn das stolze Geschlecht Brahes ist Pfeiler des Landes,

Wenn die Sonne versinkt, ist es des Lichtes beraubt.

Trauernd heißt es auch andre zu trauern . . .

Sein berühmtes Geschlecht will für sich nur ein Reich,

Seine Lehre jedoch schätzen die Reiche gesamt . . .“

Durch Tycho Brahe vermochte Kepler seine Astronomie zu schaffen; würde er unter Wallensteins Patronat seine Arbeit zu Ende führen können?

„Bitt, der Herr informiere die Sachen dahin, auf daß alle Contributionen aus dem Land Mechelburg vor mich bleiben, denn ich hab sonst kein ander Geld.“

*Wallenstein im April 1628 an seinen
Kommandanten in Mecklenburg*

Wallenstein war müde. Ihn verdroß das Gespräch mit Kepler. Er mochte selbstbewußte Männer. Aber dieser kleine Kerl war zu eigenwillig, zu sehr auf sich und seine Vorstellungen bedacht.

Beim Kaiser war für Kepler nichts mehr zu holen. Ferdinand II. war ganz froh, daß er seinen Mathematiker zusammen mit den Schulden an ihn abtreten konnte. Das Gehalt würde er Kepler pünktlich zahlen; auf die zwölftausend Gulden mochte er warten. Solange Kepler dieses Geld nicht hatte, hielt er ihn fest an sich gebunden.

Langsam erhob sich der Feldherr, reckte sich zur vollen Größe. Er mußte sich wieder einmal vor seinen Offizieren im Festsaal sehen lassen. Seit dem Tod seines Sohnes hatte er mit ihnen nicht mehr gegessen und getrunken. Sie warteten auf ihn wie Kinder auf ihren Vater. Majestätisch schritt er durch die Gänge, begleitet von den Lakaien, die ihm die Türen öffneten.

Unter der Decke des FestsaaIs hing der Rauch zahlloser Kerzen. Die Offiziere sprangen auf, als Wallenstein eintrat. Wohlwollend sah er über sie hinweg.

Man sollte so tun, als wäre er nicht anwesend, doch diese Unbefangenheit erlangte keiner. Jeder duckte sich insgeheim und hoffte, zu den Auserwählten zu gehören, die er ansprach.

Früher, im Feldlager, war es leicht gewesen, mit dem Gene-

ral ein paar Worte zu wechseln. Oft genug hatten sie gemeinsam gezecht und Abenteuer erzählt. Hier im Palast aber wahrte Wallenstein Distanz.

In der letzten Zeit hatte er sich kaum an einen gewandt. Jeder glaubte, seinen stechenden Blick zu spüren, wenn er von einem Tisch zum anderen ging. Da ließen die Brettspieler ihre Steine, die Würfler ihre Würfel, die Kartenspieler ihre Karten liegen, bis ihr Feldherr zur nächsten Gruppe gegangen war. Ein leises Aufatmen folgte ihm; man lächelte sich in einer Mischung von Verlegenheit und Bedauern zu, setzte nach einem starken Trunk das Spiel fort.

Als Wallenstein seine Runde beendet hatte, ließ er sich vom Mundschenk einen Becher reichen. „Meine Herren Offiziere“, sagte er, „in wenigen Monaten werden wir unseren Feldzug fortführen, Dänemark gänzlich unterwerfen, unsere Fahnen und Standarten entlang der Ostseeküste aufpflanzen. Ich werde Mecklenburg als mir vom Kaiser zugesprochenes Lehen in Besitz nehmen. Wir werden die Hansestädte kontrollieren und mit ihren Schiffen das Baltische Meer beherrschen. Die meisten von Euch werden mich begleiten, einige werden hier unter meinem Vetter Max von Waldstein dienen. Es lebe der Kaiser.“

Die Offiziere sprangen auf. „Es lebe der Herzog, unser Feldherr!“ Sie ergriffen ihre Becher, hoben sie an die Brust, folgten dem Beispiel Wallensteins, der seinen Becher mit einem Zug leerte.

Bevor Wallenstein sich zurück in seine Gemächer begab, suchte er seine Frau auf. Er hatte es Isabella versprochen. Sie war noch sehr schwach, der Kummer zehrte an ihr, sie quälte sich mit dem Gefühl, versagt zu haben. Eine Frau, die einen solchen Gemahl besaß, mußte ihm einen Erben schenken.

Isabella wußte, wie schwer er an dem Unglück trug. Er war verändert, härter gegen sich und andere, nun noch mehr darauf bedacht, allen zu zeigen, wer er war und was er vermochte. Er wollte der Welt seinen Stempel aufdrücken.

So weit hatte sie ihn nie treiben wollen. Erschrocken ver-

nahm sie seine immer weiter fliegenden Pläne, in denen der Krieg kein Ende nahm.

Sie bewunderte ihn, denn er war den andern überlegen. Mit einem Heer aber konnte man nur herrschen, nicht regieren. Die Macht brach den Widerstand des Volkes, doch sie vernichtete damit sich selbst. Ohne den Fleiß der Bürger und der Bauern konnte kein Staatswesen bestehen.

Ihr Herr Gemahl wußte es besser als jeder andere, praktizierte es in seinen Landen, vorbildlich, mit den besten Ergebnissen. Warum begnügte er sich nicht damit, jetzt, da ihm auch noch Mecklenburg gehörte?

Isabella legte ihren Kopf gegen Wallensteins Brust. „Es war gut, daß Ihr die Offiziere aufgesucht habt.“ Sie spürte seine Hand, die sich kalt anfühlte, obgleich sein Herz sehr schnell schlug. Von ihren Sorgen um ihn wollte sie sprechen, doch immer wenn er bei ihr war, kam sie sich kleinmütig vor. „Maria Elisabeth möchte ihren Herrn Vater gern einmal sehen. Sie fragt oft nach Euch, Albrecht.“

Ein schmerzliches Lächeln flog über sein Gesicht. „Wir wollen morgen unter Mittag ausfahren, Isabella. Das wird unser Töchterchen erfreuen. Ist es Euch recht?“

„Ja, gern.“ Isabella führte ihren Mann zu dem aus Ebenholz und Elfenbein gearbeiteten Tisch. Aus einer vergoldeten Kanne schenkte sie den Wein, den er am liebsten trank. „Ich zähle jeden Tag“, sagte sie leise. „Wie lange werdet Ihr in diesem Jahr wieder im Feldlager sein?“

„Es wäre mir lieb, Ihr könntet mich begleiten, Isabella. Gern würde ich Euch das neuerworbene Land zu Füßen legen, mit Euch die Huldigung der Städte und des Adels entgegennehmen. Allein Maria Elisabeth wird Euch brauchen; die besten Zofen ersetzen dem Kind die Mutter nicht. Auch ist es besser, wenn Ihr in Prag, Jičín und Friedland nach dem Rechten seht. Schon Eure Anwesenheit bewirkt, daß die Leute sich tummeln. Ich brauche diesmal sehr viel Waffen, schweres Geschütz besonders. Stralsund ist nicht leicht einzunehmen, schreibt Arnim.“

„Ihr seid mit Euren Gedanken schon weit weg.“ Enttäuschung klang in ihren Worten.

Wallenstein besann sich, legte seine Hand auf Isabellas Arm. „Bekommt Ihr nicht die besten Möbel, die schönsten Kleider, den erlesensten Schmuck, alles, was immer Ihr Euch wünscht, Ihr und Maria Elisabeth? Sorge ich mich nicht um Euer Wohlergehen?“

„Ich will nicht undankbar erscheinen, Albrecht, ich liebe den Luxus sehr, mit dem Ihr uns verwöhnt. Eure Nähe ist mir aber wichtiger.“

„Ich kann mich nicht zerreißen, Isabella. Ihr wußtet, wem Ihr die Hand gabt. Unmöglich ist es, den eingeschlagenen Weg zu verlassen.“

„Ich wünschte, ich könnte Euch widersprechen. Der Krieg ist schrecklich, Ihr führt ihn an. Ein Weib bangt um das Leben seines Mannes.“

„Ihr seid vom Tode allzusehr erschreckt. Das Leben eines Feldherrn ist nur selten in Gefahr. Sonst würden sich nicht so viele nach diesem Amte drängen.“

„Ihr seid so schrecklich ehrlich, mein Gemahl. Bei mir kann's Euch nicht schaden, doch beim Kaiser und bei seinen Räten . . .“ Isabella blickte ihn fragend an.

„Noch stehen meine Sterne gut, ich muß meine Zeit nutzen. In zwei Jahren ändern sich die Konstellationen, Fährnis kommt herauf. Bis dahin muß ich alles unter Dach und Fach haben. Nur wenn mich die Kurfürsten als Herzog von Mecklenburg anerkennen, bin ich des Landes sicher.“

„Mecklenburg ist weit von Euren Besitzungen in Böhmen und Schlesien entfernt. Bisher gabt Ihr acht, daß die Gebiete zusammenhängen. Verzeiht mir, wenn ich heute Bedenken äußere.“

Wallenstein schritt mit gesenktem Kopf auf und ab. Ich tat's in Erwartung meines Sohnes, dachte er, aber er schwieg, er wollte Isabella nicht verletzen. Sie war empfindlich geworden, haderte mit ihrem Schicksal. Einer Frau ging der Tod des Neugeborenen näher; sie hatte das Kind in ihrem Leib

gespürt, unter Schmerzen geboren. Sie erinnerte sich an die zarte Wärme seiner Haut, an die saugende Kraft der Lippen, an die ersten Schreie und das hilflose Weinen.

„Ich gebe Euch recht, Isabella. Aber ich brauche es als Pfand, denn das Heer verschlingt Geld, der Kaiser überläßt das Zahlen mir, richtiger gesagt, Hans de Witte. Ich schulde ihm einige hunderttausend Gulden, und ich kann sie nur aus den Städten und Ländern herauspressen. Ohne die Armee bricht alles zusammen.“

„Und wie soll es enden?“ Isabella trat auf ihn zu. Ihr Gewand aus dunkelrotem Atlas glitt über das Parkett.

„Ich will es von Kepler wissen, aus den Sternen. Vorerst sehe ich nur ein Fortschreiten, kein Ende.“

Ein zaghaftes Klopfen ertönte. Isabella sah ihren Gemahl fragend an. Als Wallenstein nickte, rief sie: „Herein!“

Die Kammerzofe kniete nieder. „Ein Bote Eures Vaters, Herzogin. Es geht ihm nicht gut. Er bittet Euch und Euren Herrn Gemahl zu sich.“

„Mein Gott!“ Isabella faltete die Hände.

„Anspannen“, sagte Wallenstein rauh. „Faßt Euch, Isabella. Wir müssen Gott vertrauen.“

Die Nacht war finster. Vor, neben und hinter Wallensteins Wagen ritten Fackelträger den Berg hinan. Isabella umklammerte die Hand ihres Mannes. Besser, ich stürbe, dachte sie. Nie kann ich meinen Vater ersetzen; ohne ihn werden unsere Gegner am Hof die Oberhand gewinnen. Ihr Gemahl war kein geschmeidiger Diplomat, würde es nie werden. Was galt am Hof schon eine Frau. Vielleicht würde ihr Vater den Schwächeanfall überwinden. Sie konnte vorerst bei ihm bleiben, ihm Tag und Nacht zur Seite stehen. Der Wagen hielt. Die Pferde schlugen ihre Hufe auf die harten Steine. Wallenstein half seiner Gemahlin beim Aussteigen und führte sie ins Haus.

Graf Harrach lag regungslos auf dem Bett. Isabella kniete sich neben ihn, küßte seine Hand, hielt mühsam die Tränen zurück.

„Danke, daß Ihr gekommen seid.“ Harrach sprach leise und stockend. „Gebt auf Euch acht, die Kurfürsten, voran Maximilian, arbeiten wider Euch, auch Pater Larmormain. Bescheidet Euch, mein Sohn, macht Frieden, sobald Ihr könnt.“

Graf Harrach hatte die Letzte Ölung empfangen. Der Priester hielt sich im Hintergrund des Zimmers, neben ihm warteten zwei Ärzte. Wie Totengräber standen sie im flackernden Kerzenlicht. Harrach hatte den Himmel sehen wollen und ein Fenster öffnen lassen. Die kühle Nachtluft drang ins Zimmer und vermischte sich mit dem Rauch, der noch immer aus dem Weihrauchschiffchen aufstieg.

Wallenstein legte seine Hand auf die Stirn des Schwiegervaters. Ein schwaches Lächeln belebte für einen Augenblick das bleiche Gesicht des Sterbenden. Plötzlich umkrampfte er Isabellas Hand und das Deckbett. Sein Mund verzerrte sich. Seine Augen irrten wie suchend umher, dann standen sie still.

Isabella schluchzte, der Schmerz trieb ihr die Tränen in die Augen. Hilflos kam sie sich vor, verlassen, schutzlos. Wenn ihr Mann wieder in der Ferne weilte, an wen sollte sie sich dann wenden, wenn sie Rat und Hilfe brauchte?

Wallenstein empfand den Tod des Grafen wie einen Anschlag seiner Feinde. Wäre sein Schwiegervater nicht schwer erkrankt gewesen, hätte er Giftmord vermutet. So aber suchte er den Grund für den Schicksalsschlag in den Sternen, deren Konstellation sich verschlechtert haben mußte. Behutsam richtete er Isabella auf. Ihr Schmerz übertrug sich auf ihn, aber er durfte keine Schwäche zeigen.

Isabella war todmüde, doch der Schlaf floh sie. Immer wieder trat ihr das Zimmer vor Augen, das sie als Mädchen in dem kleinen Schloß der Harrachs bewohnt hatte. Darin hatte sie sich geborgen gefühlt. Hin und wieder hatte ihr Vater sich an ihr Bett gesetzt und ihr eine Geschichte erzählt, von Helden aus grauer Vorzeit, die ihr Leben in die Waagschale warfen, um Land und Leute von bösen Feinden oder Untieren zu befreien.

Schnell floh das Leben den Menschen, es kam aus dem Nichts und ging in das Nichts. Nur die Seele war unvergänglich. Sie ruhte in Gott, dem mächtigen Herrscher über alles, dessen Wege ebenso unergründlich waren wie er selbst.

Die Lautlosigkeit im Zimmer erschreckte Isabella. Im flackernden Licht der Kerzen schienen ihr die Vorhänge bewegt. Endlich hörte sie etwas, ein leises Summen vor den Fenstern.

Föhn kam auf, der warme Frühlingswind aus dem Süden, der über die Berge strich und in die Täler strömte. Wie hatte sie die Frühlingszeit als Mädchen geliebt! Nun haßte sie die Jahreszeit, die man die schöne nannte. Es war die Zeit der Feldzüge geworden.

Wallenstein stand lange am Fenster und blickte auf den Himmel. Die Sterne leuchteten scharf in dem dunklen Grund. Nur ab und zu verschwanden einige hinter weißen Wolkenfetzen, die gen Norden trieben. Wem sollte er fortan seine Gedanken schreiben? Mit Graf Harrach verlor er mehr als einen Fürsprecher und Ratgeber. War die Fährnis, die seinem Schicksal drohte, schon gekommen? Große Ereignisse warfen große Schatten voraus. Aber was konnte ihm nun noch geschehen?

Gewaltiges hatte er in Bewegung gesetzt. Er mußte alle Kräfte auf den Kampf konzentrieren. Nichts hatten ihm die Stiftungen genützt. Allein für den Kaiser und seinen Sohn hielt Gott die Freuden bereit. Er achtete die Knechte nicht, nur die gesalbten Häupter galten ihm etwas.

Die Anstrengungen für den Feldzug mußten verstärkt werden. Hans de Witte mußte die Mittel beschaffen und die Ausstattung des Schlosses in Güstrow übernehmen. Er wollte den Herrschaften in Mecklenburg schon zeigen, wer ihr neuer Herr war.

Wenn ihn die Kurfürsten und der neugebackene Kurfürst Maximilian von Bayern auch verachteten, den Respekt wollte er ihnen beibringen, so oder so. Niemand von ihnen hatte eine solche Heeresmacht aufzubieten wie er, der Generalissimus.

Als er den Bankier Hans de Witte empfing, wehrte Wallenstein die Beileidsbezeugungen entschieden ab. De Witte indes ließ sich nicht beirren.

„Ihr seid Pate meines Sohnes, Hoheit, wie könnte mich der Tod Eures Sohnes und der Tod Eures Schwiegervaters gleichgültig lassen? Nein, Hoheit, geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Dafür kennen wir uns zu lange und zu gut, daß wir uns nichts vormachen müssen, auch nicht in persönlichen Dingen. Bitte, richtet auch Eurer gnädigen Frau Gemahlin mein allertiefstes Beileid aus.“

De Witte verbeugte sich. Wallensteins Schmerz rührte ihn wirklich, verband er doch seit Jahren sein Schicksal mit dem des Herzogs. Mochte sich Wallenstein noch so unzugänglich geben, de Witte kannte ihn besser.

Wallenstein dankte. „Wir wollen nicht mehr auf die Vergangenheit zurückkommen. Wir haben noch zuviel für die Zukunft zu schaffen.“

Als wenn er kein Herz hätte, dachte de Witte; im Schmerz verschließt sich der Mensch, umgürtet seine Seele, um der Verzweiflung nicht zu erliegen.

„Sprechen wir über die nächsten Lieferungen!“ Wallenstein bot dem Geschäftsfreund Platz.

Aufmerksam hörte Hans de Witte dem Feldherrn zu. Seine Aufträge waren wie immer von größten Dimensionen. Schon jetzt dachte er an die Ausstattung seines Schlosses in Güstrow, das er zu seinem mecklenburgischen Regierungssitz machen wollte. Aufs schönste und beste sollte alles sein: tausend Ellen lichtblaues Tuch, dreihundert Ellen karmesinroter Pay und hundert Paar rote Strümpfe für neue Livreen in den wallensteinschen Farben Blau-Rot.

Aus Amsterdam wünschte der Feldherr holländisches Feinlinnen, Damastischwäsche, Teppiche, Gobelins, Goldledertapeten; aus Venedig wollte er Teppiche, aus Lucca Glattsamt und Damast, beides dunkelblau. De Witte notierte die Bestellungen, überlegte, welche Boten er schicken konnte. Seine Schiffe befuhren das Mittelmeer, den Atlantik, die Nordsee

und das Baltische Meer. Es fiel ihm nicht schwer, die Wünsche seines größten Auftraggebers zu erfüllen, aber zaubern konnte auch er nicht.

Der Weg von Genua, woher Wallenstein blauen glänzenden, kurzhaarigen Samt sowie Damast und Tischtisilber für dreißigtausend Reichstaler mit eingestochenem Wallensteinischem Wappen kaufen wollte, war weit. Die Arbeit dauerte ihre Zeit, etwas Geduld mußte er dem Feldherrn abverlangen. De Wittes Augen überflogen die Notizen.

„Eurer Hoheit empfehle ich statt Filosel einen roten Terzonenel aus Neapel, der dort erstmalig gefertigt wird. Ein Muster werde ich Eurer Hoheit zukommen lassen. Dieser Stoff ist wohl leichter als Filosel, aber von bester Seide und ebenso haltbar wie Filosel.“

„Da vertraue ich auf Euer Wort, de Witte. Trotzdem sollt Ihr mir ein Muster senden. Dann brauche ich wieder Eure Anweisungen an unsere Agenten und Spione. Ohne Geld reden die Zungen nicht. Wir müssen aber, wenn unsere Sache prosperieren soll, bestens informiert sein.“

Hans de Witte notierte Namen und Beträge.

Nachdenklich überschlug er die einzelnen Posten und kam auf eine sechsstellige Summe. Sie war nicht wesentlich verschieden von der anderer Jahre, aber seit kurzem gab es Stokungen im Rücklauf der verauslagten Gelder. Es beunruhigten ihn die Wechsel, die er hatte ausstellen müssen, um zahlen zu können, und daß er sie einige Male nicht rechtzeitig einzulösen vermocht hatte. Die Zinsverluste konnte er verschmerzen. Auf neunundneunzig Gulden, die er vorstreckte, erhielt er einhundert zurück; das war bei den riesigen Umsätzen ein hoher Gewinn.

De Witte war etwas älter als Wallenstein, breitschultrig, blond, ruhig und ausgeglichen. Schon sein Auftreten flößte Vertrauen ein; er genoß das Ansehen eines soliden Geschäftsmannes. Nie fiel es ihm schwer, von anderen Bankhäusern hohe Summen zu bekommen, denn er hatte sie stets pünktlich zu den vereinbarten Zinssätzen zurückgezahlt. Nur auf diese

Weise konnte sich ein Bankier und Geschäftsmann auf Dauer behaupten. Schon die geringsten Zweifel an seiner Liquidität würden Argwohn wecken. Davor mußte er sich hüten.

„Es gibt Schwierigkeiten mit den Kontributionen, Hoheit. Des Kaisers Sohn, König Ferdinand, hat die Zahlung aus seinen schlesischen Besitztümern verweigert. Einige Städte behaupten, die auferlegten Beträge nicht in voller Höhe entrichten zu können. Sie hätten ihre Reserven erschöpft. So fehlen rund dreihunderttausend Gulden, die bis zur Herbstmesse fällig sind.“

Wallenstein sprang auf. Der Affront des Königs brachte ihn in Wut. „Dieser Kerl soll nicht glauben, daß er ungeschoren davonkommen kann. Er will einst Herr der Welt werden und lamentiert herum, weil er etwas dafür zahlen soll. Ich werde dem Kaiser sagen, daß er seinem Sohn die Leviten liest. Als wenn wir Krieg führen könnten ohne Pulver und Blei, ohne Kleidung; Proviant und Sold für die Truppen.“ Er gestikuliert, als kämpfe er mit einem imaginären Gegner.

De Witte, den Wallensteins Ausbruch zunächst amüsierte, dann peinlich berührte, schien der General vergessen zu haben. „Und wenn die Schlesier nichts geben wollen, dann werde ich ihnen eine Garnison schicken, die ihnen mit Gewalt das nimmt, was auf Euch antizipiert ist.“

Wallenstein hatte sich wieder in der Gewalt. Das Geld war für ihn schon so gut wie in de Wittes Händen. Aber de Witte schien nicht überzeugt.

„Ihr zweifelt doch nicht etwa, Herr de Witte. Da habe ich noch Mecklenburg und die Hansestädte; genügt Euch mein Wort nicht mehr?“

„An Euch, Hoheit, habe ich nie gezweifelt, und Gott verhöte, daß es je soweit kommen sollte. Aber ich mußte Euch informieren. Kredit bekomme ich nur, wenn ich zahlungsfähig bleibe. Jeder Rückstand beeinträchtigt meinen Ruf, und mein Ruf ist das Unterpand für jedes Geschäft. Verzeiht mir, ich hatte plötzlich Angst, die Kette des Vertrauens, die uns seit Jahren fest verbindet, könnte reißen.“

„Wir werden nicht nachlassen.“ Wallenstein legte seinen Arm um Hans de Wittes Schulter. „Ich werde die Mecklenburger tüchtig rupfen. Zur Herbstmesse habt Ihr das Geld.“ Er begleitete seinen Finanzmann bis zum Ende der Etage, erkundigte sich nach dessen Frau und Kindern, überreichte ihm ein mit Edelsteinen besetztes golddurchwirktes Halsband. „Mit den besten Grüßen an Eure Frau Gemahlin.“

De Witte war wie immer beeindruckt von der Sicherheit, mit der Wallenstein seine Anordnungen traf. Er hatte auf das richtige Pferd gesetzt, als er Wallenstein die Armee finanzierte. Dieser Mann wußte, was er wollte. Er besaß nicht nur Talent als Krieger, sondern Sinn für das Zusammenwirken von Geld und Waffen. Ohne Geld und ohne Munition — ein paar Millionen alle Jahre —, das wußte er besser als jeder andere Befehlshaber, konnte er nichts machen.

Seine eigenen Besitzungen prosperierten durch den Krieg. Sie lieferten ihm viele Produkte für das Heer: Getreide, Holz, Wein, Wild, Rinder, Schweine, Schafe, Leder, Silber, Zinn, Zink, Eisen, Waffen. Auch de Witte hatte viel Geld in Friedland angelegt in Häusern, Weingärten, Dörfern, Bergwerken und Manufakturen.

Fast bereute de Witte, Wallenstein mit seinen Bedenken belästigt zu haben. Wer ein paar Millionen Gulden im Jahr umzusetzen hatte, sollte wegen einiger hunderttausend kein Wort verlieren. Er hatte einmal klein angefangen; jetzt galten Maßstäbe anderer Art.

Immer wenn Wallenstein Grenzen seiner Macht spürte, ergriff ihn Angst. Darüber geriet er in Zorn, der sich gegen ihn selbst richtete. Den Tag, an dem er das Geld nicht wieder hereinbekam, das er ausgeben mußte und wollte, hatte er schon immer gefürchtet.

Wallenstein setzte sich an seinen Schreibschrank. Der Kaiser sollte wissen, daß er keine Ausnahme dulden konnte.

„Gott möge die Kriegswirren niederschlagen, die Verwüstungen beseitigen, den Haß auslöschen, den goldenen Frieden wieder heraufführen.“

Johannes Kepler

Samtblau wölbte sich der Himmel über Prag. Der vierte Monat des Jahres 1628 ging zu Ende, aber noch immer wußte Kepler nicht, wie er fortan sein Leben einrichten konnte. In den österreichischen Ländern war ein Leben in evangelischem Glauben nicht länger möglich. Andererseits scheute der Kaiser den endgültigen Bruch.

Das Werben Wallensteins um Kepler schien Ferdinand II. gelegen zu kommen; er ließ Kepler wissen, daß er nichts dagegen habe, wenn der Mathematiker dem Feldherrn diene. Formell könne er den Titel des Kaiserlichen Mathematikers beibehalten.

Kepler fühlte sich zurückgestoßen und ausgeliefert, aber er war entschlossen, keinen Deut seiner Überzeugung zu opfern. Nur unter dieser Voraussetzung wollte er in Wallensteins Dienste treten.

Langsam ging er durch die feuchten Gassen, in denen die Sonne die letzten Schneehaufen in Wasser und Schmutz verwandelte. Ein milder Wind wehte auf der Brücke, und die Moldau blinkte mit unzähligen Spiegelwellen herauf. Das Gras der Uferwiesen sproß frisch und wetteiferte mit den Blatt- und Blütenspitzen der Büsche und Bäume.

Kepler trug sein Festgewand mit dem Kragen aus Brabanter Spitzen, den weißen Ärmelaufschlägen, der golddurchwirkten Weste mit den ziselierten Silberknöpfen. Wallenstein

liebte ein prunkvolles Auftreten, Kepler ein elegantes, wenn es schon sein mußte.

Selbstsicherer als beim erstenmal durchschritt Kepler die Gänge des Wallensteinschen Palais. Den Dienern, die ihn in der gewohnten Zurückhaltung führten, lächelte er zu, doch der maskenhafte Ausdruck in ihren Gesichtern blieb unverändert.

Wallenstein saß wieder in seinem mächtigen Lehnstuhl, doch er erhob sich dieses Mal sofort und reichte ihm die Hand.

„Willkommen, Freund der Sterne.“ Er führte Kepler in sein astrologisches Kabinett, zeigte ihm seine Geräte, führte ihn zu einem Tisch, auf dem das Horoskop lag, das Kepler einst für ihn aufgestellt hatte.

„Wie Ihr seht, lieber Kepler, ich habe es genau verfolgt und Eintragungen gemacht, wo Eure Voraussagen sich erfüllten. Fast immer hattet Ihr recht.“

„Wir hatten Glück, Hoheit. Oder Ihr habt entsprechend gehandelt.“ Kepler las die Anmerkungen Wallensteins durch.

„Im 22. Jahr hab ich das Fleckfieber und die Pest gehabt. Anno 1605 im Januar.“

„Ihr habt mir für das 21. Jahr eine sehr gefährliche Situation prophezeit, daß ich mit dem Leben kümmerlich davonkommen werde. Anno 1620 im Julio bin ich auf den Tod krank gewesen, und die Krankheit, so mein ich, hab ich mir mit Trinken zugezogen. Hatt auch sollen die ungarische Krankheit werden, aber die Kenntnis und der Fleiß des Arztes sind dem halt zuvorgekommen.“

Kepler nickte. Er hatte Wallenstein aufgrund der sehr gefährlichen Konstellation des Mars, Saturns und Jupiters vorausgesagt, daß er sogar einen Todesfall für möglich hielte, wenn er sich im Trinken nicht zurückhalten würde.

„Ihr seht aus Eurer eigenen Anmerkung, Hoheit, daß Ihr den Konstellationen der Gestirne nicht willenlos ausgeliefert seid. Ihr habt der Krankheit widerstanden durch die Hilfe Eures Arztes und durch Eure Zurückhaltung im Trinken. Dar-

aus mögt Ihr entnehmen, daß die Sterne wohl wirken, aber nicht das Schicksal eines einzelnen bestimmen.“

„Warum bekennt Ihr Euch nicht zu Eurer Kunst?“ Wallenstein blickte Kepler freundlich an. „Ihr habt mir doch sehr geholfen. Ohne Eure Warnung hätt ich das Trinken nicht aufgegeben.“

„Ihr habt es nicht meiner Prognostika zuliebe getan, sondern weil Ihr krank wurdet. Da erinnertet Ihr Euch an das Horoskop.“

„Keineswegs, ich wollte es ja nicht glauben, bis ich's am eigenen Leibe spürte.“

„Es ist ein Wahn, zu glauben, daß die Einzelheiten aus dem Himmel vorausgesagt werden können. Gespenster hat immer nur der gesehen, der an sie geglaubt hat.“

Wallenstein blätterte nachdenklich in Keplers Erläuterungen zum Horoskop. „Warum verweigert Ihr Euch, während Ihr mir früher zu Willen wart?“

„Damals erfuhr ich Euer Begehren durch Herrn Stromayer, einen hochgelehrten Medikus, von dem ich annehmen mußte, daß er einen rechten Gebrauch von dem Horoskop machen würde. Außerdem wart Ihr ein Privatmann, da konnte nicht viel passieren. Jetzt aber seid Ihr ein mächtiger Feldherr, von dem das Glück und Wehe ganzer Völker abhängt.“

„Gerade deshalb, lieber Kepler, solltet Ihr mir zu Diensten stehen. Aber ich kann Euch nicht zwingen. Ihr seid ein großer Mann, ich achte Euch, auch wenn ich Euch nicht immer verstehe. Nur um eins muß ich Euch bitten, daß Ihr die Planetenörter für die Nativität der Personen berechnet, die für mein Handeln wichtig sind. Ich will den Frieden im Reich wiederherstellen und muß deshalb meine Feinde kennen.“

Ihr erhaltet Wohnsitz in Sagan und die für Eure Arbeit nötigen Hilfsmittel, Druckpressen, Drucker, so daß Ihr Eure Absicht, Tycho Brahes Beobachtungen herauszugeben, verwirklichen könnt. Ihr braucht mich nicht ins Feld zu begleiten, Ihr könnt Eure Familie nach Sagan holen.“

Kepler blickte Wallenstein überrascht an, denn er hatte sich auf ein zähes Feilschen eingestellt und erhielt nun fast alles, was er sich wünschen konnte.

Doch würde es ihm im Herzogtum Sagan nicht ebenso ergehen, wie es ihm in Graz, Prag und Linz ergangen war?

Wallenstein beruhigte ihn. „Ihr steht unter meinem Schutz, Ihr, Eure Familie und Eure Leute, die Ihr nach eigenem Ermessen aussuchen sollt. Ich bin ein Feind der Jesuiten und aller Glaubenseiferer!“ fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Am liebsten würde ich sie zum Teufel jagen! Sie wollen nur Geld und Macht, leben von Versprechungen auf das Jenseits, hausieren aber im Diesseits, führen Gott im Mund und den Teufel in der Seele.“

„Ich habe gute Freunde unter den Patres“, antwortete Kepler, „mit Verlaub, ich würde nie ein solch pauschales Urteil fällen, Hoheit. Es gibt hervorragende Gelehrte im Orden Jesu. Nur ihr Fanatismus schreckt mich.“

„Es ist die Schuld des Kaisers, daß sie sich ausbreiten wie die Pest und mich mehr bedrängen als meine Feinde. Von mir aus kann jeder selig werden, wie er will.“

„Ihr nehmt es mit dem Glauben nicht so genau, heißt es. Da unterscheiden wir uns sehr, Hoheit.“

Wallenstein wandte sich ab. „Wer nimmt den Glauben denn noch ernst? Die einzelnen Konfessionen führen ihn vor sich her wie einen Schild. Jeder betet zum einzig richtigen Gott. Wer aber hat denn nun wirklich den richtigen Gott? Ihr oder ich? Diese oder jene?“

„Wer das Kreuz trägt, Hoheit, wie Jesus Christus. Nicht, wer das Schwert trägt.“

„Ihr seid ein Tor. Hier auf Erden zählt nur das Schwert. Das Kreuz will keiner auf sich nehmen. Seht meine Soldaten: Für ‚Jesus Maria‘ ziehen sie in den Kampf, aber sie denken nur an die Beute.“

„Wie der Herre, so ’s Gescherre“, entfuhr es Kepler.

Wallensteins Gesicht erstarrte. Nach einer Pause sagte er versöhnlich: „Ihr seid mir ein Kauz, aber Ihr seid auch ein

großer Gelehrter. Solches will ich gelten lassen, auch Euren Mut, frei vor mich hinzutreten.“

„Ihr seid großzügig, Hoheit. Ich nehme Euer Angebot an.“ Kepler zog ein Manuskript aus der Brusttasche. „Ich habe Eure Nativität nach den veränderten Geburtsdaten neu berechnet“, sagte er. „Danach kommt der Mond aus dem 12. Haus herauf, und das 11. stellt sich der Venus entgegen, danach die Sitten und das Verhalten gebessert werden.“

Auf Eure Frage, ob Eure Landsleute in Böhmen Eure größten Feinde sein werden, muß ich antworten: Das hängt von den politischen Verhältnissen, nicht von den Sternen ab.

Ihr wollt wissen, wie Ihr zu Tode kommen werdet? Es ist im allgemeinen so: Wenn das Podagra einsetzt und bei einem Menschen überhandnimmt, dann folgt gewöhnlich im hohen Alter der Schlag, aber es muß nicht so sein.

Eure Frage, ob Ihr in der Fremde sterben werdet, ist ebensowenig aus den Sternen zu ersehen. Ein Soldat, der außerhalb seines Landes kämpft, kann gleichwohl dort sterben.“ Kepler verschnaufte einen Augenblick.

„Hoheit fragen, ob der Krieg weitergehen und Euer Glück im Kriegswesen fort dauern wird. Es liegt nicht in der Macht eines Menschen, einen Krieg zu beginnen und zu beenden. Aber Eurer Hoheit stünde es frei, im Kriegswesen zu verbleiben oder auszuscheiden. Schon daraus erhellt, daß Euer Glück nicht von den Sternen, sondern von Eurem Handeln bestimmt wird.“

Schließlich wollt Ihr wissen, wie es mit Euren Feinden steht. Hoheit haben in Böhmen schon deshalb viele Feinde, weil Eure Fürstliche Gnaden Güter der Vertriebenen in Besitz genommen haben.

Außerhalb Böhmens habt Ihr viele Protestanten zu Feinden, denen Ihr Schaden zufüget – sei es durch Kontributionen oder durch Aneignung von Besitztümern, sei es durch Verwüstungen, die Eure Truppen anrichteten. Eure Hoheit brauchen diese meine Belehrung nicht, ein so erfolgreicher

Feldherr weiß darum besser Bescheid als ein bescheidener Sterngucker.“

Er weiß noch viel mehr, dachte Wallenstein. Nach und nach werde ich ihm seine Geheimnisse entlocken. Für heute wollte er sich bescheiden. „Ihr könnt, wenn Ihr Eure Geschäfte in Prag beendet habt, nach Sagan aufbrechen. Ich habe meinem dortigen Landeshauptmann Grabes von Nechern befohlen, Euch eine bequeme Wohnung gegen leidliche Bezahlung zu geben und Euch hilfreich zur Seite zu stehen.

Landeshauptmann Taxis hat Befehl, an Euch tausend Gulden für das Jahr 1628 zu zahlen.“ Wallenstein gefiel sich in seiner großzügigen und umsichtigen Handhabung der Dinge, und er freute sich über Keplers ungläubiges Erstaunen, das immer mehr einer ehrlichen Freude und Bewunderung wich.

„Ich muß erst zu den Meinen nach Regensburg, auch nach Linz, um meine Entlassung aus dem Dienst der Landstände zu betreiben. Man wird sie gern annehmen. Ich erhielt ein Rundschreiben aus Linz, daß alle, die nicht akkommodieren, das Land verlassen müssen. Daran seht Ihr, wie wichtig für mich Eure Zusage ist, in Eurem Herzogtum mit konfessionellen Zwängen nicht rechnen zu müssen.“

„Dennoch habt Ihr Euch rückversichert beim sächsischen Kurfürsten.“ Wallenstein genoß die Überraschung, die sich auf Keplers Gesicht abzeichnete. „Ihr seht aus wie ein ertappter Schulbub“, sagte er leutselig. „Aber daß Ihr es wißt, ich schätze solche Vorsorge.“

Kepler fing sich schnell. „Ihr seid wahrhaftig ein bewunderungswürdiger Herr. Ich bedachte es nicht, daß Ihr überall Eure Informanten habt.“

„Was ich Euch noch fragen wollte, Kepler, Ihr schreibt, daß Saturn und Mars in diesem Jahr für mich eine widerwärtige Konjunktion einnehmen. Wie beurteilt Ihr die Aussichten meines Feldzugs?“

„Ihr habt über hunderttausend Mann unter Waffen. Selbst

wenn die ligistischen Truppen Euch nicht sonderlich zur Seite stehen sollten, dürfte Euch der Dänenkönig keinen großen Widerstand entgegensetzen können.“

„Stralsund verweigert sich uns. Es ist fast vollständig von tiefen Wassern umgeben, und die schmalen Zugänge vom Land sind stark befestigt. Noch habe ich keine Flotte.“ Wallenstein entrollte eine Karte.

Kepler beugte sich über den Tisch. „Es wird nicht ohne große Opfer gestürmt werden können. Über See kann die Stadt Hilfsgüter und Söldner von weit her beziehen. Die Leute werden wissen, daß die Natur sie gut schützt, und schwerlich bereit sein, eine kaiserliche Besatzung anzunehmen, die ihnen wie ein Schmarotzer mitten im Leib sitzt. Die Hanseaten sind gut protestantisch und wissen ihre Freiheiten zu schützen.“

„Ich will diese Stadt haben. Eines Tages könnte sie der Schwede benutzen, um ins Reich einzufallen.“

„Der Schwede beherrscht die Ostsee von Riga bis Wolgast. Er wartet, bis der Däne besiegt ist, um sich das Baltische Meer zu unterwerfen. Ihr werdet ihn zum Feind haben, denn er wird eine kaiserliche Armada nicht hochkommen lassen. Ich rate Euch, Stralsund nicht zu bedrängen; es könnte Euch sonst den Feind ins Land holen.“

„Ebendas will ich verhindern.“ Wallenstein richtete sich auf. „Schickt mir bitte die Berechnungen der Planetenörter nach, sobald Ihr könnt, vorerst die des Schwedenkönigs. In wenigen Tagen breche ich auf.“

Wallenstein wollte Kepler schon verabschieden, da fiel ihm das Schreiben des Kaisers ein, das er Kepler nicht vorenthalten wollte.

„Seine Majestät hat mich angewiesen, Euch zu helfen, daß Ihr die Schuld des Kaisers in Höhe von“ – Wallenstein hielt sich den Brief dichter vor die Augen –, „von elftausendacht-hundertsiebzehn Gulden erlangen könnt. Wörtlich heißt es: ‚Seine Liebden‘ – damit bin ich gemeint – ‚werden zweifellos dem Astronomen zu seiner Befriedigung gern behilflich

sein.“ Grinsend reichte Wallenstein das Papier seinem Astronomen.

Kepler las das Schreiben zweimal. Ihm wurde heiß. Damit wälzte der Kaiser seine Verpflichtung von sich und lieferte ihn auf Gnade und Ungnade dem Feldherrn aus. „Ich wüßte gern, wie Eure Hoheit dazu stehen“, sagte er, mühsam beherrscht.

„Es ist die Art des Kaisers, lieber Kepler, solche Späße liebt er, aber sie sind ernst gemeint. Für den Kaiser ist der Fall erledigt, nur den Titel läßt er Euch.“

Wallenstein befriedigte Keplers Betroffenheit. „Ihr solltet Euch indessen keine Sorgen machen. Der Friedländer hält, was er verspricht. Ob aber und wann ich zur Befriedigung der kaiserlichen Schuld beitragen kann, das steht – in den Sternen!“

Kepler verstand die Anspielung wohl. So waren sie, die Fürsten, Könige, Kaiser, lebten vom Betrug an den Bürgern, die rechtschaffen ihre Arbeit verrichteten. Auf seinem Geld aber würde er bestehen, was immer auch kommen sollte. „An der Nase werde ich mich nicht herumführen lassen, Hoheit. Ich hoffe sehr, daß ich bald über den Betrag verfügen kann.“

„Was ich da tun kann, werden wir sehen“, wick Wallenstein aus. „Auf mein Wort ist Verlaß. Ihr müßt Euch gedulden. Ihr könnt doch nicht erwarten, daß ich in einigen Monaten herbeischaffe, was Euch der Kaiser seit Jahren vorenthält. Er verfügt über mehr Geld als ich, der ich ihm auch noch unglaubliche Summen für sein Heer vorstrecke. Jetzt liegt mir schon der Bankier de Witte in den Ohren, weil des Kaisers Sohn den Landständen in seinen Besitztümern die Zahlung der Kontributionen verbietet.“

„Ihr seht mich an, als wäre ich daran schuld“, entgegnete Kepler. „Der Krieg kommt teuer. Eines Tages wird der Brunnen leer sein, aus dem Ihr schöpft, Hoheit.“

Wallenstein starrte Kepler lange an. Plötzlich lachte er laut heraus. „Wer zwanzigtausend Gulden im Monat für seinen Hofstaat ausgeben kann, der bekommt immer Kredit. Ich will

nicht hoffen, daß Eure Prognose je zur Wirklichkeit wird. Der Reichtum meiner Besitzungen ist unbegrenzt. Ich zerstöre die Städte und Dörfer nicht, ich presse sie nur aus. Da ist noch viel herauszuholen. Die Universität in Sagan werde ich mit den reichsten Mitteln ausstatten. Sie soll der Welt beste werden und Ihr, Kepler, ihre Zierde.“

Kepler behagte die Wendung des Gesprächs nicht, und er schwieg. Er könnte mich sofort auszahlen, dachte er, ohne den Verlust überhaupt zu bemerken. Aber er will es nicht, weil er mich dadurch um so fester an sich zu ketten glaubt. Ich muß auf der Hut sein und abwarten.

Geduldig hörte er zu, wie Wallenstein von seinen zukünftigen Eroberungen schwärmte, von den Schätzen aus Tausend-und-einer Nacht, die er in Konstantinopel gewinnen würde. Sein Reich, das kaiserliche, würde dann vom Schwarzen Meer über das Mittelmeer, den Atlantik, die Nordsee bis zum Baltischen Meer reichen.

„Trotz der schlechten Prognostika, die Ihr mir, mein lieber Kepler, für die kommenden Jahre gestellt habt.“

Der Gedanke daran führte Wallenstein in die Wirklichkeit zurück. Der Glanz, der in seinen Augen gelegen hatte, wich einer melancholischen Stimmung. Er verabschiedete Kepler schnell. „Nach Eurer Ankunft in Sagan erhoffe ich Bericht, wie Ihr es getroffen habt. Gehabt Euch wohl.“

Kaum hatte Kepler ihn verlassen, verlor Wallenstein die Beherrschung. Die Podagraschmerzen überwältigten ihn. Er preßte die Hand gegen den Mund, um nicht laut aufzuschreien. Stöhnend begab er sich auf sein Lager.

Hoffentlich ging der Anfall bald vorüber. In der Frühe erwartete ihn der Kaiser, bis dahin mußte er wieder auf der Höhe sein. Er mußte etwas gegen das Gift tun, das die Kurfürsten, Herzöge und Jesuiten dem Kaiser einträufelten, um ihn gegen seinen General aufzubringen.

Mit gemischten Gefühlen verließ Kepler das Wallensteinsche Palais. Zwar hatte ihm der Herzog mehr geboten, als er er-

warten konnte, doch zugleich auch den Pferdefuß sehen lassen. Dennoch überwog in ihm die Freude; er kam nicht mit leeren Händen zurück, und vor allem, er wußte nun endlich, wo er mit seiner Familie leben konnte!

Sagan lag ein bißchen weit entfernt von seiner Heimat, seinen Freunden, auch von den großen Städten des Reiches. Aber vielleicht war es so ganz gut für ihn. Der Pfarrer würde ihm seine Exkommunikation nicht verübeln und ihn teilhaben lassen am Leben der Gemeinde. So würden sie sich sicherlich bald heimisch fühlen. Eine Rekatholisierung Sagens war nicht zu befürchten; der Herzog war dort der Herr, nicht der Kaiser.

Was der Friedländer von ihm verlangte, würde nicht zuviel Zeit kosten. Der Landeshauptmann sollte ihm hilfreich zur Seite stehen. Eintausend Gulden im Jahr war ein Gehalt, das nicht einmal die höchsten Räte beim Kaiser bezogen.

Kepler sog die Abendluft tief ein. Der Frühling war in Prag besonders schön. Gott meinte es gut mit ihm, daß er ihn noch einmal hier erleben konnte. Dennoch wollte er spätestens in einer Woche aufbrechen. Die Sonne warf einen sanftroten Streifen über die Moldau. Auch morgen würde das Wetter gut werden. Als Wetterprophet war er berühmt. Die Leute glaubten, er wußte es aus den Sternen, dabei notierte er seit dreißig Jahren an jedem Tag das Wetter. Der Kepler kommt, sagten die Leute, wenn er ein Wetter richtig vorausgesagt hatte. Aber sie lachten auch, wenn er sich geirrt hatte. In der Natur obsiegt meist die Regelmäßigkeit, doch sie scherzte mit Ausnahmen.

Sagan lag abseits von der Handels- und Poststraße. Kepler fürchtete plötzlich, sein Schicksal zu sehr mit dem Wallensteins verknüpft zu haben. Wallenstein war nicht so mächtig, wie er selbst glaubte.

Am meisten wurmte Kepler, daß er sein Geld nicht bekommen konnte. Erst mit ihm würde er die ersehnte Unabhängigkeit gewinnen. Darauf mußte er bedacht bleiben. Kepler

spuckte ins Wasser. Ein Fischerboot legte vom Ufer ab. Der Wirt sollte ihm einen Hecht braten, frisch aus der Moldau. Die Torwächter kannten Kepler schon, sie lächelten und ließen ihn passieren.

„Bitt der Herr erzeige mir die Freundschaft
und stehe nicht auf, bis es besser wird.
Ich werde daraus abnehmen, ob mir der Herr
Gutes gönnt, wenn er nicht aufsteht, denn
dadurch wird er desto eher genesen.“

*Wallenstein an seinen Feldmarschall
Hans Georg von Arnim – Mai 1628*

Unwirklich hell und klar lag der Himmel über der weiten vorpommerschen Tiefebene. Wallenstein blickte zurück auf Greifswald. Die Türme der Kirchen und Mauern zeichneten sich scharf gegen den Horizont ab. Ungewohnt war der herbe Wind, der über die Felder, Wiesen und Moore strich.

Wallenstein ritt von Troß zu Troß, sprach mit den Hauptleuten, richtete hin und wieder ein Wort an einen seiner Söldner. Bald mußten die Türme von Stralsund auftauchen, von denen ihm kein freundliches Willkommen geblasen werden würde.

„Diese Schurken von Stralsund wollen uns hindern, in Deutschland Frieden zu machen und die Armee gegen die Türken zu wenden – eine Maßnahme, die bereits durch den Papst und den Kaiser gebilligt ist“, hatte er seinem Feldmarschall Arnim geschrieben.

Doch Arnim war es nicht gelungen, die Stadt zu erobern. Er konnte seine Übermacht von vierzehntausend Mann nicht zur Geltung bringen, da Angriffe nur an zwei Stellen möglich waren.

Befriedigt sah Wallenstein auf die große Zahl seiner Geschütze, die er aus brandenburgischen und pommerschen Arsenalen geholt hatte. Damit würde er den Stralsundern die Arbeit noch zurückzahlen, die sie ihm seit Monaten bereiteten.

Viel lieber wäre Wallenstein gleich nach Mecklenburg gezogen. Die ehemaligen Herzöge hatte er bereits des Landes verwiesen, ihre Familien mußten ihnen folgen. Er wollte mit den alten Herrschern nichts zu schaffen haben.

Obgleich das Land flach wie eine Platte wirkte, wechselten sanfte Erhebungen und leichte Senken miteinander. Die Dörfer lagen weit auseinander; nur in ihrer Nähe gab es bestellte Felder, die anderen Flächen wurden als Weideland genutzt. Die Kühe standen oder lagen wie versteinert im Gras.

Wallenstein hatte ein Kavalleriekommando gebildet, das den Heerestroß umkreiste und jeden Übergriff seiner Leute verhinderte. Sie bekamen genügend Sold, um ihren Proviant zu bezahlen. Er hatte auch die Klagen satt, die dem Kaiser wegen Räuberei zugetragen wurden. In einer so großen Armee gab es immer Diebsgesindel und Marodeure. Kein Befehlshaber konnte seine Augen überall haben. Und nicht alle waren zuverlässig.

Das überhelle Licht blendete Wallenstein. Er trieb seinen Rappen eine Anhöhe hinan und beschattete die Augen. Die mächtigen Türme der großen Stralsunder Kirchen schienen über dem gleißenden Wasser zu schweben. Rechter Hand schimmerte ein Stück des Strelasundes, dahinter erhob sich die Insel Rügen.

Ein Trupp Reiter näherte sich ihm. Die Standarten blitzten in der Sonne. Wallenstein setzte das Fernglas an die Augen. Deutlich erkannte er den kaiserlichen Doppeladler und die Führungsstandarte seines Feldmarschalls Arnim. Hoffentlich hatte er seine Krankheit ausgeheilt.

„Trompeter!“ befahl er, „Signal!“

Das Wiehern und Stampfen der Pferde, das Knarren der Räder und Scharren der Stiefel wurden von den hellen Trompetenklängen übertönt.

„Sieg das Panier!“

Arnim gab dem Pferd die Sporen. In gestrecktem Galopp stürmte er die Anhöhe hinauf, paradierte vor seinem Feld-

herrn und bestaunte den Orden des Goldenen Vlieses, den höchsten in Europa überhaupt, den der spanische König Wallenstein nach Wien geschickt hatte.

„Ihr seid genesen“, sagte Wallenstein. „Das ist mir mehr Freude, als wenn Ihr mir die Stadt zu Füßen legtet.“

„Gruß und Dank Euch, mein Feldherr. Ihr richtetet mich auf. Ihr gabt mir den Mut, Euch ins Angesicht zu schauen, denn ich habe es nicht geschafft, weiß Gott nicht, trotz aller Mühe und Plage.“

„Gemeinsam schaffen wir es.“ Wallenstein ritt nahe an seinen Feldherrn heran. „Hier überreiche ich Euch die Ernennungsurkunde zum Feldmarschall. Ihr habt mir gute Dienste geleistet. Es lebe der Kaiser.“

„Es lebe unser Feldherr!“ Arnim erhob sich im Sattel. „Es lebe unser Feldherr, unser Fürst und Herr!“ Er schwenkte das Pergament durch die Luft und hörte berauscht auf den sich fortpflanzenden Ruf: „Hoch, hoch, hoch!“

„Wir haben unsere Angriffe auf das Kniepertor und das Frankentor gerichtet, für uns die einzigen Möglichkeiten, überhaupt an die Stadt heranzukommen“, sagte Arnim, während sie der Stadt am Sund entgegenritten. „Wir hatten die Hauptverteidigungsanlagen des Frankentores erobert, aber wir kamen nicht über die Wälle hinweg. Am Kniepertor hatten wir die Bastionen erstürmt, aber wir hielten dem Gegenangriff nicht stand. Dänische Schiffe brachten Munition und Leute in die Stadt. Wir konnten es nicht verhindern. Den Dänholm, die Insel zwischen Stralsund und Rügen, hatten wir besetzt, aber wir wurden wieder vertrieben.“

Wallenstein hörte schweigend zu. Inzwischen erreichten sie das Hainholz westlich von Stralsund, in dem Arnim seinen Befehlsstand eingerichtet hatte. Mit zusammengezogenen Brauen blickte Wallenstein über die weiten Wasserflächen der Mauern und Wällen vorgelagerten Teiche. Die Zugänge zur Stadt waren schmal und mit zahlreichen Bastionen besetzt.

Nach einer kurzen Beratung mit den Obersten gruppierte

Wallenstein seine Truppen halbmondförmig um die Stadt, daß die Bürger Stralsunds die gesamte Heeresmacht von fünf- und zwanzigtausend Mann vor Augen hatten.

„Das wird ihnen einiges von ihrem Schneid nehmen“, sagte er. „Wir werden noch heute nacht das Frankentor stürmen.“

Die Turmdächer funkelten in der untergehenden Sonne, als Wallenstein die gegen das Frankentor gerichteten Kartauen, Feldschlangen und Vierzehnpfundmörser sowie die zum Sturm gerüsteten tausend Mann inspizierte.

In allem war er den Stralsundern weit überlegen, nur die Seeseite blieb offen, denn er verfügte über viel zuwenig Schiffe, um auf dem Wasser etwas bewirken zu können. Diese Situation beunruhigte ihn. Jede Stadt auf dem Land konnte er von allen Seiten einschließen und angreifen. Er mußte Stralsund schnell zu Fall bringen, bevor die Dänen oder Schweden weitere Hilfstruppen über die See heranzuführen konnten.

Die Sonne versank wie eine goldene Kuppel. Sie schoß rote und gelbe Strahlen über den Himmel. Die Nächte waren kürzer und heller hier. Noch immer schimmerte ein weißer Streifen am nördlichen Horizont.

„Die Fackeln an!“ Der Befehl ging von Mund zu Mund. Die Kanoniere rannten zu den Lagerfeuern und setzten die Fackeln in Brand. Sie flackerten und rauchten; gespenstisch bewegten sich die Flammen in der Ebene.

„Tod den Feinden, Feuer frei!“

Die Kanoniere hielten die Fackeln gegen die Luntten. Lichtpunkte zischten in die Geschütze. Dann erbebt die Nacht.

Eine Kanonade folgte der anderen. Die Kugeln flogen über das Wasser gegen die Mauern, trafen den Turm des Frankentores, fielen durch Dächer und Fenster.

Wallenstein verfolgte die Beschießung von einem Hügel aus. Ab und an durchdrang der schrille Schrei von Möwen das Brüllen der Geschütze.

Inzwischen hatten sich die Sturmtrupps formiert. Ein schmaler Mond erhob sich über der dunklen Ebene und legte Silberstreifen auf die Teiche.

„Für Jesus Maria!“

Die kleinen Geschütze schwiegen, nur die weittragenden schossen noch ihre Kugeln hinter das Tor.

Mit wildem Geschrei stürmten die Angreifer gegen die Befestigungen an. Rammböcke sollten die eisenbeschlagene Zugbrücke und das Fallgitter zerstören. Eine Gruppe sollte mit Sturmleitern die Mauern erklettern.

Die Verteidiger schossen gut gedeckt mit Hakenbüchsen und Gewehren, schleuderten Töpfe mit siedendem Teer und Brandfackeln von den Zinnen, so daß die Angreifer zurückfluteten. Aber schon ließ Wallenstein den nächsten Trupp vorstürmen, der die Fliehenden mit nach vorn riß. Dieses Mal überwand einig den Graben, andere legten die Leitern an die Mauer, der Rammbock wurde vorgeschoben, und der eisenbewehrte Eichenstamm donnerte gegen die hochgezogene Zugbrücke.

Eine Welle nach der anderen brandete gegen die Torbefestigungen und schlug hier und da eine Bresche. Hin und her wogte der Kampf, aber die Angreifer konnten nicht in das Außenwerk eindringen. Übermüdet zogen sich die Trupps in der Morgendämmerung zurück, begleitet von den höhnischen Rufen der Verteidiger.

Wallenstein war wütend über den Fehlschlag. Gereizt hörte er die Berichte seiner Kommandeure. Er haßte sie, die Erfolglosen, und einige Offiziere, die wegen geringfügiger Verwundungen aus dem Kampf gegangen waren, verurteilte er zum Tod durch Erschießen.

„Wenn solche Feiglinge unter den Offizieren sind, wie soll ich da eine Stadt nehmen, die wie keine andere geschützt ist?“

Unwillig überwachte Feldmarschall Arnim die Ausführung des Befehls. Die Sonne stieg bleich über der Insel Rügen empor, als die Schüsse fielen.

Wallenstein biß die Zähne aufeinander. Sein Gewissen rebellierte wider seinen Verstand. Das Urteil war unangemessen gewesen — er hatte ein Exempel statuieren müssen. Noch nie hatte er so hart durchgegriffen — die Leute mußten wissen,

daß sie nur die Wahl hatten zwischen Sieg und Tod. Es war ungerecht — der Zweck heiligte das Mittel. Mußte er sich schon selbst belügen? Der Stärkere bestimmte die Wahrheit, der Sieger schrieb die Geschichte.

„Wir werden die Beschießung und die Angriffe fortsetzen. Der Gegner darf keine Atempause erhalten.“ Die Offiziere und Feldmarschall Arnim wiederholten den Befehl. Schweigend verließen sie das Quartier des Feldherrn, schweigend nahmen sie in dem Verpflegungszelt ihre Mahlzeit ein.

„Sie hätten ebensogut fallen können“, meinte Arnim, „wir wollen die Sache vergessen, so oder so.“ Er stand auf. „Es wird Zeit, jetzt wollen wir den Hundsföttern den Marsch blasen. Die Stadt ist reich an fetten Hanseaten. Die haben mehr hinter ihren Mauern, als wir uns träumen lassen.“

Den ganzen Tag über ließ Wallenstein die Beschießung der Stadt fortsetzen und gegen Abend erneut das Frankentor stürmen. Er selbst ritt dicht unter den Wällen und Mauern entlang, um den Angriff aus nächster Nähe zu beobachten und jederzeit eingreifen zu können.

In der Nacht hatten die Stralsunder neue Hilfstruppen aus Schweden erhalten, die überraschend mit Schwertern und Piken durch ein Seitentor hervorbrachen und die Kaiserlichen in der Flanke angriffen, so daß Wallenstein den Rückzug befahl.

Wieder ließ er die Stadt einen Tag lang beschießen, bevor er zum dritten Male das Frankentor angriff. Die Zugbrücke und das äußere Tor waren beschädigt worden. Die Angreifer erweiterten die Breschen, drangen ein und drängten die Verteidiger zurück. In dem engen Außenwerk waren Hellebarben und Spieße wertlos. Schwerter allein zählten noch. Schritt für Schritt wichen die Verteidiger vor der Übermacht zurück.

Die Kaiserlichen brüllten: „Vivat, vivat!“ Das Außenwerk war in ihren Händen.

Wallenstein besichtigte den Kampfplatz. Noch nie hatte ihm der Angriff auf eine Stadt soviel Opfer und Munition, so-

viel Kraft und Ausdauer abverlangt. Aber mit dem Außenwerk war nur wenig gewonnen.

Nachdenklich betrachtete Wallenstein die Bastion neben dem Frankentor. Zweiundzwanzig Geschütze hatten einen ganzen Tag lang ihre Geschosse daran verschwendet, doch die dicken Backsteinmauern waren wie zum Hohn nur an der Oberfläche beschädigt. Sein Blick überflog die zahlreichen Bastionen und Türme bis hin zur Marienkirche, die wie eine Festung in den Horizont ragte.

Keplers Worte fielen ihm ein. Zog er nicht mit seinem Vorgehen gegen diese widerspenstige Hansestadt den Dänen und Schweden ins Land?

Vielleicht waren die Stralsunder angesichts der Erstürmung des Außenwerks davon zu überzeugen, daß weiterer Widerstand zwecklos und die Hinnahme eines Bußgeldes und einer kleinen kaiserlichen Besatzung einer Eroberung und Zerstörung der Stadt vorzuziehen war.

Auf jeden Fall wollte er einen Versuch wagen. Auch seine Truppen konnten eine Erholungspause vertragen, obgleich noch längst nicht alle Verbände eingesetzt gewesen waren. Seine gesamte Reiterei war nutzlos in diesem Kampf. Manchen brachte die Langeweile auf dumme Gedanken. Sie trieben sich in der Gegend herum und plünderten Gehöfte und Dörfer. Wie sollte er sie herausfinden, wenn einige Offiziere ihre Streifzüge deckten. Zu lange schon hielt ihn Stralsund gefangen.

Am Morgen schickte er einen Offizier, der dem Stadtrat Verhandlungen und seinen Vertretern freies Geleit zum Hauptquartier des kaiserlichen Generalissimus anbot.

„Sie haben zugestimmt“, berichtete der Parlamentär. „Morgen wollen sie eine Abordnung schicken.“

Und einen Tag Zeit gewinnen, dachte Wallenstein ärgerlich. Nachmittags verließen mehrere Schiffe den Hafen und segelten nordwärts. Am liebsten hätte er den Sturm auf die Stadt fortgesetzt, doch jetzt durfte er die Stralsunder nicht durch Wortbruch verunsichern.

Je länger sich die Abordnung des Stadtrats Zeit ließ, desto ungehaltener wurde Wallenstein. Als er sie am Mittag in feierlichen Gewändern gemächlichen Schrittes herankommen sah, hätte er sie am liebsten zum Laufen geprügelt. Aber noch war er nicht ihr Herr.

„Ihr hättet Euch einiges ersparen können“, eröffnete Wallenstein nach dem Zeremoniell der Begrüßung die Unterredung. „Ihr habt Glück, die Stadt gefällt mir, ich möchte sie nicht in Flammen und Rauch aufgehen sehen.“ Die Wirkung seiner Worte bereitete ihm Genugtuung; die Stadträte wurden blaß, sie wechselten besorgte Blicke.

„Trotz unseres Sieges und unserer Übermacht will ich meine Forderung nicht hinaufschrauben, sie sogar noch mildern. Die fünfzigtausend Taler muß ich haben. Die Schlacht hat mich ein Mehrfaches gekostet. Eine kaiserliche Besatzung müßt Ihr aufnehmen, dreihundert Mann, kaum der Rede wert, mehr ein Symbol Eurer Anhänglichkeit gegenüber dem Kaiser, Eurem rechtmäßigen Herrn. Die anderen Hansestädte haben diesen Schritt als Selbstverständlichkeit betrachtet.“

Ihr Stralsunder aber mögt sehen, daß wir Euch nicht bedrängen wollen. Die Besatzungstruppe soll nicht allein auf den Kaiser, sondern zugleich auf Euren Herzog Bogislaw, den Kurfürsten von Brandenburg, und Euren Stadtrat vereidigt werden, so daß sie auch Euch unterstellt ist und Ihr nicht befürchten müßt, in Glaubensangelegenheiten belästigt zu werden.“

Die Ratsherren nickten erleichtert. „Das können wir wohl tun“, sagte der Wortführer.

Wallenstein erhob sich überrascht. „Dann wollen wir den Vertrag unterschreiben.“

„Das geht nicht.“ Der Wortführer schüttelte den Kopf, und die anderen folgten seinem Beispiel.

„Was soll ich davon halten?“ beehrte Wallenstein auf.

„Erst müssen wir die andern fragen. Bei uns entscheidet nicht bloß einer“, entgegnete der Wortführer trocken.

„Wie lange Zeit braucht Ihr dazu?“ fragte Wallenstein.

„Vierzehn Tage bestimmt.“ Der Wortführer blickte von einem zum andern, die mit wichtiger Miene die Worte unterstrichen.

Wallenstein war einem Wutanfall nahe. Schon bereute er die Änderung seiner Taktik. Er konnte die Ratsherren als Geiseln behalten und erneut zum Sturm blasen. Es würde ihm schon etwas einfallen, um den Wortbruch zu rechtfertigen und den Betrogenen die Schuld zuzuschieben. Ein schlechtes Beispiel, gewiß, aber nicht selten von anderen geübt. Der Macht ist jedes Mittel recht, hatte Machiavelli geschrieben. Ein Fürst darf keine Skrupel haben, wenn er sein Ziel erreichen will.

Unwirsch blickte er den Ratsherren in die Gesichter. Sie sahen aus, als ginge sie hier nichts mehr an. In ihren dunklen Gewändern wirkten sie, als seien sie auf einer Beerdigung.

„Gut“, sagte Wallenstein, mühsam beherrscht. „Zehn Tage habt Ihr Zeit, wenn Euch das Leben Eurer Frauen und Kinder etwas gilt.“

Die Ratsherren verneigten sich leicht und gingen gemächlichen Schrittes zur Stadt zurück. Wallenstein ließ sie von einer Eskorte seiner Leibwache begleiten.

„Wir haben zu lange gezögert“, wandte sich Wallenstein an seinen Feldmarschall. „Die Stralsunder rechnen auf Zeitgewinn. Weiß der Teufel, wohin sie mit ihren Schiffen fahren.“

„Dann sollten wir morgen erneut stürmen. Noch ist das Wetter günstig. Es gab hier Wochen, in denen es wie aus Eimern goß.“

„Senno hat für die nächsten zehn Tage eine Verschlechterung in der Sternkonstellation entdeckt. Etwas Ruhe könnten wir alle gebrauchen. Die alten Verbände sind von der langen Belagerungszeit angegriffen und demoralisiert, die neuen sind unerfahren und uneinheitlich zusammengesetzt. Stärken wir die Schlagkraft unserer Truppen, verlieren wir zwar Zeit, gewinnen aber an Kampfkraft.“

Wallenstein überwachte die militärischen Übungen. Zwi-

schendurch unternahm er Streifzüge bis nach Ribnitz und Damgarten, wo sein neues Herzogtum begann. Dort wurde er mit Ehrfurcht und Besorgnis empfangen, seine Anordnungen wurden willig befolgt.

Zufrieden kehrte er in sein Hauptquartier zurück. Die Sommerhitze flimmerte über der endlos sich dehrenden Ebene. Lerchen trillerten in unsichtbarer Höhe. Der ewige Wind spielte mit den Gräsern und dem Laub der Pappeln.

Endlich kündete ein Trompeter die Abordnung der Stadträte an. Es kamen dieselben Herren. Ihre Mienen waren ernst. Der Wortführer sagte: „Wir können nichts machen, Generallissimus. Die Bürger wollen nicht.“

„Und warum wollen die Bürger nicht?“ herrschte Wallenstein den Wortführer an.

„Die Bürger denken, das geht auch so.“

„Ihr seid ein doppelzüngiges Gesindel!“ schrie Wallenstein. „Stumm wie Fische und hinterhältig wie Wölfe. Ihr konntet den Frieden haben. Ihr wähltet den Krieg. Wohlan. Kehrt zurück.“

Die Wendung beunruhigte Wallenstein. Einen Monat hatte er ohne ein greifbares Ergebnis vor Stralsund gelegen, sechs Monate hatte Arnim vergeudet. Von Tag zu Tag wurde die Lage kritischer.

Was sollte er tun?

Er mußte nach Mecklenburg, aber nicht mit ein paar hundert Mann, sondern mit zehntausend. Den Leuten imponierte nur der große Auftritt; er sorgte für den nötigen Respekt vor der Macht des neuen Herrn.

Ohne eine Flotte konnte er die Stadt nicht bezwingen. Doch einen letzten Versuch wollte Wallenstein wagen. Er inspizierte die Stellungen der Geschütze, und um zwei Uhr in der Nacht befahl er den Sturm auf die Bastionen des Frankentores. Ununterbrochen trieb er einen Trupp nach dem anderen vor, feuerte die Männer an mit Flüchen und Versprechungen. In grimmiger Wut verfolgte er das Bombardement. Die Sonne ging feuerrot über Rügen auf, wanderte langsam über

den milchigweißen Himmel, versank matt und kraftlos im abendlichen Dunst.

„Wir schaffen es nicht“, keuchte Feldmarschall Arnim. „Der Teufel ist mit den Stralsundern im Bunde. Wir haben verdammt viele Tote und Verwundete.“ Er spuckte Blut und blickte Wallenstein wild aus geröteten Augen an. „Der Himmel sieht nach Regen aus“, fuhr er fort. „Wir staken schon einmal bis zum Gürtel im Schlamm.“

„Ein Meldereiter von den nördlichen Stellungen“, meldete die Wache. „Eure Fürstliche Gnaden“, rief dieser, „wir haben Schiffe gesichtet, dänische, fünfzehn an der Zahl.“

Wallenstein stapfte vor seinem Zelt auf und ab. Er hatte die Situation verschuldet, die Warnung Keplers in den Wind geschlagen. „Führt die Leute zurück“, wandte er sich an Georg von Arnim. „Wir behaupten unsere Stellungen. Schickt zweitausend Mann, daß wir Nachschub an Munition bekommen.“

Die Lagerfeuer flammten auf. Wallenstein ritt durch die Zeltgassen. Sein scharlachroter Mantel wehte im Wind. Die Leute schienen noch in guter Stimmung zu sein. Einige Weiber jammerten über den Tod ihrer Männer. Er warf ihnen eine Handvoll Gulden hin; kreischend stürzten sie sich in den Staub.

Doch nicht alle Blicke, die er auffangen konnte, befriedigten den Feldherrn. Die Verluste waren zu groß. Den Proviantmeistern befahl er, zusätzlich Fleisch und Bier auszugeben. Volle Köpfe und Bäuche stimmten versöhnlich.

Das Rezept half wie immer; beruhigt hörte Wallenstein auf die lauter werdenden Stimmen, auf die Soldatenlieder. Das gab gute Laune und neue Kraft. Es gehörte wenig dazu, Menschen umzustimmen.

Der Himmel war ungewöhnlich klar. Die Sterne brannten funkelnd in dem schwarzblauen Gewölbe. Sternschnuppen glitzerten durch die Nacht. Die Konjunktion verschlechterte sich. Senno riet zur Vorsicht.

Gegen Morgen schlug der Wind um. Einige Minuten wehte

kein Lüftchen, dann trieb der Nordost grauschwarze Wolken vor sich her.

Wallenstein war gerade aufgewacht, als ein feiner Regen einsetzte. Träge begann das Leben im Lager. Die Glut vieler Feuer war erloschen, das Holz naß, die Kleider klamm. Immer dicker und schwerer wälzten sich die Wolken über die Ebene. Der Regen wurde stärker, unaufhörlich prasselten die Tropfen.

Als Wallenstein seine Morgentoilette beendet hatte und vor sein Zelt trat, bildeten Land, Himmel und Meer eine verschwommene graue Masse. Unter einem mit rotem Leder bespannten Baldachin, den vier Lakaien trugen, begab er sich ins Hauptquartier, in dem Arnim die Offiziere versammelt hatte.

Die Meldungen klangen wenig erfreulich. „Unsere Leute laufen herum wie nasse Katzen; in den eingenommenen Erdwerken stecken sie bis zum Gürtel in Schlamm und Wasser.“

An einen erneuten Sturmangriff war vorerst nicht zu denken.

Wallenstein prüfte die Vorschläge der Offiziere, doch bevor er einen Entschluß gefaßt hatte, meldeten ihm Kundschafter, die er zur Küste geschickt hatte:

„Zweihundert Schiffe haben wir gezählt, dänische, am Mast des Flaggschiffes hängt die Standarte des Königs. Jedes Schiff hat an die sechs Kanonen und etwa vierzig Mann. Sie kreuzen vor Zingst. In ein bis zwei Tagen werden sie hier sein.“

Wallenstein betrachtete die Ländkarte. Von Schweden konnten ebenfalls in zwei Tagen Schiffe herankommen. Vom Strelasund aus würden sie seine Stellungen im Süden und Norden der Stadt beschießen. Im Hafen konnten sie Truppen an Land setzen, die in seine schwach befestigten Lager einbrechen würden.

„Bereitet alles für einen geordneten Abzug vor“, sagte Wallenstein ruhig. „Der Gegner soll denken, es sei eine Finte. Ob wir abziehen, weiß ich noch nicht. Wir brauchen Munition, der Nachschub dauert länger, als vorauszusehen war. Vom

General der Liga werden wir keine Unterstützung erhalten. Herzog Maximilian hat sie General Tilly untersagt.“

Mit Genugtuung hörte Wallenstein die empörten Rufe seiner Offiziere.

„Ich habe mit Herzog Bogislaw verhandelt. Er erwartet eine Loyalitätserklärung Stralsunds. Erhält er sie, geben wir die Belagerung auf. Die Stralsunder werden schnell merken, ob dreitausend dänische und schwedische Söldner besser sind als dreihundert des Kaisers.“

Wallenstein hielt Feldmarschall Arnim zurück. „Ich gehe mit fünfzehntausend Mann nach Güstrow. Ihr werdet meinen Rückzug decken und Euch dann nach Greifswald zurückziehen. Auf dem Land sind wir die Überlegenen.“

„Verdammter Regen!“ Arnim machte mit Flüchen seiner Wut Luft. Aber auch ein Funken Genugtuung glomm in ihm auf. Der Feldherr hatte es ebenfalls nicht geschafft.

„Wir vernehmen, die Hansestädte befürchten, man wolle das Kaiserliche Edikt wegen der katholischen Reformation exquirieren. Des sind Wir aber durchaus nicht gemeint. Das Edikt kann nicht Bestand haben, und Wir versprechen den Hansestädten, daß ihnen nicht das geringste deswegen zugemutet werden soll, denn man kann den Religionsfrieden nicht also über den Haufen stoßen. Die Gewissen dependieren allein von Gott, gegen den auch ein jeder seine Religion zu verantworten hat.“

Albrecht von Wallenstein – 1629

Es war höchste Zeit, daß er Stralsund hinter sich ließ. Schließlich war er ausgezogen, um sein neues Herzogtum in Besitz zu nehmen. Was war dagegen eine Stadt, die ihm vielleicht nichts als Ärger bereitet hätte. Dennoch wurmte Wallenstein der Mißerfolg, der für die Zukunft schwere Folgen nach sich ziehen konnte.

Stralsund blieb eine Achillesferse. Hoffentlich waren die Stralsunder gegenüber den Dänen und Schweden ebenso widerborstig wie gegen ihn.

Nach Güstrow zu gefiel Wallenstein die Landschaft. Die Eintönigkeit der morastigen Ebene verlor sich hinter freundlichen Hügeln und riesigen Wäldern.

Kaiser Ferdinand II. hätte seine Freude, wenn er hier jagen könnte. Sechzig Hirsche, schrieb er, habe er auf den letzten Jagden zur Strecke gebracht. Sorgen hatte der Herr! Schuldete Hans de Witte dreihunderttausend Gulden für die letzten Lieferungen Pulver, Munition und sonstiger Kriegsausrü-

stung. De Witte brauchte das Geld für den Nachschub. Der Kaiser schoß nur Böcke.

Weit vor Güstrow kam Wallenstein eine Abordnung der Stände entgegen. Sie wirkte ärmlich gegenüber seinem eigenen Hofstaat. Der Bürgermeister überreichte ihm den goldenen Schlüssel der Stadt als Zeichen der Huldigung, der Landeshauptmann eine vergoldete Schüssel mit dem Wappen Wallensteins, dem Engel Friedlands, dem Adler Sagans und dem Stierkopf Mecklenburgs. Dieses Wappen, umgeben vom Goldenen Vlies, sollten die goldenen Münzen tragen, die er in Mecklenburg prägen wollte.

Trompeter bliesen ebenso laut wie falsch einen Willkommensmarsch, als hätten sie noch nie etwas von Wallensteins empfindlichen Ohren gehört.

Der Feldherr dankte knapp und drängte zur Eile. Noch heute wollte er die Kämmerer hören und sich einen Überblick über die Finanzlage des Herzogtums verschaffen. Auch von ihm erwartete Hans de Witte über zweihunderttausend Gulden. Das auf Kontributionen aufgebaute Kreditsystem mußte unbedingt aufrechterhalten werden, sonst war kein Geld für die Kriegführung zu beschaffen.

Das graue Schloß zu Güstrow tauchte auf. Diener der ehemaligen Herzöge standen Spalier, auf den Gesichtern Furcht vor Entlassung. Vorerst wollte Wallenstein sie behalten; ein spärliches Aufgebot. Die meisten waren wohl den vertriebenen Herzögen gefolgt. Aber er brachte genug Personal mit, da kam es auf die Handvoll nicht an.

Die Ausstattung der Räume war dürftig. Wahrscheinlich hatten die ehemaligen Herrschaften mitgenommen, was sich transportieren ließ. Aber Hans de Witte hatte schon gehandelt. Auf dem Hof standen einige Wagen mit Tapeten, Stoffen und Möbeln.

Die Handwerker mußten unverzüglich mit der Arbeit beginnen. Für den Übergang ließ er einige Zimmer provisorisch herrichten, in denen er arbeiten, Gäste empfangen und schla-

fen konnte. Senno sollte in einem der Türme das Observatorium einrichten.

In der ersten Woche empfing er die Bürgermeister und Herren vom Ritterstand, die anscheinend den ehemaligen Herzögen nachtrauerten. Zugleich zeigten sie sich ergeben, ohne Widerspruch zu scheuen. Das Bedächtige ihrer Art reizte ihn, seiner Ungeduld begegneten sie mit Unverständnis. Er mußte an sich halten, um nicht aufzubrausen. Ein Glück, daß er genug wendige Leute mitgebracht hatte, die die Mecklenburger auf Trab bringen würden.

Die Einrichtungen Mecklenburgs mußten vereinfacht, die Rechte und die Macht der Stände eingeschränkt werden; alle Gewalt sollte bei ihm liegen.

Die Landwirtschaft und die Gewerbe hatten seine Truppen mitzuversorgen, die er durch Kriegsknechte aus Mecklenburg verstärken würde. Diese neuen Verbände wollte er in der Nähe der Häfen stationieren, damit sie eventuelle Angriffe der Seekönige sofort zurückschlagen konnten.

Natürlich würden die Reichsfürsten sich wieder beim Kaiser beschweren, wie immer, wenn er die Armee vergrößerte. Sie fürchteten seinen und des Kaisers Zuwachs an Macht. Sollten sie! Ihm gehörte die Armee, nichts konnten sie gegen ihn ausrichten.

Seine Boten jagten nach Prag, Wien, Hessen, Württemberg, Brandenburg, Sachsen, Bayern, Niedersachsen, Frankreich, Italien, Holland, Spanien, Schweden, Polen. Unmöglich konnte er sich nur mit dem neuen Herzogtum beschäftigen. Schließlich gab es für ihn genug anderes zu tun.

Er schickte einige Verbände gegen den Dänenkönig, um ihm die letzten Stützpunkte auf Jütland zu entreißen und ihn damit zum Frieden zu zwingen. Sie würden die Scharte auswetzen, die er in Stralsund erhalten hatte.

Der Gedanke an diese Stadt ließ Wallenstein keine Ruhe. Die zweihundert dänischen Schiffe hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Jederzeit konnte der Dänen-

könig damit Wismar, Rostock oder Stralsund überfallen. Solange er sich auf seinen Inseln aufhielt, war er unangreifbar. Wallenstein hoffte auf Gott, daß Christian, der sich alle Tage vollsoff, im Rausch bald etwas wagen und aus seinen wäßrigen Schlupfwinkeln herauskriechen würde.

Doch als Wallenstein Anfang August von einem Boten seines Feldmarschalls Arnim gemeldet wurde, daß der Dänenkönig in den Peenestrom eingedrungen sei und auf die Küstenfestung Wolgast marschiere, war er überrascht.

Es war schon spät am Abend, der Mond versilberte die Bäume, Sträucher und Wiesen, Wallenstein rief seine Offiziere zu sich, die beim Würfelspiel saßen, Mädchen den Hof machten oder im Bett lagen.

„Wir brechen in einer Stunde auf, zweitausend Mann zu Pferd.“

In wilder Jagd ritt Wallenstein voran. Der Boden bebte unter den Hufen der Pferde. Gegen Morgen erreichte er Greifswald, wo ihn Arnim mit einer Hiobsbotschaft empfing.

„Wolgast ist bereits in dänischer Hand, fast kampflös besetzt, Hoheit. Wir haben das Gelände rekognosziert, ringsum Wasser und Sumpf, ein einziger Morast.“

„Wir müssen hindurch. Diesen Angriff gegen das Reich können wir nicht hinnehmen. Ein zweites Stralsund dürfen wir nicht dulden.“

Feldmarschall Arnim hatte nicht übertrieben, doch so stark befestigt wie Stralsund schien Wolgast nicht zu sein.

Wallenstein ließ einige Fischer aus ihren Häusern herausholen. „Es wird euch nichts geschehen, wenn ihr uns die Furt zeigt.“

„Einen fremden Herrn wolln wir nicht“, antwortete einer. „Der Däne hat hier nichts verloren.“

Die anderen nickten zustimmend. „Dann gehe ich voran“, sagte der Sprecher.

Das Wasser war knietief, die Furt so breit, daß drei Reiter nebeneinander Platz hatten. Langsam näherten sie sich der dänischen Stellung. Plötzlich flammte Geschützfeuer auf,

Kugeln schwirrten heran, klatschten ins Wasser. Mehrere Pferde strauchelten.

Wallenstein ließ das Feuer erwidern, aber der Feuerschutz reichte nicht aus, um die dänischen Stellungen zu durchbrechen.

„Wir brauchen einen zweiten Übergang, daß wir von der Seite herankommen“, sagte Wallenstein zu den Fischern.

„Eine gute Stunde von hier“, antwortete der älteste.

„Warum habt ihr das nicht gleich gesagt!“ herrschte ihn Wallenstein an.

„Ihr habt nicht danach gefragt“, entgegnete der Fischer.

Wallenstein lachte aus vollem Halse. „Ihr seid mir eine Brut!“ rief er. „Los, setz dich auf ein Pferd.“

„Reiten können wir nicht.“

Die Offiziere bogen sich vor Lachen. „Sollen wir ihn festbinden?“ fragte einer.

„Er bekommt einen Wagen“, bestimmte Wallenstein.

Der Feldherr ließ in die entgegengesetzte Richtung reiten, bis sein Regiment aus der Sicht der Dänen gelangte, dann schwenkte er ein und überließ dem Fischer die Führung.

Die Kaiserlichen gelangten sicher durch die zweite Furt und griffen die Dänen in der Flanke und im Rücken an. Diese waren so überrascht, daß sie Hals über Kopf die Flucht ergriffen. Wallenstein setzte mit seinen schnellen Reitern nach, schnitt die Fluchtwege ab und erbeutete Standarten und Kriegsgerät. Auch die Besatzung der Stadt hielt sich nur kurze Zeit, denn die Bewohner stellten sich gegen die Dänen. König Christian flüchtete mit seiner Leibwache ins Schloß, das Wallenstein unverzüglich bombardieren und angreifen ließ.

Als die Sonne orangefarben über dem Horizont stand, gönnte Wallenstein seinen Leuten eine Pause. In der Nacht meldeten ihm Späher, daß sich die Dänen auf ihre Schiffe zurückzogen. Beim ersten Ansturm am Morgen öffnete der pommersche Schloßherr das Tor.

„Der König ist auf dem Meer“, sagte er und verneigte sich

vor dem Feldherrn. „Sie haben uns überrumpelt, sie waren in der Übermacht.“

„Ihr habt nicht gekämpft“, entgegnete Wallenstein. „Zum Teufel mit Euch.“ Wallenstein ritt an ihm vorbei, sprang vom Pferd und stieg auf den Turm. Die meisten Schiffe hatte der Dänenkönig mit sich fortführen können. Sie trieben wie riesige Möwen über die glitzernden Wellen.

Jetzt mußte der Kaiser handeln, Christian einen Friedensvertrag anbieten, einen, den er annehmen konnte und der ihn zugleich in seine Schranken wies. Noch einmal würde sich der Wasserkönig nicht aufs Land wagen, selbst wenn er sich noch so viel Mut antrank.

Beruhigt kehrte Wallenstein nach Güstrow zurück, während seine Boten die erbeuteten Feldzeichen nach Wien trugen. Elfhundert Gefangene hatte er eingebracht. Wallenstein war mit sich zufrieden. Seine Gegner im In- und Ausland staunten, wie schnell er siegen konnte. Nun würde das Geschrei seiner Widersacher am Hof und im Reich, daß die Hälfte seiner Kriegsknechte überflüssig wäre, für einige Monate verstummen. Wer siegen wollte, mußte dem Feind haushoch überlegen sein.

Nur der Schwedenkönig bereitete ihm noch Sorgen, deshalb schickte er Arnim mit zehntausend Mann nach Polen, um König Sigismund gegen die Schweden zu unterstützen. Eine einzige verlorene Schlacht würde Gustav Adolf den Schneid nehmen, sich in die Angelegenheiten des Reiches einzumischen.

Als Wallenstein nach Güstrow zurückgekehrt war, unterbreitete er Christian ein Friedensangebot. Ferdinand II. und einige seiner Räte aber hielten die Bedingungen für zu gemäßigt. Ärgerlich beharrte Wallenstein auf seinen Argumenten.

Ohne Seemacht konnte er dem Dänenkönig nicht auf seine Inseln oder auf die See folgen. Dieser aber konnte jederzeit an der langgestreckten Küste Truppen landen. Erlegte man ihm zu schwere Bedingungen auf, trieb man ihn in die Arme

Gustav Adolfs, wodurch die Gefahr eines Angriffs der Seekönige auf das Reich geradezu herausgefordert werden mußte.

Hin und her gingen die Briefe. Die Minister Ferdinands II. waren wieder einmal schlimmere Feinde als alle feindlichen Heerführer zusammen. Wallenstein wehrte sich gegen ihre Argumente. Die Herren vom grünen Tisch hatten keine Ahnung. Wäre doch Graf Harrach noch am Leben!

Aber die Hofschranzen sollten ihn kennenlernen; keinen Schritt wich er zurück. Ganz andere Pläne waren wichtig. Die Ostsee mußte durch einen Kanal über die mecklenburgischen Seen mit der Nordsee verbunden werden. Das Reich brauchte eine Flotte, um in beiden Meeren operieren zu können. Durch den Kanal würde der Seeverkehr nicht mehr von der Gnade des Dänenkönigs abhängen, der für die Durchfahrt durch den Sund sündhaft hohe Zölle kassierte. Auf fünfhunderttausend Gulden veranschlagte der italienische Architekt das Projekt, nicht die Hälfte von dem, was die Armee jährlich brauchte.

Während Wallenstein sich mit solchen Plänen beschäftigte, die Steuern der Bauern herabsetzte und die Vorrechte des Adels beschränkte, damit der Landmann mehr Getreide und Vieh erzeugen konnte, ließ der Kaiser seinen Lieblingsgedanken auf eine rechtliche Grundlage stellen: Der gesamte Besitz, der seit 1552 der katholischen Kirche entrissen worden war, sollte zurückerstattet werden. In den Erzbistümern, Bistümern und Abteien durften fortan nur noch Katholiken amtieren. Die Protestanten, die noch in katholischen Ländern lebten, sollten akkommodieren oder ausgewiesen werden. Gleichzeitig wollte der Kaiser seinem zweiten Sohn, Leopold Wilhelm, ein Geschenk bereiten, indem er ihm die Bistümer Halberstadt und Magdeburg zuschanzte.

Wallenstein war über diese Restitutionsidee um so mehr empört, als sie auf der Macht aufbaute, die er dem Kaiser geschaffen hatte. Ihn tröstete nicht, daß Ferdinand ihn zum Vassallen des Reiches erklären, ihm Mecklenburg als erbliches Lehen zusprechen und die alten Herzöge ächten wollte.

Der Frieden, den er für das Reich erhoffte, wurde dadurch

aufs äußerste gefährdet. Wie sollte er bei den Protestanten Glaubwürdigkeit erlangen, wenn der Krieg, den er zur Verteidigung kaiserlicher Rechte führte, in einen Glaubenskrieg verfälscht wurde?

Bislang hatten sich die mächtigen protestantischen Länder, Sachsen und Brandenburg, aus dem Krieg herausgehalten. Schlecht hätte es um die Kaiserliche Armee ausgesehen, wenn diese Kurfürsten dem Mansfelder oder dem Dänenkönig zu Hilfe gekommen wären. Sie konnten sich jederzeit mit dem Schwedenkönig verbinden, der nur auf einen Vorwand lauerte, um ins Reich einzufallen.

Dann war es auch um seinen mecklenburgischen Besitz geschehen. In Sachsen und in Brandenburg würden die Truppen des Kaisers statt Betten Feuer unter dem Hintern und statt Brot Kugeln in den Bauch bekommen. Aber soviel und eindringlich Wallenstein dem Kaiser die Lage auch auseinandersetzte, der ließ sich nicht umstimmen.

Wehmütig blickte Wallenstein in den Park seines Güstrower Schlosses. Die Bäume hatten ihr Laub abgeworfen. Schwärme von Krähen hockten in den Wipfeln. Wallenstein haßte ihr wildes Gekrächze, aber trotz mehrfacher Beschießung hatte er sie nicht vertreiben können. Der Nebel, die feuchte Luft bereiteten ihm Unbehagen. Manchmal erschienen die Felder wie vom Meer verschluckt. Es gab Tage, an denen konnte ein Reiter den Kopf seines Pferdes nicht sehen.

Das Podagra peinigte ihn wieder, diese nadelspitzen Schmerzen, die jede Bewegung zur Qual werden ließen.

Allmählich hatte sich Wallenstein an das Land und die Leute gewöhnt, die eine seltene Mischung von Willigkeit und Schwerfälligkeit an den Tag legten. Er bedrängte sie ebenso wenig in ihrem Glauben wie die Hanseaten. Er würde sich auch der Restitution widersetzen. Wenn General Tilly ebenso handelte, war der Kaiser machtlos.

Aber Wallenstein fürchtete das Gegenteil. Er trieb die Friedensverhandlungen in Lübeck voran, hielt die Schweden fern, die sich gern eingemischt hätten, um Christian von Dänemark

an sich zu ziehen, wehrte die Franzosen ab, die Christian aufwiegeln wollten und insgeheim schon den Schweden Geld versprochen, wenn sie gegen den Kaiser ziehen würden.

Endlich meldete sich Kepler aus Sagan. Er wollte die Ephemeriden der Jahre 1627 bis 1634 herausgeben. Sollte er nur fortfahren damit, dann erhielt Senno genaue Daten.

Wallenstein bat Kepler brieflich um das Horoskop des Schwedenkönigs, der beiden Söhne des Kaisers und des Königs von Spanien.

Mit der Nativität des Königs von Böhmen hatte er die meisten Ungelegenheiten. Aber auch auf den anderen Sohn des Kaisers mußte er achtgeben, ein Pfründenjäger, unersättlich.

Die Briefe waren lange unterwegs, trotz der ausgezeichneten Poststrecke mit Stützpunkten zum Wechseln der Pferde. Wallenstein fühlte sich abgeschnitten, obgleich ihn auch in Güstrow die Gesandten aus Spanien, Italien und Österreich aufsuchten. Viele Informationen erreichten ihn, doch er war fern vom Kaiserhof. Er vermochte nichts auszurichten! Im Gegenteil, ihm wurde vorgeworfen, daß er die Politik des Kaisers hintertreibe, weil er die Protestanten dulde.

Am 13. März 1629 hielt Wallenstein das Restitutionsedikt in der Hand. Der Kaiser hatte es eine Woche zuvor verabschiedet. Fassungslos las der Feldherr Zeile um Zeile. Die seit dem Augsburger Religionsfrieden von Protestanten in Besitz genommenen Stifte sollten den Protestanten genommen und den Katholiken zurückgegeben werden. Damit hatte der Kaiser den Wahnsinn zum Gesetz erhoben. Die protestantischen Kurfürsten und Fürsten würden sich das nicht gefallen lassen. Warum wollte der Kaiser unbedingt nur über Katholiken herrschen? Warum konnte Ferdinand keine Andersgläubigen dulden? Durfte er einem solchen Kaiser noch dienen? Statt das Schwert seines Feldherrn zu schärfen, stumpfte er es ab. Ein stumpfes Schwert mochte er nicht führen. Das konnte der Kaiser seinen Söhnen in die Hand drücken. Er jedenfalls würde das Edikt nicht befolgen.

Zum Glück konnte Wallenstein zwei Monate später einen

ehrenvollen Friedensvertrag mit Christian von Dänemark unter Dach und Fach bringen, dem Kaiser Ferdinand zustimmte.

Nun war Friede in Deutschland. Kein ernsthafter Gegner konnte mehr die Waffen gegen den Kaiser erheben.

Doch der Schein trog. Was Wallenstein befürchtet hatte, nahm drohend Gestalt an. Die Protestanten sahen sich einer Gefahr gegenüber, der sie entschieden entgegentraten.

Obleich Wallenstein das Restitutionsedikt in Mecklenburg und in den Hansestädten unterließ, spürte er das wachsende Mißtrauen der Protestanten. Er gab ihm selbst Nahrung: Um gegenüber dem Kaiser den Schein des Gehorsams zu wahren, erlaubte er in seinem Herzogtum Sagan die Rekatolisierung.

Kepler hatte recht, die Sterne standen schlechter für ihn. Hans de Wittes Briefe wurden immer dringlicher. Er mußte die Kredite, die er für ihn und für den Kaiser aufgenommen hatte, zurückzahlen. Der Kaiser aber ließ ihn sitzen.

Zum ersten Male spürte Wallenstein so deutlich die Grenzen seiner Macht. Die Kontributionen gingen nicht in der geforderten Höhe und zu der erforderlichen Zeit ein. Auf den Messen in Naumburg, Leipzig und Frankfurt konnte de Witte die fälligen Beträge nicht entrichten. Um sich aus der Affäre zu ziehen, schrieb er Wechsel aus, die hohe Zinsen verlangten und nicht gedeckt waren, solange die Kontributionen nicht eingingen.

Der Burgvogt von Dohna in Schlesien widersetzte sich den Zahlungen. Hinter ihm stand der böhmische König, des Kaisers Sohn. Immer wieder verschanzte sich Dohna wie andere auch hinter Ausflüchten. Alle Drohungen fruchteten nichts. Wallenstein befahl seinen Heerführern, unnachgiebig die Kontributionen einzutreiben. Tatsächlich wirkte die Drohung mit der Armee; Hans de Witte, der den Krieg vorfinanzierte, blieb vom Bankrott verschont. Auch zahlte er Wallenstein nach wie vor die zwanzigtausend Gulden, die dieser für seinen Hofstaat monatlich benötigte.

Die langwierigen Verhandlungen hatten Wallenstein erschöpft. Müde kehrte er nach Jičín zurück. Er sehnte sich nach Isabella und seiner Tochter, nach den heimatlichen Wäldern, nach den belebten Städten, seinen Palästen, seinen Pferden.

„Indess die meisten sich im Streit erhitzen, scheint mir Humor die feinere Würze zu sein. Andere versuchen, beim Philosophieren durch geistigen Ernst zu imponieren, machen sich aber unfreiwillig lächerlich. Ich bin wohl von Natur aus dazu geschaffen, durch eine sich im Stil ausdrückende frohe Laune die Mühe und Plage wissenschaftlicher Arbeit zu mildern.“

Johannes Kepler

Vor ihnen lag die Saganer Heide. In einer Stunde würden sie ihr Ziel erreichen. Susanna saß an der Seite ihres Mannes vorn auf dem Wagen, den die Pferde gemächlich über den sandigen Weg zogen. Die Julisonne brannte, die Luft flimmerte über den ersten Blüten des Heidekrauts. Die Kinder, die im Stroh unter der Plane lagen, waren ruhig geworden.

Susanna wußte nicht, ob sie sich fürchten oder freuen sollte. Was Johannes ihr erzählt hatte, stimmte sie erwartungsvoll und ängstlich zugleich. Sie versuchte, sich Sagan vorzustellen, eine Stadt, die so weit von Linz und Regensburg entfernt lag, als befände sie sich am Ende der Welt. Susanna hatte nie zuvor von ihr gehört. Am Bober sollte sie liegen, aber auch diesen Fluß sah sie zum erstenmal, ein Rinnsal, verglichen mit der Donau. Nichts würde ihnen dort vertraut sein; sie fuhren in ein unbekanntes Land; Leute und Sitten waren ihnen fremd.

Aber ein Zuhause sollte es werden, ein friedlicher Platz, an dem Johannes sein Werk fortführen und sie sich endlich wieder gemeinsam um ihre Kinder kümmern konnten. Wie hatte sie sich monatelang danach geseht. Jetzt saß Johannes neben

ihr. Immer wieder mußte sie es sich klarmachen. Alles andere war nicht so wichtig. Das Unbekannte sollte sie nicht in Furcht versetzen. Was Wallenstein ihnen geboten hatte, war doch königlich.

Johannes' Abschied von Linz war ehrenvoll gewesen. Zweihundert Gulden hatten ihm die Stände überreicht — für treue Dienste. Er hatte das Geld mit nach Prag gebracht und ihr zum Kauf von Kleidungsstücken überlassen. Er war sogar mit zu den Verkaufsständen gegangen, damit sie das Beste auswählte. Wie eine Verschwenderin war sie sich vorgekommen, aber es hatte ihr Freude bereitet.

So war das Geld wenigstens gut angelegt; besser als etwa in einem Bergwerk. Johannes hoffte zwar immer auf den Zuwachs und rechnete ihn sich aus, als wäre er ein Kaufmann und kein Gelehrter. Aber oft genug bekam er weder Zinsen noch das Kapital zurück. Im Krieg zählten nur das harte Geld und die Ware.

Anfangs hatte sich Susanna vor der Fahrt nach Prag und vor der Stadt selbst gefürchtet; noch nie war sie allein so weit gereist. Aber bald hatte sie Gefallen an der Reise gefunden.

Das Wetter war schön; überall fanden sie eine saubere Quelle oder einen klaren Bach, um den Durst zu stillen. Bei Bauern bekamen sie Milch für die Kleinen, oft nahmen Pfarrrerleute sie und ihre Kinder freundlich auf und bewirteten sie. Jetzt verstand sie auch Johannes' Freude am Reisen besser. Wo lernte man sonst so viele interessante Menschen und deren Gebräuche kennen!

Ihre Wirtsleute in Regensburg hatte sie nicht gern verlassen. Frau Haller war wie eine liebe Großmutter zu den Kindern gewesen. Doch Susanna freute sich auf eine eigene Wohnung. In Regensburg oder Ulm wäre sie ihr zwar lieber gewesen. Aber sie wollte nicht hadern. Nur fürchtete sie, daß Johannes ihre Zukunft zu sehr mit der Wallensteins verknüpft hatte. Wie leicht konnte das Glück eines Feldherrn umschlagen. Wer so geschwind aufgestiegen war, lebte in gefährlicher Höhe.

In Prag hätte sie nicht bleiben mögen, obgleich ihr die Stadt gefiel. Alle waren katholisch oder taten so, wie die Familie des Bruckenwirts, damit sie im Land bleiben konnten.

Susanna umfaßte die Hand ihres Mannes, als sie hinter dem Wald die Türme einer kleinen Stadt erblickte. „Das wird Sagan sein“, sagte Johannes; er selbst konnte die Stadt noch nicht sehen, denn er war kurzsichtig.

Susanna war beklommen zumute. Doch Johannes legte seinen Arm um ihre Taille und sagte: „Wenn die Universität erst entsteht, dann kommen aus vielen Ländern berühmte Leute hierher. Was der Herzog will, das setzt er auch durch.“

Ganz überzeugend klangen Johannes' Worte nicht. Auch ihn plagten Zweifel. War Wallenstein der richtige Patron für ihn?

Dann erkannte auch Johannes die Umriss der Stadt. Sie schien kleiner als Weil der Stadt oder Leonberg, war nur schwach befestigt, von Feldern und Wald umgeben. Unwillkürlich hielt er die Pferde an. Ein paar Türme, ein Schloß und mehrere stattliche Gebäude überragten eine Handvoll kleiner Häuser.

Landeshauptmann von Nechern empfing Susanna und Johannes freundlich. Er war eifrig bedacht, Wallensteins Befehle auszuführen, und stellte ihnen ein geräumiges Haus zur Verfügung. Susanna lief aufgeregt von einem Zimmer ins andere.

„Soviel Platz hatten wir noch nie“, rief sie. „Ach, Johannes, vielleicht wird alles gut.“

Die Sonne stand eine Handbreit über dem Horizont, als Susanna und Johannes die Räume provisorisch eingerichtet und die Kinder ins Bett gebracht hatten. Sie setzten sich ans Fenster und schlangen die Arme umeinander. Mild wehte der Abendwind herein, angefüllt mit dem harzigen Duft der Kiefern.

„Endlich!“ flüsterte Susanna, „endlich sind wir wieder zusammen.“

Fledermäuse flogen durch den Garten. Glühwürmchen

leuchteten zwischen den Gräsern und Büschen. Der schrille Schrei einer Eule zerriß die Stille.

Susanna lehnte ihren Kopf gegen Johannes' und fühlte sich geborgen. „Morgen werden wir beim Pfarrer vorsprechen. Hier können wir bestimmt wieder am Leben der Gemeinde teilnehmen.“

Am nächsten Tag bummelten sie durch die Stadt. Vor der Dreifaltigkeitskirche, einem Fachwerkbau mit breitem Mittelschiff, blieben sie stehen. Der Pfarrer schien sie gesehen zu haben, denn er trat aus seinem Haus. Die Begrüßung erwiderte er reserviert. „Ich weiß nicht, was Ihr bei mir wollt“, sagte er mürrisch.

Johannes glaubte, nicht recht gehört zu haben. „Warum verfolgt Ihr mich, da Ihr mich und die Meinen gar nicht kennt?“

Der Pfarrer zeigte das Lächeln eines, der gut informiert und stolz darauf ist. „Ich kenne den Beschluß des Stuttgarter Konsistoriums – das genügt mir.“

„Ihr lebt nach Beschlüssen, nicht nach den Worten unseres Herrn Jesu Christi? Wie kann durch Euren Körper noch Blut fließen, da Euch die Tinte das Leben bedeutet? Ihr dient nicht Gott, sondern einer Gruppe von Menschen, die sich gebärden, als wären sie Gott. Ich werde für Euch beten, daß Ihr vor dem Schicksal bewahrt bleibt, das Ihr den Unschuldigen bereitet.“

Susanna war erschrocken; so heftig hatte Johannes noch nie reagiert. Sie zog seinen Arm fest an sich, ging mit erhobenem Kopf an seiner Seite. Plötzlich brach sie in Lachen aus.

„So ein Holzklotz! Ein Gesicht, wie mit Essig übergossen.“ Dann kamen ihr die Tränen, und sie schluchzte. „In welche Schule schicken wir nun unsere Kinder?“

„Ich werde mit dem Landeshauptmann sprechen.“

Grabes von Nechern, selbst evangelisch, bedauerte, sich in kirchliche Angelegenheiten nicht einmengen zu können. „Die Zeit für unsere Pfarrer ist ohnehin bald abgelaufen. Wallen-

stein verlegt das jesuitische Gymnasium von Jičín hierher. Er möchte die Patres nicht in seiner Nähe haben.“

Johannes fühlte sich hintergangen. Sollte das Gymnasium etwa die Universität werden, von der Wallenstein gesprochen hatte?

Zwei Wochen später erhielt er einen Brief des Herzogs. „Edler insbesondere Lieber Herr und Freund. Euer Schreiben habe ich erhalten, in dem Ihr mir Eure Ankunft in Sagan mitteilt. Die Kosten für eine Druckpresse und den Lohn für zwei Drucker übernimmt meine Kammer in Jičín. Nun bitt ich den Herrn ganz fleißig, den Druck der Ephemeriden zu besorgen. Ihm schick ich drei Horoskope und bitt Ihn sehr, dieselben zu prüfen. Des Herrn gutwilliger A. Hz. F.“

„Er schreibt, als wäre alles in bester Ordnung.“ Johannes schüttelte verwundert den Kopf. „Wegen der Druckpressen muß ich nach Frankfurt, vielleicht auch noch nach Leipzig.“ Die Worte kamen schwer von seinen Lippen.

Wortlos packte Susanna sein Reisegepäck.

„Ich werde mich beeilen“, versprach Johannes. Er gab dem Pferd die Sporen. Susanna und die Kinder blickten ihm traurig nach.

Als Johannes im November zurückkehrte, wirkte Susanna verstört.

„Alle müssen katholisch werden oder das Land verlassen“, sagte sie.

Johannes suchte unverzüglich den Landeshauptmann auf, der ihn zu beruhigen versuchte.

„Ihr und Eure Angehörigen seid ausdrücklich ausgenommen, ich übrigens auch. Aber alle anderen müssen an den Processionen und der Beichte teilnehmen, auch alle evangelischen Schriften und Gesangbücher abgeben. Dem Herzog ist es persönlich leid, aber er muß den Vorwürfen des Kaiserhofes, daß er zu lau in religiösen Dingen wäre, etwas entgegenzusetzen. Jedenfalls wehrt er sich mit Kräften gegen die Pläne Ferdinands II., überall im Reich die katholische Kirche zu restituieren.“

Wie wollte Wallenstein sich gegenüber dem Kaiser behaupten, wenn er in seinen eigenen Ländern den Jesuiten den Weg ebnete?

Es wurde einsam um Susanna und Johannes. Die Evangelischen mieden sie nun noch mehr, weil sie vom Befehl Wallensteins ausgenommen waren; den Katholischen blieben sie ein Dorn im Auge.

„Wir sind es ja gewohnt“, tröstete Johannes seine Frau, „solange wir hier leben und arbeiten können, wollen wir uns mit Geduld wappnen.“

Der Schnee fiel, der Frostwind blies, und zum Christfest war Sagan eingeschneit. Susanna vergaß, was sie bedrückt hatte. Die Familie war beisammen, es fehlte an nichts im Hause, denn der Herzog zahlte pünktlich. Freude sollte herrschen. Johannes hielt die Andacht, als die Glocken der Kirche verstummten. Sie beteten gemeinsam und sangen. Susanna spielte Laute, Johannes Bassoon und Cordula Blockflöte. Wieder ertönten die Glocken der Dreifaltigkeitskirche, in der jetzt ein katholischer Pastor amtierte. Die evangelischen Pfarrer und Lehrer waren des Landes verwiesen worden.

Susanna und Johannes lauschten in die Winternacht. Sie hörten die Stimmen und die knirschenden Schritte der Leute, die aus der Kirche kamen und an ihrem Haus vorübergingen. Auch die Kinder unterbrachen ihre Spiele. Susanna aber sagte: „Ich habe eine Überraschung für alle. Frau Haller hat uns einen Kuchen geschickt.“

Ende Februar sprach Johannes beim Landeshauptmann vor, der ihm einige bauliche Veränderungen an seinem Haus bewilligen sollte. Grabes von Nechern hatte sich schon etliche Gläschen Branntwein gegen die Kälte verordnet. „Frühstücken wir zusammen“, sagte er leutselig. Sorgsam zerlegte er das Eisbein, bestrich es mit Senf. „Ich sage immer: Dem Kaiser, was des Kaisers ist. Was ich im Innern denke, geht ihn nichts an. Von mir aus glaube jeder, was er will. Wer die Wahrheit nicht hören mag, der muß belogen werden.“ Er schob Sauerkraut und Knödel in den Mund.

„Schlimm ist es, wenn man so denken muß“, antwortete Kepler. „In einem solchen Land kann kein Mensch glücklich sein, nicht einmal der, der das Erlaubte glaubt.“

„Wie soll es anders sein?“ fragte Grabes von Nechern.

„Die Kurfürsten wählen den Kaiser. Wer wählt die Fürsten? Regierungen müssen abgewählt werden können.“

„Träume, nichts als Träume.“ Grabes von Nechern rann das Fett aus den Mundwinkeln. „Es wird immer Herren und Knechte geben. Christen müssen sich in Demut üben.“

Johannes schüttelte den Kopf. „Alles hat seine Grenzen. Martin Luther ertrug die Mißstände der Kirche nicht in Demut und war ein besserer Christ als der Papst, dem nur die Macht wichtig war. Wenn die Bauern sich gegen Ausplünderung wehren, sind sie da weniger christlich als ihre Peiniger?“

„Ihr seid ein Diener unseres Herzogs und redet wie ein Rebell.“ Der Landeshauptmann stürzte den Wein hinunter. „Aber ich respektiere Euch, weil es mein Herr so will. Was der Herr tut, ist wohlgetan.“ Er rülpste ungeniert und wischte sich über die glänzenden Lippen.

Nach dem Mahl meldete der Kammerherr Besuch an. Johannes verstand die Worte „aus Jičín“ Er wollte sich verabschieden, doch schon traten Pater Guldin und Pater Keller ins Zimmer.

„Wir sind gekommen“, sprach Pater Guldin, „die Hochschule zu gründen, wie es der Feldherr wünscht.“

„Es ist alles für Euch vorbereitet, Patres.“ Grabes von Nechern wollte Kepler vorstellen, doch Pater Guldin wehrte ab.

„Wir kennen uns.“

Kepler verabschiedete sich bald. Die kühle Distanz, die die Patres ihm gegenüber an den Tag legten, beirrte und verletzte ihn. Sie waren Gefangene ihres Ordens und ihrer Doktrin, der sie alles Menschliche opferten wie die Heiden ihre Kinder.

Die Freundschaft, die ihn mit Pater Guldin verbunden hatte, war zerstört. Guldins Gleichgültigkeit empfand er als Bedrohung. Der Orden Jesu hatte ihn aufgegeben.

Von Stund an nahm die Verfolgung der noch in Sagan lebenden Protestanten zu. Empört schrieb Kepler dem Herzog über die Umtriebe der Gegenreformation in Sagan, die ihn zwar nicht unmittelbar betrafen, denen er sich aber auch nicht entziehen konnte.

Doch Wallenstein ging in seinen Briefen nicht darauf ein. Fürchtete er Verrat? Ein Brief konnte abgefangen werden und in falsche Hände geraten.

Kepler beschlich wieder die Angst vor der Zukunft. Warum bezahlte Wallenstein die Schulden des Kaisers nicht?

„Ich werde ihn auf die Probe stellen“, sagte Johannes, „ihn zur Zahlung auffordern.“

Der Herzog antwortete, es fehle ihm an Geld. Er denke aber an eine andere Art der Abfindung und wolle ihn mit einem Gut in Friedland oder Halberstadt entschädigen.

„Das ist Spiegelfechterei“, empörte sich Susanna. „Willst du auf deine alten Tage als Gutsherr leben?“

„Wir könnten es verkaufen“, entgegnete Johannes. „Zumindest hätten wir ein Pfand in der Hand.“ Er warf den Brief auf den Tisch. „Warten wir es ab.“

Die Kinder kreischten im Hausflur, und Susanna verließ das Zimmer. Johannes nahm Papier aus dem Regal. Einzig der Postverkehr mit Wallenstein lief gut, alle anderen Briefe waren viel zu lange unterwegs. Dadurch fühlte er sich noch mehr isoliert von den Städten des Reiches und wie eingesperrt hinter der Mauer, die Sagan umgab. Als Student hatte er begonnen, seine Gedanken aufzuschreiben, sich und die anderen zu charakterisieren, wichtige Erlebnisse und Beobachtungen festzuhalten. Er brauchte dieses Selbstgespräch, um sich über sich und die Welt ereignisse klarzuwerden. Er schärfte sein Messer und spitzte die Feder.

Seine Arbeit mußte er fortsetzen, ungeachtet des Zusammenbruchs von Städten, Provinzen und Staaten, von alten und neuen Geschlechtern, trotz der Angst vor barbarischen Überfällen, vor gewaltsamer Zerstörung von Heim und Herd.

Noch war die Druckpresse nicht eingetroffen. Aber seine

„Astronomie des Mondes“ oder der „himmlischen Erscheinungen auf dem Mond“ wollte er fertigschreiben. Den Pilgern und Emigranten zum Mond konnte seine Beschreibung als Reisehilfe dienen.

Cicero setzte, um zu träumen, nach Afrika über, Plato schuf im hesperischen Meer Atlantis, Plutarch verlegte seinen Standpunkt in den Atlantischen Ozean. Lukian segelte über die Säulen des Herakles hinaus und wurde von einer Windhose ergriffen, die ihn zuletzt mit seinem Schiff zum Mond führte. Besonders Lukians Erzählung hatte ihn auf den Gedanken gebracht, sein Somnium zu schreiben, seinen Traum von einer Reise zum Mond.

Kepler verlegte den Anfang seiner Erzählung nach Island. Dort lebte der Knabe Duracoto bei seiner Mutter Fiolxhilda. Sie war eine kluge Frau, die viele gefährliche Verächter der Künste kannte, welche das, was sie aus Stumpfheit des Geistes nicht verstanden, böswillig bemäkelten und dem Menschengeschlecht ungerechte Gesetze auferlegten.

In den ersten Jahren führte Fiolxhilda ihren Sohn an der Hand oder trug ihn auf den Schultern, besonders um das Fest des heiligen Johannes herum, wenn die Sonne vierundzwanzig Stunden hindurch zu sehen und keine Nacht war. Sie sammelte die verschiedensten Kräuter, die sie zu Hause mit vielen Zeremonien kochte und in Säckchen von Bockshaut tat.

Als Duracoto einmal ein Säckchen aufschnitt und Kräuter und eine mit seltsamen Zeichen bestickte Leinwand herausnahm, war sie so erzürnt, daß sie ihn einem Fischer überließ.

Nach einer stürmischen Fahrt landete dieser auf der Insel Hven. Dort lernte Duracoto Tycho Brahe kennen. Große Bewunderung rief in ihm die astronomische Einrichtung hervor; wie Brahe und seine Gehilfen mit wunderbaren Apparaten den Lauf des Mondes und der Sterne verfolgten. Nach einigen Jahren erlangte Duracoto die Kenntnisse der göttlichsten Wissenschaft, von der er hoffte, daß er bei seinem unwisenden Volk einige Würde erlangen könnte.

Die Sehnsucht trieb ihn in seine Heimat zurück. Seine Mut-

ter lebte noch, und er bereitete ihr das Ende der täglichen Kümmeris, ihren Sohn unbedacht fortgeschickt zu haben. Das Jahr neigte sich gerade zum Herbst, die langen Nächte zogen herauf, die Sonne erhob sich kaum vom Lager und sank sogleich zurück. Da sagte seine Mutter eines Tages:

„Es ist vorausgesehen, mein Sohn Duracoto, daß du noch andere Gestade kennenlernst. Wir haben Überfluß an Geistern, einer ist mir besonders nahe. Er ist am meisten von allen sanft und wird mit zwanzig Zeichen gerufen. Durch seine Macht wurde ich nicht selten an andere Gestade getragen.“

Im Frühling, der Mond war in der Sichel wachsend und in Konjunktion mit dem Saturn im Zeichen des Stiers, führte seine Mutter ihn in die Berge. Sie zog ihn auf einen Stein, verhüllte seinen Kopf mit einem Tuch und sagte etwas, was er nicht verstand.

Gleich darauf ertönte eine tiefe Stimme: „Wohlan, er soll die Insel Levania kennenlernen, die ihr Menschen Mond nennt. Ihr wähltet den richtigen Tag, Fiolxhilda. Selten nur ist der Weg zum Mond geöffnet; während der Finsternis muß er in vier Stunden bewältigt werden.“

Bist du gerüstet, Duracoto, dann höre: Der Anfangsstoß wird das schlimmste für dich sein, so, als würdest du aus einem Kanonenrohr hinausgeschleudert und über Meere und Berge getrieben werden. Deshalb mußt du den Betäubungssaft trinken, den ich dir jetzt reichen werde.“

Kaum hatte er das Getränk geschluckt, da fühlte er sich leicht werden und unempfindlich gegen seine Nägel, die er in die Haut drückte. Dann war ihm, als bebte die Erde. Ein gewaltiges Getöse erscholl, ein furchtbarer Ruck riß ihn in die Höhe. Ihm war, als würden seine Glieder auseinandergerissen. Eine ungeheure Atemnot bemächtigte sich seiner, bittere Kälte ließ seine Glieder erstarren. Er glaubte, sein letztes Stündchen wäre gekommen.

Aber dann ward ihm besser. Er entrann der magnetischen Kraft der Erde und gelangte in die des Mondes. Der Geist war bei ihm und half mit seiner Kraft, den Aufprall auf den

Mond zu mildern, den er in der Geschwindigkeit nicht überstanden hätte.

Nun aber wurde er für die Strapazen entschädigt durch all das Wunderbare, was er sehen durfte. Natürlich richtete er seine Blicke zuerst auf den Himmel und sah die Fixsterne wie von der Erde, doch die Planeten sah er nach Größe und Bewegung anders.

Wie die Erde dem Menschen, scheint der Mond seinen Bewohnern stillzustehen, und die Sterne scheinen zu kreisen.

„Die Sonne und die Planeten laufen unablässig im Tierkreis hin und her, weil der Mond die Erde einmal im Monat umwandert“, hauchte der Geist. „Tag und Nacht zusammen sind hier etwa so lang wie ein Monat auf der Erde. Den Mondbewohnern geht die Sonne also zwölfmal im Jahr auf und unter. Daraus resultieren furchtbare Temperaturschwankungen.“

Duracoto suchte die Erde, doch er konnte sie nicht finden.

„Wir stehen auf der privolvischen Seite des Mondes“, sagte der Geist, „von der man niemals die Erde sieht, so wie du von der Erde aus niemals diese Seite des Mondes erblicken kannst.“

Hier leben die Privolvier, eine Art von großen Echsen mit gummiartigen mannshohen Beinen und schwammig-poröser Haut.

Kein Mensch könnte hier leben, denn die Nächte starren von Eis und Schnee unter dem Wüten eisiger Winde. Während des Tages aber schafft die Sonne Temperaturen, die fünfzehnmal heißer sind als die in Afrika. So durchziehen die Horden der Privolvier, die kaum feste Behausungen kennen, ihre Welt in einem Tag, wobei sie den zurückweichenden Wassern folgen, um in ihnen Schutz gegen die glühende Sonne zu finden. Einige Arten verkriechen sich in Höhlen, manche hausen in den von Wällen umgebenen Mondkratern. Wer keinen Schutz vor der Sonne findet, dessen Haut wird versengt und fällt ab.“ Nun hob der Geist Duracoto wieder empor und trug ihn zur anderen Seite des Mondes, auf der die Subvolvier leben. Jetzt erblickte er die Scheibe der Volva, der

Erde. Sie leuchtete und erschien fünfzehnmal größer als die Mondscheibe.

„Durch sie erhalten die Subvolvier etwas Wärme“, sagte der Geist, „darum ist ihr Leben erträglicher als das der Privolvier, aber für Menschen ungeeignet. Die Erde, die für die Subvolvier wie festgenagelt am Himmel steht, durchläuft alle Phasen von Vollvolva zu Neuvolva – wie für die Menschen der Mond.“

Bei Vollvolva erscheint Afrika wie ein menschlicher, von seinen Schultern getrennter Kopf, Europa wie ein Mädchen im langen Kleid, das sich bückt, um Afrika zu küssen, während ihr langer, nach hinten gestreckter Arm eine auf sie zuspringende Katze anlockt. Spanien ist der Kopf des Mädchens, seine Arme sind Italien und die Britischen Inseln, Skandinavien ist die Katze.“

Das Spiel mit der Phantasie ergötzte Kepler. Die Berge auf dem Mond mußten viel höher sein als auf der Erde und der Wuchs der Pflanzen und der Bewohner weitaus üppiger und größer, Wachstum und Verfall eines Lebewesens konnten nur einen Tag dauern . . .

Einst war er ausgezogen, um die Physik des Himmels zu ergründen, wie sie dem Menschen erscheint. Nun vermochte er auch, die Physik des Himmels darzustellen, wie sie einem Bewohner des Mondes erscheinen würde. Gerade dadurch konnte auch der letzte begreifen, wie die Erscheinungen bewegter Körper sich gegeneinander verschoben.

Johannes blickte auf. Der Mond erschien in der Fensternische, rund, mit einem Lächeln im Gesicht. „Hab ich auch dich durchschaut, alter Lavan? Eines Tages wird man dich besuchen. Ob ein Mensch aber auf dir leben kann?“

Er hörte Schritte. Susanna öffnete die Tür. „Ja, ich komme.“ Er unterdrückte ein Gähnen. „Morgen lese ich dir etwas vor. Ich wüßte gern, wie es dir gefällt.“

„Sagan in Schlesien, in meiner Druckerei,
6. November 1629: Wenn der Sturm rast und
der Schiffbruch des Staates droht, können
wir nichts Würdigeres tun, als den Anker
unserer friedlichen Studien in den Grund
der Ewigkeit zu senken.“

Johannes Kepler

„Zu Hof glaubt man, was man gern hätte.
Man denkt an Abdankung und nicht an
Rekruten . . .
Daß ich im Reich verhaßt bin, das geschieht
aus der Ursache, daß ich dem Kaiser gar
zu wohl gedient hab und wider ihrer vieler
Willen.“

Albrecht von Wallenstein – 1628

„Wolde Godt dat idt einmal mochte einen
ende hebben, dat einmal mochte frede
wedder werden. Dat gönne uns Godt vam
hemmel.“

Hartich aus Wrohm – Bauernchronik, 1628

Albrecht von Wallenstein erwartete Johannes Kepler. Er mußte ihn sprechen. Die Angelegenheiten waren zu prekär, als daß er sie in Briefen erörtern konnte.

Der Sturm umtobte seinen Palast in Jičín. Er raste von den Bergen ins Tal, fauchte durch die kahlen Kronen der Bäume und piff im Schornstein ein wildes Lied.

Wallenstein dachte an Mecklenburg, das er vor acht Monaten verlassen hatte. Er vermißte es nicht, auch die Küstenstädte nicht, den ständigen Wind, die Einöde des Wassers, die Kargheit der Dörfer. Viel zuwenig hatte er aus dem Land herauspressen können.

Hans de Witte steckte in Schwierigkeiten. Wallenstein konnte ihm nicht mehr helfen. Zweimal war es ihm noch gelungen, unter Androhung von Gewalt fällige Kontributionen einzutreiben. Er führte den Krieg für den Kaiser, und ausgerechnet bei dem beschwerte sich de Witte, daß er die versprochenen Kontributionen nicht einbrachte. Sollte de Witte sich doch vom Kaiser bezahlen lassen!

Wallenstein verstand die Verzweiflung seines Bankiers, war davon selbst betroffen. De Witte wollte ihm die zwanzigtausend Gulden im Monat nicht mehr bezahlen. Ohne Friedland und Sagan litte er selbst Hunger wie die Elenden, denen seine Offiziere und Landsknechte alles geraubt hatten.

De Witte würde Bankrott machen, wenn er sein Geld nicht zurückbekam. Aber Wallenstein brauchte die Einnahmen aus seinem Besitz selbst. Der Kaiser sollte die Kurfürsten zur Kasse bitten, Bayern, Mainz, Trier, Köln, Brandenburg, Sachsen. Dann war de Witte zu retten.

Aber Ferdinand II. war es recht, wenn de Witte bankrott ging, dann war er seinen Gläubiger und mit ihm seine Schulden los. Die Kurfürsten konnte er nicht opfern, wollte er doch von ihnen die Nachfolge seines Sohnes als römischer Kaiser bestätigt und das Restitutionsedikt durchgesetzt haben.

Die protestantischen Kurfürsten würden dem Edikt nicht zustimmen. Nur mit militärischer Gewalt war die Restituierung zu erzwingen. Graf Tilly gab sich dafür her. Der Kaiser verdarb alles mit seiner Schimäre, denn es würde keinen Frieden im Reich geben und damit keinen Feldzug gegen die Türken.

Und nicht nur das. Um diese Ziele zu erreichen, fiel der Kaiser auf die Einflüsterungen der Kurfürsten herein, die ihn mit Wehklagen und Beschwerden über die Missetaten seiner Armee überschütteten und damit ihn, den Feldherrn, treffen wollten.

Von seinen Spionen wußte Wallenstein, daß die Kurfürsten eine Reduzierung der kaiserlichen Armee von hundertfünf-

zigtausend auf dreißigtausend Mann verlangten sowie die Ersetzung des Feldherrn durch einen anderen.

Wallenstein sprang auf. Wenn der Kaiser sich darauf einließ, dann . . . Er lehnte die Stirn gegen die nasse, kalte Scheibe des Fensters.

Isabella trat ins Zimmer, legte ihre Hand auf Wallensteins Schulter. „Ihr solltet mit dem Kaiser sprechen, Albrecht. Zwei Jahre habt Ihr ihn nicht gesehen. Die Verleumder blasen ihm ungestört Gift in die Ohren. Briefe erreichen nicht sein Herz.“

Wallenstein schloß seine Gattin in die Arme. „Ich kann ihn nicht sehen, er ist mir zuwider.“

„Albrecht, Albrecht, wie könnt Ihr das sagen?“ Isabella sah ihn entsetzt an. „Er ist unser Herr. Ihr habt so viele Feinde, mein Gemahl. Wenn Ihr den Weg zu ihm nicht findet, dann müßt Ihr mit dem Schlimmsten rechnen.“

„Wenn er mich sprechen wollte, würde er mich zu sich bitten. Ich war zu lange fort. Ferdinand denkt nicht in kaiserlichen Dimensionen. Er ist ein Narr, ein Scharlatan, unwürdig seines hohen Amtes.“

„Ihr sagt die Wahrheit, aber wer mag sie hören? Nein, Albrecht, liebster Gemahl, noch habt Ihr Freunde am Hof, Graf Eggenberg, Graf Questenberg. Wehrt Euch gegen das Geschmeiß. Geht nach Wien, bevor der Kaiser nach Regensburg aufbricht.“

„Ich will es mit Kepler beraten, Isabella. Ich danke Euch.“

„Warum wollt Ihr die Sterne befragen? Die Tatsachen liegen doch auf der Hand, mein Gemahl. Kepler hat Euch vor der Sterndeutung gewarnt!“

Wallenstein lächelte. „Weil er die Geheimnisse nicht preisgeben will. Ich werde ihn erst entlassen, wenn er mir aus den Sternen die Wahrheit verraten hat.“

Kepler war den dritten Tag unterwegs, hatte das Isergebirge überwunden und ritt durch die tiefen Täler. Der Sturm brauste über die Höhen, Äste und Bäume rieben sich ächzend. Die

Bergflüsse schäumten unter den stürzenden Wassern, von den schmelzenden Schneemassen genährt.

Was wollte der Herzog von ihm?

Im Reich sah es schlimmer aus denn je. Der Kaiser war noch lange nicht der Sieger, der er gern sein wollte. Das Restitutionsedikt mußte sich gegen ihn richten; es war eine Geburt des Übermuts, eine Eingebung des Teufels. Den hohen Baum traf der Blitz zuerst. Gott gab den Dingen ihr Maß. Die Protestanten würden sich unter dem Druck zusammenfinden, Frankreich, Habsburgs Feind, würde sie unterstützen. Gustav Adolf, der Löwe aus Mitternacht, konnte ihr Schwert werden.

Kepler war widerstrebend von zu Hause fortgeritten. Susanna stand kurz vor der Entbindung. Er freute sich auf das Kind, aber er wußte nicht, ob die Geburt eines Kindes in dieser Zeit ein Glück oder ein Unglück war. Noch nie war Deutschland so zerrissen und in feindliche Lager zerfallen gewesen wie jetzt. Das Restitutionsedikt war die sichtbar gewordene Mauer, die Freunde und Familien trennte.

Beim Anblick des Schlosses Jičín zügelte Kepler sein Pferd. Fünf Hofhaltungen bestritt Wallenstein: außer Jičín noch Prag, Friedland, Sagan und Güstrow. Kein anderer Fürst im Reich vermochte dergleichen aufzuweisen, obgleich der sächsische und der bayrische Kurfürst, aber auch alle anderen nicht über Mangel an Geld und Besitz klagen konnten.

Warum bezahlte Wallenstein ihm nicht die zwölftausend Gulden?

Keplers Mantel war durchnäßt von Regenschauern. „Komm!“ Er klopfte dem Pferd den Hals. Nichts war bisher erreicht. Susanna hatte recht behalten. Die beiden Güter, die Wallenstein ihm versprochen hatte, bekam er nicht. Statt dessen hatte der Feldherr den Rektor der Universität Rostock aufgefordert, ihm eine Professur anzubieten. Alles fauler Zauber, zwischen ihm und die Schuld sollten einige hundert Meilen gelegt werden. Den Gefallen wollte er weder Wallenstein noch dem Kaiser tun, sollte er sich etwa um den Lohn seiner Lebensarbeit bringen lassen?

Die Schloßwache empfing Kepler achtungsvoll. Ein Lakai führte ihn in den Seitenflügel, nahe dem Wohnbereich des Herzogs, andere Bediente versorgten sein Pferd und trugen ihm das Gepäck nach. Drei Zimmer standen ihm zur Verfügung, zwei davon waren geheizt. Speisen und Getränke wurden ihm angeboten. In zwei Stunden wollte der Herzog ihn sprechen.

Wallenstein richtete sich auf, als Kepler in sein Zimmer trat. Mit steifen Schritten kam er ihm entgegen. Das Gesicht war eingefallen, die Augen dunkel umrandet, doch der Blick freundlich.

„Eurer Fürstlichen Gnaden zu Diensten“, Kepler verneigte sich.

„Der Herr ist herzlich willkommen. Nehmt Platz.“ Wallenstein wies auf einen Stuhl und den Tisch neben dem Kamin. „Ich brauche viel Wärme, das Podagra ist oft unerträglich.“

„Die Quellen zu Karlsbad sollen hervorragend helfen. Hoheit werden jetzt Zeit dafür haben.“

Wallenstein beugte sich vor. In seinen Augen erschien ein lauernder Glanz. Er wollte das Gespräch neutral halten, Kepler nicht mit astrologischen Fragen bedrängen, sondern aus seinen Worten Rückschlüsse ziehen. Wie kam er zu der Äußerung, daß er jetzt für eine Kur Zeit haben werde?

Kepler lachte. „Verzeiht meinen Vorwitz, Hoheit, aber ich sehe im Augenblick keinen Feind, den Ihr im Felde schlagen müßtet.“

Er weicht mir wieder aus, dachte Wallenstein. Aber auch er konnte mit Worten spielen. „Ihr meint doch nicht ernsthaft, daß ich meine Feinde schon alle besiegt habe?“

„Ganz gewiß nicht, Hoheit. Ich glaube sogar, daß ihr bald noch viel mehr haben werdet. Doch vorerst rüsten sie sich.“

„Interessant.“ Wallenstein atmete tief ein. Ihn drängte es, zu fragen, aus welchen Nativitäten und Konstellationen Kepler seine Prognostika ableite, doch er beherrschte sich.

„An welche Feinde denkt der Herr? Fahrt nur unbesorgt fort.“

„Hoheit werden innere und äußere Feinde haben.“

„Wer hätte die nicht. Nennt Namen, Länder.“

„Ihr werdet die Geister, die Ihr gerufen habt, nicht mehr los.“

Kepler wagte sich weit vor. Der Herzog blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren. „Welche Geister meint der Herr?“

„Frankreich wird keinen weiteren Machtzuwachs der Habsburger hinnehmen, denn es fühlt sich nun nicht mehr nur von Spanien, sondern auch vom kaiserlichen Heer im Reich bedroht. Maximilian von Bayern seid Ihr ein gefährlicher Nebenbuhler.“

Der Kaiser selbst beginnt Euch zu fürchten, weil er hoch in Eurer Schuld steht und Eure Hoheit weniger dienstbar als eigenwillig handelt. Ferdinands ältester Sohn möchte selbst gern an Eurer Stelle sein, Ferdinands zweiter Sohn ist verärgert, weil Ihr ihm das Bistum Magdeburg nicht zu Füßen gelegt habt, das ihm durch das Edikt zufallen soll.

Die Jesuiten sehen in Euch eher einen Hemmschuh als das Schwert der Mutter Gottes. Ihr habt die Patres – zu meinem Leidwesen auch in Sagan – zwar gefördert, aber sie kennen Eure Gesinnung und halten Euch für einen Roßtäuscher.“

Wallenstein sprang auf. Grimmig schaute er Kepler an. Der Wind warf sich gegen die Fenster, fauchte durch den Kamin, entfachte hohe Flammen aus den glühenden Scheiten.

„Ich gab ihnen schon zuviel“, preßte er hervor. „Sogar an meinen Neffen machten sie sich heran, um ihn heimlich ins Noviziat zu schicken, einen solchen Dank wollten sie mir geben.“

Der Sturm riß die Wolken auseinander. Sonnenstrahlen schossen herab. Was Kepler sagte, klang wenig verheißungsvoll. Aber es war nicht von der Hand zu weisen. Die äußeren und inneren Feinde lagen auf der Lauer. Kepler hatte vielen Horoskope gestellt; daher kannte er die Schicksale der Mächtigen und konnte daraus Folgerungen ziehen.

„Ich muß über Eure Worte nachdenken.“ Wallenstein wandte sich Kepler zu. „Wir werden noch Gelegenheit zu weiteren Erörterungen haben.“

Am nächsten Tag sah sich Kepler in Jicin um. Die Bewohner arbeiteten in der Mehrzahl für den Hof des Herzogs. Den Leuten ging es gut, sie waren vom Krieg verschont geblieben, ihre Gewerbe waren durch die Aufträge für das kaiserliche Heer aufgeblüht. Seit dem Frieden zu Lübeck aber hatten sich einige wieder auf den zivilen Bedarf umgestellt. „Wir haben zwar gut verdient“, meinte einer, „doch der Frieden ist uns lieber. Auf Dauer nützt uns ein Gewinn, den der Krieg wieder verschlingt, nichts. Wir merken es an den heraufgesetzten Steuern.“

Schneeschaer und Sonnenschein wechselten einander ab. Womit würde ihn der Herzog am Abend traktieren? Er wußte doch viel besser Bescheid, was in Europa vor sich ging, als sein Sterngucker.

Was auch geschehen mochte, Kepler war entschlossen, das Begonnene fortzusetzen, den Druck der Ephemeriden, der Mondreise und der Beobachtungen Tychos. Seit sechs Monaten erst verfügte er über die Druckerei, das Papier, den Typengießer; eineinhalb Jahre hatte er sich darum bemüht.

Im Kerzenlicht sah der Herzog noch angegriffener aus. Mit einer müden Handbewegung bot er Kepler Platz an. Er begann ohne Umschweife: „Warum habt Ihr Bedenken, die Berufung nach Rostock anzunehmen?“

„Wenn Eure Fürstliche Gnaden mir die zwölftausend Gulden ausbezahlen, könnte ich gehen, wenn auch mit großen Befürchtungen.“

„Ein solcher Betrag macht unabhängig. Wieso da noch Befürchtungen?“

„Werden Hoheit Mecklenburg behalten können, wenn Gustav Adolf ins Reich vordringen sollte?“

Er weiß es aus dem Horoskop, dachte Wallenstein. Der

Schwedenkönig wird mir noch entgentreten. Seine Ahnungen würden sich bestätigen.

„Ihr spracht von meinen Feinden. Welchen Rat vermag der Herr mir zu geben?“

„Eure Fürstliche Gnaden sind krank; warum solltet Ihr nicht in Ehren Euren Abschied nehmen? Ihr seid Herr in Euren Fürstentümern, als Feldherr des Kaisers bleibt Ihr sein Knecht.“

Ein finsterner Blick traf Kepler. Also wird der Kaiser mich fallenlassen, dachte Wallenstein. Der Geist des Bayernherzogs wird über den Kaiser triumphieren, wie Senno prophezeite. Auf dem bevorstehenden Reichstag werden sie über mich herfallen. Meine Revolutionen sind jetzt wenig bedeutungsvoll, ich muß abwarten.

„Ihr glaubt also nicht, daß der Friede Bestand haben wird?“

„Die Restitution ist nur mit Gewalt durchzuführen.“

„Und welchen Ausweg sieht der Herr?“

Kepler hob die Schultern. „Ihr könnt den Kaiser nicht zwingen, Hoheit. Er fürchtet die Protestanten mehr als die Türken und glaubt im Namen der Mutter Gottes zu handeln. Mit seinen Mitteln wird er den Frieden nicht erreichen. Doch er wird nicht umkehren, sondern eher alle Städte und Dörfer des Reiches verwüsten lassen.“

Wallenstein sah sich in seinen Überlegungen bestätigt. Noch hatte er Macht über eine große Armee. In Polen und in Brandenburg standen fünfzehntausend, an der holländischen Grenze siebzehntausend, in Mecklenburg und Pommern zwölftausend, in Italien zwanzigtausend Söldner; dazu kamen die in Schlesien und in Schwaben einquartierten und seine Leibgarde von sechstausend Mann. Allerdings waren die Kriegsknechte auf den Kaiser vereidigt, der sie entlassen konnte. Militärische Macht war kurzlebig; Bürger und Bauern sahen in den Landsknechten ohnehin nur faules Gesindel. Selbst Beschützer wurden für sie allzubald Bewacher und Bedrücker.

„Wird mein Glück andauern?“ fragte Wallenstein.

„Nirgendwo ist das Glück so schwankend wie im Krieg, Hoheit. Nur wer auf den Frieden baut, kann sein Haus fest gründen.“

Wallenstein verstand Keplers Worte als Anspielung auf sein „Haus“ im astrologischen Sinne. Auch Senno hatte ihn zur Vorsicht gemahnt. Eine Hundemeute konnte den stärksten Bären zerreißen. Er würde sich gedulden müssen, abwarten, bis ihm die Sterne wieder günstiger standen. Wann aber würde der Tag kommen?

Wallenstein zog ein Papier aus der Schublade. „Der Herr läßt mein Horoskop im Jahre 1634 enden. Ab 1632 sollen sich meine Revolutionen verschlechtern. Der Herr wird verstehen, daß ich sein Prognostikum fortgesetzt wissen möchte.“

Kepler blickte den Herzog nachdenklich an, und Wallenstein schien es, als bemerke er in Keplers Augen den seltsamen Glanz, den die Augen eines Propheten ausstrahlten. Ihm wurde unheimlich zumute, und er bebte vor Spannung.

„Ich habe Eure Fürstliche Gnaden gewarnt“, sagte Kepler schließlich. „Mehr steht nicht in meiner Macht.“

Wallenstein schreckte wie aus einem tiefen Traum auf. „Der Herr wird das Prognostikum fortsetzen. Habt Ihr es über zwanzig Jahre vermocht, werdet Ihr es wohl für die nächsten zehn Jahre auch vermögen.“

Kepler biß die Zähne aufeinander, entsetzt über die schroff hervorgestoßenen Worte des Herzogs.

„Hoheit werden verzeihen, aber es ist mir nicht möglich. Ich wünsche Eurer Fürstlichen Gnaden, daß Euch Gott einen rechten, vom Aberglauben unbefleckten Verstand geben möge. Nicht in der Astrologie, sondern in der Astronomie gibt uns Gott seine Weisheit kund.“

Er zieht sich wieder in die Geheimniskrämerei zurück, dachte Wallenstein verbittert. Ein Horoskop ließ man dort enden, wo der Tod ins Haus stand. „Will der Herr etwa sagen, daß mein Leben im März anno 1634 enden wird?“

Die nackte Angst beherrschte Wallensteins Gesicht, als käme Keplers Antwort einem Gottesurteil gleich. Kepler aber

sagte: „Unser Leben liegt in Gottes Hand. Die Sterne machen nur geneigt. Die Warnung gilt. Das Schicksal Eurer Hoheit wird wie das jedes anderen Menschen von inneren und äußeren Zuständen beeinflusst.“

„Wie soll ich den Herrn verstehen?“

„Im Krieg sterben mehr Menschen als im Frieden, ebenso während einer Pest. Des Soldaten Leben ist während der Schlacht gefährdeter als im Quartier. Ein gesunder Mann übersteht Strapazen, ein schwacher dagegen bricht zusammen. Wer um Geld würfelt, verliert oder gewinnt.“

„Ihr habt eine gespaltene Zunge, Kepler.“ Wallenstein erhob sich mühsam. „Wir wollen unser Gespräch in den nächsten Tagen fortsetzen. Es würde dem Herrn sehr von Vorteil sein, wenn er sich nicht hinter Spitzfindigkeiten versteckte.“

Auch die nächsten Unterredungen brachten Wallenstein nicht weiter. Er war wütend über soviel Halsstarrigkeit. Kepler aber wurde der Stunden mit Wallenstein überdrüssig. Mehrmals bat er den Herzog, zu seiner Familie zurückkehren zu dürfen.

Wallenstein jedoch verlangte eine Erklärung, warum Kepler sich weigerte, das Horoskop weiterzuführen.

Kepler versuchte des Herzogs Verständnis für die Astronomie, Physik, Mathematik und Philosophie zu wecken, aber dieser sah darin ein Ausweichen.

„Ich habe mit dem Saufen aufgehört, weil Euer Horoskop mich vor den Folgen warnte. Jetzt will ich Genaueres über die Gefahr im März 1634 wissen.“

„Wir können schon morgen zu Tode kommen“, entgegnete Kepler. „Angenommen, Euer Pferd stürzt zufällig und Eure Fürstliche Gnaden fallen so unglücklich, daß Sie das Genick brechen.“

Niemals ist der Zufall auszuschließen, der jede Berechnung zuschanden macht. Eure Hoheit bewegen sich steif wegen des Podagras. Würdet Ihr nichts dagegen tun, verkürztet Ihr Euer Leben. Wenn der Wind den Pollen über die Ähren treibt, ist es ganz zufällig, welcher Pollen welche Blüte befruchtet. Ebenso

zufällig ist es, wie die Sterne während einer Geburt stehen. Aber die Bewegung der Gestirne ist in ewige Gesetze eingeschreint.“

Wallenstein wurde von Tag zu Tag ungeduldiger. Der Zeitpunkt seiner Abreise nach Karlsbad rückte heran, und er fühlte sich von Kepler an der Nase herumgeführt.

Senno, mit dem er sich zwischendurch beriet, bestärkte ihn aus Eifersucht in seinem Eindruck, daß Kepler die Astrologie absichtlich herabsetze und ihn mit Spekulationen hinhalte.

„Wir brauchen ihn eigentlich nur für die Daten und Berechnungen“, meinte er einschmeichelnd. „Der Deutungen, die er scheut, sind Eure Fürstliche Gnaden selbst mächtig. Meine bescheidene Assistenz sollen Hoheit niemals vermissen.“

Kepler war ebenfalls voller Unrast und Zorn. Wallenstein zeigte wenig Verständnis für wissenschaftliche Fragen, wick jedem Gespräch über die unerträglich gewordenen Zustände in Sagan und das nicht erfüllte Versprechen einer Universitätsgründung aus. Statt dessen quälte er ihn mit Wünschen nach einem Prognostikum, ohne die bedrängte Zukunft seines Mathematikers bemerken zu wollen.

Neunundzwanzig Tage hatte er nun schon in Jičín vertrödelte. Jetzt wollte er sich nicht länger hinhalten lassen. Susanna hatte ein Mädchen geboren. Sie und die Kinder litten unter seiner Abwesenheit. Die Taufe für Anna-Maria mußte er selbst vorbereiten, er besaß keinen Diener wie der Herzog.

Es blieb Wallenstein nicht verborgen, daß Kepler seine Abreise vorbereitete. Zuerst empörte ihn die Eigenmächtigkeit seines Mathematikers, dann griff er den Wink auf und sagte gelassen:

„Wir haben uns nicht gefunden. Ich bin unzufrieden, weil Ihr mir Eure Prognose verweigert, Ihr seid es, weil ich Euch die zwölftausend Gulden nicht zahlen.“ Er überlegte, ob er „kann“ oder „will“ sagen sollte. De Witte hatte er geschrieben, daß er kein Geld habe. Was er beanspruchte und was er besaß, war ein Unterschied.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. „Ihr könnt das Geld sofort

bekommen, wenn Ihr mir das Horoskop um zehn Jahre weiterführt.“

Kepler verbarg seine Überraschung nicht. „Wie könnt Ihr die Schuld des Kaisers gegen eine Arbeit für Euch aufrechnen? Wie könnt Ihr glauben, daß ich ein Unmögliches wider besseres Wissen beginne? Wollt Ihr einen Scharlatan, der sein Gewissen verkauft, oder einen Astronomen, der gewissenhaft seine Arbeit verrichtet?“

Was ich Euch versprach, Hoheit, als ich in Eure Dienste trat, will ich weiterhin halten. Ich hoffe, für mich und meine Familie, daß Eure Fürstliche Gnaden dieses gnädig bedenken wollen.“

Wallenstein senkte den Kopf. Trotz seiner Verärgerung wollte er Kepler die Achtung nicht versagen. Befehlen konnte er ihm nichts, ihn auch nicht des Vertragsbruchs anklagen. Kepler war nicht in seine Dienste getreten, um ihm seine Wünsche zu erfüllen, sondern um sein astronomisches Werk fortzuführen.

Vom Fenster blickte er ihm nach. Kepler wirkte wie ein Zwerg auf dem hochbeinigen Pferd, das er ihm überlassen hatte. Bitter empfand Wallenstein seine Ohnmacht gegenüber seinem Gast, den er nicht begriff.

Doch Kepler war ihm trotz seiner Weigerung nützlich gewesen. Manche Verhältnisse sah er jetzt, nach den Gesprächen, klarer als zuvor. Kepler konnte ihm weiterhin von Nutzen sein, auch wenn er ihm nicht zu Willen war. Was ihn nur so widersetzlich davon abhielt, das Horoskop fortzuführen? – Er mußte vor der Zukunft auf der Hut sein.

Kepler atmete erleichtert die frische Luft, schaute verwundert auf das zarte Grün der Birken und Weiden. Wie befreit fühlte er sich, und ohne einen Blick zurückzuwerfen, ritt er in Richtung Sagan, voller Freude auf seine Familie. Was ihm die Zukunft auch bringen mochte, er würde seiner Überzeugung treu bleiben.

Noch hatte der Fürst sein Interesse an ihm nicht verloren,

doch falls er eines Tages nicht mehr Herr der kaiserlichen Armee sein würde, konnte es ganz erlöschen. Vielleicht duldete der Herzog ihn nur noch, weil er vor den Augen der Welt nicht wortbrüchig erscheinen mochte.

Auf jeden Fall mußte er sich auf einen Wechsel vorbereiten. In Sagan würde er es nicht mehr lange aushalten; er brauchte den Umgang mit gebildeten und gleichgesinnten Menschen, das Fluidum einer Stadt wie Regensburg, Ulm oder Straßburg.

Den Druck der Ephemeriden für die Jahre 1627 bis 1634 würde er bis Oktober beendet haben. Dann wollte er sich nach einem neuen Wohnsitz umsehen.

Zu seinem sechzigsten Geburtstag würden sich die Sterne fast in der gleichen Position wie zu seiner Geburt befinden, vielleicht ein Zeichen für den Anfang eines neuen Lebens.

EPILOG

Am 8. Oktober 1630, ein halbes Jahr nach den Gesprächen mit Wallenstein, verließ Kepler Sagan und reiste nach Leipzig.

In das Gästebuch seines Wirtes schrieb er:

„Mag einer dem Gestürzten seinen Fall vorwerfen
und folgte ihm doch selber im Sturz:
O tapfer warst du vor der Gefahr,
wie eitel war deine Tugend.“

In seinem letzten Brief an seinen Freund Bernegger schrieb er:

„Jetzt reise ich weiter nach Regensburg und Linz und von dort zum Herzog, also nach Sagan, so Gott will . . ., betet für mich.“

Anfang November erreichte Johannes Kepler Regensburg, wo der Reichstag tagte. Er wurde von einem hitzigen Fieber befallen; Medikamente und Aderlaß blieben wirkungslos.

Der Kaiser erfuhr von Keplers Krankheit und ließ ihm durch einen Boten dreißig Gulden bringen.

Am 15. November 1630 starb Johannes Kepler. In seinem Gepäck fand man folgenden Vers:

„Himmel hab ich gemessen,
jetzt meß ich die Schatten der Erde,
Himmlischen Lebens mein Geist,
Schatten mein Leib, der hier liegt.“

Am Abend des Begräbnisses tat sich der Himmel auf, und Feuer in Gestalt einer Kugel fiel herab, die man weithin über Regensburg sehen konnte, berichtet die Legende.

Nach der Zerstörung des Friedhofs während der Belagerung Regensburgs durch die Schweden im Jahre 1633 war das Grab Keplers nicht mehr auffindbar.

Keplers Familie erhielt vom Kaiser die zwölftausend Gulden nicht ausgezahlt.

Im September 1630, fünf Monate nach dem Gespräch mit Kepler, wurde Wallenstein von Kaiser Ferdinand II. auf dem Kurfürstentag zu Regensburg als Feldherr entlassen.

Wallenstein zog sich auf seine Besitzungen nach Böhmen zurück und führte seinen prunkvollen Hofstaat weiter, für den er aus seinem Herzogtum Mecklenburg monatlich zwanzigtausend Gulden bezog.

Im Jahre 1631, als König Gustav Adolf von Schweden siegreich in Deutschland vordrang und die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sich mit ihm verbündeten, gewann Kaiser Ferdinand II. erneut Wallenstein als Feldherrn und erteilte ihm, nachdem Gustav Adolf bei Breitenfeld General Tilly vernichtend geschlagen hatte, eine fast unumschränkte Gewalt über das Heer.

Wallenstein brachte bis zum Mai 1632 fünfunddreißigtausend Mann zusammen, mit denen er die in Böhmen einmarschierten Sachsen vertrieb. Dann wandte er sich gegen Gustav Adolf, der seinen Siegesfeldzug in Süddeutschland fortgesetzt hatte.

Im Juli 1632 standen sich die Heere Wallensteins und Gustav Adolfs bei Nürnberg gegenüber. Der Kampf endete mit einem Rückzug der Schweden, nachdem ihr Angriff gegen Wallensteins Lager gescheitert war.

Am 16. November 1632 trafen die Heere erneut bei Lützen aufeinander. König Gustav Adolf fiel, die Schweden behaupteten das Schlachtfeld. Die Kaiserlichen erbeuteten die größere Anzahl von Standarten und zogen sich nach Leipzig zurück.

Im Oktober 1633 besiegte Wallenstein die Sachsen bei Steinau. Einen Monat später eroberten die Schweden Regensburg.

Durch Friedensverhandlungen wollte Wallenstein den Krieg beenden, überschritt damit aber seine Befugnisse. Ihm wurde Verrat vorgeworfen, und der Kaiser befahl im Januar 1634 seine Absetzung und strafrechtliche Verfolgung. Einen Monat darauf bezichtigte der Kaiser ihn des Hochver-

rats. Er sollte lebendig oder tot nach Wien geschafft werden.

Am 25. Februar 1634 wurde Wallenstein in Eger meuchlings ermordet. Seine Güter wurden unter den Anhängern des Kaisers verteilt.

CHRONOLOGIE

- 1571 Johannes Kepler in Weil der Stadt in Württemberg am 27. 12. geboren
Der indische Großmogul Akbar (1542–1605) erkennt die Gleichberechtigung aller Religionen an
- 1572–1581 Freiheitskampf der Niederlande gegen die spanische Herrschaft
- 1572 Tycho Brahe entdeckt einen neuen Stern
- 1573 Akbar schafft die Versklavung von Kriegsgefangenen ab
Massenauswanderung französischer Protestanten
Erste Zuckerraffinerie Deutschlands in Augsburg
- 1574 Matthias Flacius veröffentlicht „Magdeburgische Zenturien“
Beginn der wirtschaftlichen Erschließung Sibiriens
- 1576 Tycho Brahe errichtet auf der Insel Hven seine Sternwarte Uraniborg
- 1577–1583 Kepler besucht die Lateinschule in Leonberg und Ellmendingen
- 1580 Evangelisches Glaubensbekenntnis im „Konkordienbuch“ festgelegt
Francis Drake beendet Erdumseglung
- 1582 Einführung des von Luigio Lilio u. a. Gelehrten entwickelten Gregorianischen Kalenders durch Papst Gregor
- 1583 Scaliger begründet die wissenschaftliche Chronologie
Monteverdi schafft mehrstimmige Chorlieder (Madrigale)
Erste englische Niederlassung in Nordamerika (Neufundland)
Albrecht von Wallenstein in Heřmanice am 24. 9. geboren
- 1584–1588 Kepler besucht die Klosterschule in Adelberg und Maulbronn
- 1584 Gründung der Hafenstadt Archangelsk
- 1588 Englische Flotte besiegt die spanische Armada
- 1589 Tintoretto vollendet sein Gemälde „Das Paradies“
- 1589–1594 Kepler studiert an der Universität Tübingen

- Wallenstein erhält Privatunterricht durch Hauslehrer und „Böhmische Brüder“ protestantischer Prägung
- 1590 Janssen erfindet das Mikroskop
- 1592 Galilei wird Dozent an der Universität Pisa
- 1593 Glasiertes Steingut wird in Delft erzeugt
Heinrich IV. von Frankreich tritt zum Katholizismus über
- 1594 Kepler wird Lehrer für Mathematik an der Stiftsschule in Graz und Landschaftsmathematiker
- 1596 Barents entdeckt Spitzbergen und die Bäreninsel
Keplers Buch „Mysterium cosmographicum“ („Weltgeheimnis“) erscheint
- 1597 Kepler heiratet Barbara Müller (1573–1611)
Galilei schreibt einen prokopernikanischen Brief an Kepler
Tycho Brahe verläßt seine Insel Hven
Die spanische Flotte wird beim Angriff auf England vernichtet
Das Gresham College für Kaufleute wird in London eröffnet
- 1598 Einmonatige Verbannung Keplers aus Glaubensgründen
Der Katholizismus wird in Frankreich Staatsreligion, Protestanten werden geduldet (Edikt von Nantes)
- 1598–1599 Wallenstein besucht die Lateinschule zu Goldberg in Schlesien
- 1599 Tycho Brahe wird Astronom Kaiser Rudolfs II.
Gilbert begründet die Lehre vom Erdmagnetismus
Shakespeare schreibt sein Schauspiel „Julius Cäsar“
- 1599–1600 Wallenstein besucht die Universität Altdorf bei Nürnberg. Haft und Ausweisung wegen Unfugs und Tätlichkeiten
- 1600 Kepler besucht Tycho Brahe in Benatek bei Prag
Kepler wird endgültig aus Graz vertrieben, da er nicht zum Katholizismus übertritt – er geht nach Prag
Giordano Bruno wird als Ketzler in Rom verbrannt
Th. Bodley richtet in Oxford eine Bibliothek ein
- 1600–1601 Kepler arbeitet mit Tycho Brahe in Prag zusammen.

- Brahe stirbt am 24. 10. 1601; Kepler wird vom Kaiser zum Nachfolger ernannt
- Der geschmückte Weihnachtsbaum wird zum erstenmal in Deutschland erwähnt
- Shakespeare schreibt sein Schauspiel „Hamlet“
- Wallenstein bereist Deutschland, Frankreich, Italien
- 1602 Campanella schreibt seine Utopie „Sonnenstaat“
- Gründung einer holländischen Gesellschaft für Indienhandel
- 1603 Gründung der wissenschaftlichen Akademie der „Luchs-äugigen“ in Rom. Galilei wird Mitglied
- 1604 Kepler veröffentlicht sein Buch „Astronomiae pars optica“, den optischen Teil der Astronomie
- Die Reformation wird in Österreich und Ungarn zurückgedrängt
- 1605 Wallenstein erhält sein Offizierspatent, nimmt teil am Kriegszug von Georg Basta und Tilly in Ungarn und der Slowakei
- Wallenstein wird katholisch
- Cervantes' „Don Quichotte“ erscheint
- Börse in Lübeck gegründet
- 1606 Kepler veröffentlicht sein Buch „Der neue Stern im Fuß des Schlangenträgers“; Flucht vor der Pest aus Prag
- 1607 Bauernaufstand in Rußland gescheitert
- Sibirien bis zum Jenissei russisch
- 1608 Protestantische Union in Deutschland gegründet
- Wallenstein bittet Kepler inkognito um ein Horoskop
- Franzosen gründen Quebec in Kanada
- 1609 Kepler veröffentlicht die „Neue Astronomie“ („Astronomia nova“). Das Buch enthält die beiden ersten Planetengesetze
- Wallenstein heiratet Lucretia von Vičkov; nach ihrem Tod 1614 erbt er große Güter
- Die Katholische Liga wird in Deutschland gegründet
- Religionsfreiheit in Böhmen durch „Majestätsbrief“ Kaiser Rudolfs II. garantiert
- 1610 Galilei veröffentlicht seine Schrift „Der Sternbote“,

- in der er seine Beobachtungen mit dem Fernrohr darlegt
- Kepler bestätigt Galileis Entdeckungen in seiner Schrift „Unterredung mit dem Sternboten“
- 1611 Kepler begründet die Lehre von der Lichtbrechung und die der astronomischen Teleskopbeobachtung
Rubens malt „Kreuzabnahme“
- 1612 Kaiser Matthias bestätigt Kepler als Hofmathematiker
Kepler übersiedelt von Prag nach Linz und übernimmt dort das Amt des Landschaftsmathematikers
- 1613 Kepler heiratet Susanna Reuttinger
Kepler vertritt auf dem Reichstag zu Regensburg den Gregorianischen Kalender
- 1614 Der Schotte Napier veröffentlicht Logarithmentafeln
- 1615 Keplers Mutter wird als Hexe verdächtigt
Kepler veröffentlicht seine Schrift „Neue Raummesskunst für Weinfässer“
- 1616 Papst Paul V. verbietet die Lehre von Copernicus, bis sie verbessert würde, und verlangt von Galilei, sie nicht mehr zu lehren
- 1617 Kepler lehnt die Berufung der Universität Bologna ab
Kepler reist zur Verteidigung seiner Mutter nach Leonberg
Wallenstein unterstützt den späteren Kaiser Ferdinand im Kampf gegen Venedig, wird Oberst und Graf
- 1618 Prager Fenstersturz, Beginn des Dreißigjährigen Krieges
Wallenstein unterstützt Kaiser Ferdinand II. gegen die Aufständischen in Böhmen, erwirbt große Besitzungen durch den Kauf von Gütern protestantischer Flüchtlinge nach der Schlacht am Weißen Berg bei Prag 1620
Harvey begründet die Lehre vom Blutkreislauf
Kepler beendet sein Buch „Harmonices mundi“ („Weltharmonik“), in dem er das dritte Planetengesetz formuliert
- 1618–1621 Kepler veröffentlicht in drei Teilen den „Grundriß der kopernikanischen Astronomie“
- 1619 Der Papst in Rom verbietet Keplers „Grundriß . . .

- Kepler wird von der evangelisch-lutherischen Kirche vom Abendmahl ausgeschlossen
- Gründung von Banken in Venedig und Hamburg
- 1620 Francis Bacon veröffentlicht philosophische Werke
- 1620–1621 Kepler verteidigt seine Mutter im Hexenprozeß und erwirkt Freispruch
- 1621 Prager „Blutgericht“ – Hinrichtung von 27 Führern des Böhmisches Aufstandes durch Kaiser Ferdinand II.
- 1622 Kepler wird von Ferdinand II. im Amt bestätigt
- Keplers Mutter stirbt
- Heinrich Schütz komponiert das „Auferstehungs-Oratorium“
- Der Holländer Drebbel baut ein Unterseeboot
- 1623 Wallenstein heiratet Isabella Katharina von Harrach
- 1624 Gesetzlicher Schutz für technische Erfindungen in England begründet
- Ferdinand II. erhebt Friedland zum Fürstentum
- 1625 Kepler beginnt mit dem Druck der „Rudolfinischen Tafeln“
- Wallenstein bittet Kepler um Korrektur des Horoskops
- Wallenstein wird vom Kaiser zum Herzog von Friedland und Generaloberst-Feldhauptmann ernannt
- Wallenstein bildet das Kontributionssystem aus: Für Verpflegung und Sold muß die Bevölkerung aufkommen
- Galilei verfaßt sein Buch „Dialog“, in dem er das kopernikanische Weltsystem verteidigt
- Grotius fordert ein allgemeinverbindliches Völkerrecht
- 1626 Sieg Wallensteins über Ernst von Mansfeld an der Desauer Brücke. Verfolgung der Geschlagenen nach Ungarn
- Belagerung von Linz durch aufständische Bauern
- Kepler verläßt infolge der Rekatholisierung Linz und geht nach Ulm, um den Druck der „Rudolfinischen Tafeln“ fertigstellen zu können
- Gründung von Neu-Amsterdam auf Manhattan
- 1627 Wallenstein erobert Schlesien und vertreibt zusammen

- mit den Truppen Tillys Christian IV. von Dänemark aus Deutschland
- Wallenstein erhält das Herzogtum Sagan
- Graf Tilly, General der Katholischen Liga, besiegt Christian IV. bei Lutter am Barenberg
- Kepler überreicht Kaiser Ferdinand II. in Prag die „Rudolfinischen Tafeln“
- Die erste deutsche Oper „Daphne“ von Heinrich Schütz uraufgeführt
- 1628 Der Kaiser ernennt Wallenstein zum General des Baltischen und Ozeanischen Meeres, übereignet ihm das Herzogtum Mecklenburg, dessen Herzöge er 1629 ächtet
- Kepler tritt in die Dienste Wallensteins und übersiedelt nach Sagan (Schlesien)
- 1628–1630 Wallenstein bittet Kepler mehrfach um die Anfertigung bzw. Begutachtung von Horoskopen führender Persönlichkeiten
- Wallenstein belagert vergeblich Stralsund, besiegt Christian IV. bei Wolgast
- Comenius verfaßt die „Große Unterrichtslehre“ für naturgemäße Erziehung
- 1629 Erlaß des Kaisers über die Restitution des Kirchenbesitzes (Restitutionsedikt)
- Friedensschluß zu Lübeck zwischen dem Kaiser und dem König von Dänemark auf Betreiben Wallensteins
- Rekatholisierung Sagens
- Kepler druckt die Ephemeriden (Sternstagebücher) in Sagan
- 1630 Zusammentreffen von Kepler und Wallenstein in Jičín im April
- Gustav Adolf, König der Schweden, landet im Juli auf Usedom
- Der Kaiser entläßt im August Wallenstein
- Der Bankier Hans de Witte begeht nach seinem finanziellen Zusammenbruch am 11. 9. Selbstmord
- Johannes Kepler stirbt am 15. 11. in Regensburg
- 1631 Eroberung Magdeburgs durch Tilly
- Gustav Adolf besiegt Tilly bei Breitenfeld bei Leipzig

- 1632 Sächsische Truppen erobern Teile von Böhmen
 Gustav Adolf besiegt Tilly bei Rain am Lech und erobert München
 Kaiser Ferdinand II. betraut Wallenstein erneut mit dem Oberkommando
 Wallenstein erobert Prag, vertreibt die sächsischen Truppen aus Böhmen und aus der Lausitz, wendet sich gegen die Schweden bei Nürnberg, widersteht ihren Angriffen
 In der Schlacht bei Lützen fällt der Schwedenkönig am 16. 11.; Wallenstein räumt das Schlachtfeld
- 1633 Gustav Adolfs Tochter Christine erbt den Thron
 Wallenstein dringt in Schlesien ein und führt Verhandlungen mit Sachsen und Schweden, die ergebnislos bleiben
 Wallenstein besiegt im Oktober bei Steinau die sächsisch-schwedischen Truppenteile
 Bernhard von Weimar erobert mit schwedischen Truppen Regensburg
 Der Friedhof, auf dem Kepler begraben wurde, wird völlig zerstört
- 1634 Galilei wird in Rom verurteilt und schwört ab
 Keplers Sohn Ludwig veröffentlicht Keplers Buch „Traum vom Mond“
 Rembrandt malt „Selbstbildnis“
 Gründung einer Börse in Leipzig
 Kaiser Ferdinand II. bezichtigt Wallenstein des Verrats, setzt ihn ab und befiehlt seine Gefangennahme: lebendig oder tot
 Am 25. 2. wird Wallenstein in Eger ermordet

LITERATUR-AUSWAHL

Kepler, Johannes, Gesammelte Werke, Bd. 1–19, München 1937 bis 1975

Kepler, Johannes, Der Mensch und die Sterne. Aus seinen Werken und Briefen, hg. v. M. List, Wiesbaden 1953

Caspar, Max, Johannes Kepler, 3. Aufl., Stuttgart 1958

Gerlach, W. u. List, M., Johannes Kepler, Leben und Werk, München 1966

Johannes Kepler, Weltharmonik, übers. u. eingel. v. Max Caspar, München/Berlin 1967

Schmidt, Justus, Johannes Kepler, Linz 1970

Johannes Kepler, Selbstzeugnisse, ausgew. u. eingel. v. Franz Hammer, übers. v. Esther Hammer, Stuttgart 1971

Hemleben, Johannes, Johannes Kepler, Hamburg 1971

Bindel, Ernst, Johannes Kepler, Stuttgart 1971

Hoppe, Johannes, Johannes Kepler, Leipzig 1975

Wollgast, S., u. Marx, S., Johannes Kepler, Leipzig/Jena/Berlin 1976

Schiller, Friedrich, Wallenstein, Werke, Bd. 3, Gera 1895

Schiller, Friedrich, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Werke, Bd. 6, Gera 1895

Diwald, Helmut, Wallenstein, München 1969

Gedenkstätten:

Weil der Stadt, Geburtshaus

Regensburg, Kepler-Gedächtnishaus

Herzlichen Dank allen Freunden für ihre Unterstützung bei dem Besuch der historischen Stätten. Ebenso danken wir Christiane Nüsse für ihre umsichtige Mitarbeit.

